This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

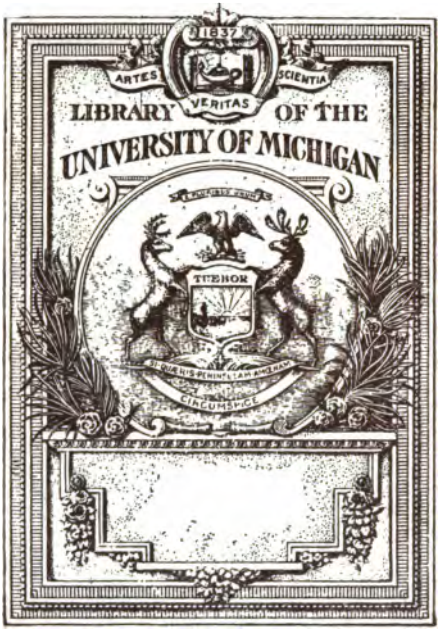
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

3.

G
149
.J86

Neues Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Sieben und Funfzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Lincke

Ein und Achtzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

Inhalt.

Seite

I. Flüchtige Blätter. (Aus einem in Spanien und Portugal während der Jahre 1832 bis 1834 gehaltenen Tagebuche) von Oberst-Lieutenant Lovell Badcock. (Schluß) 1

II. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Fortsetzung) . 30

III. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung) 48

IV. Reisen in der Nil-Ebene, von James Augustus St. John. (Fortsetzung) 58

V. Miscellen 96

VI. Reisen in der Nil-Ebene, von James Augustus St. John. (Fortsetzung) 97

VII. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung) 145

VIII. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Fortsetzung) . 160

IX. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung) 175

X. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Fortsetzung) 193

411719

Seite

XI. Ausflug in die chinesischen Thee-Distrikte 225

XII. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Fortsetzung) 237

XIII. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Fortsetzung) 252

XIV. Reisen in der Nil-Ebene, von James Augustus St. John. (Schluß) 269

XV. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico, von Oberst Flinter. (Schluß) 289

XVI. Schoolcraft's Reise am Mississippi. (Schluß) . . 306

XVII. Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste. (Schluß) 326

XVIII. Miscellen. 362

I.

Flüchtige Blätter.

einem in Spanien und Portugal während der Jahre 1832 bis 1834 gehaltenen Tagebuche)

von

Oberst-Lieutenant Lovell Badcock.

(Schluß).

7.

ischer Wall — Bevölkerung von Oporto — Kirchen — Wohl-)ätigkeitsanstalten — Klöster — Einkleidung einer Nonne — ollegien — Recolhimentos — Springbrunnen und Wasserlei- ungen — Regierung der Stadt — Handel — Duero-Weine — lima von Oporto — Fluthen — Lage eines Hauses — Don)edro — britische Kirche — eine Familie — Cholera — Mangel.

a Nova de Gaya ward im Jahre 1255 von König Al- gegründet. Im Jahre 1355 besiegten die Portuenser den erneur des Castells von Gaya, Gonsalvez de Figuerido, ben ihn und rasirten das Schloß, das nie wieder aufge- worden ist. Ein Theil der Stadt Oporto ist von einem mauriſchen Walle umgeben, welchen die Könige Al- VI., Peter I. und Don Fernando (1279), in zehn Jah- bauten. Er hat 3030 Schritte im Umfange und 30' Höhe, umfaßt viele der interessantesten Stadttheile.

Lincke

Innerhalb befinden sich drei Parochieen, die Cathedrale, St. Nicolas und Senhora de Vitoria. Außerhalb liegen die Pfarreien St. Ildefonso, Quinta de Campanham, St. Pedro, N. S. de bon Viagem (glückliche Reise) und Cedofeita (rasch gebaut), welche drei letztere die Vorstadt Miragaya bilden, außerdem noch die Pfarreien von Santa Marinha und St. Christovao de Mafameda, die im Jahre 1787 nach den Kirchenlisten zusammen 63,505 Einwohner und 15,138 Feuerstellen zählten.

Die Hauptkirchen in Porto (außer den prächtigen Klosterkirchen) sind: die Cathedrale, ein ausnehmend schönes Gebäude, von Henriquez erbaut; die Collegial-Kirche von Cedofeita, in rein gothischem Geschmack 559 errichtet und während der ganzen Maurenherrschaft durch Zahlung eines Tributs vor Zerstörung geschützt; die 1555 erbaute Kirche Misericordia, welche mit einem Institute verbunden ist, wo 2000 Kranke verpflegt, Arme unentgeltlich beerdigt und 900 Findlinge aufgenommen und erzogen werden; ferner die wunderschöne Kirche der Cleriker (Clerigos) 1748 erbaut, mit dem höchsten Thurme des Königreichs, den man 10 Leguas weit vom Meere aus sieht, und viele andere, wie auch gegen 80 Kapellen. — Jede Pfarrkirche hat eine Erminadada, diejenige zum Herzen Jesu nimmt zerlumpte Knaben und Mädchen auf, nährt und kleidet sie und sucht sie durch Losreißung von ihren alten Umgebungen zu bessern.

Kein Land, England ausgenommen, ist so reich an wohlthätigen Anstalten, als Portugal, noch ist irgend ein Volk von Natur wohlwollender und freundlicher als die Portugiesen. Oeffentliche Hospitäler sind: 1) das königliche Hospital; 2) das für Findlinge; 3. und 4. für Unglückliche und Arme; 5) für Bettler; 6) für alte Frauen; ferner die Hospitäler St. Crispin für alte Frauen, das von St. da Silva, St. Francisco de Carmo und das englische Hospital. Unter den besten ist das königliche

Hospital, das, einem Palaste gleich, von Granit erbaut ist, und dessen zahlreiche Kranke von den vorzüglichsten portugiesischen und englischen Aerzten behandelt und mit der besten Arznei versehen sind. Auch werden Stadtkranke zu halben Preisen damit versorgt. Ein neues Hospital, ein großes viereckiges Gebäude, mit einer Kirche in der Mitte, ist im Jahre 1769 zu bauen angefangen, aber aus Mangel an Fonds noch nicht vollendet worden.

Man zählt 12 Klöster und 5 Convente.

Ich war Zeuge der Einkleidung einer jungen Dame, als Novize und der Einschleierung derselben nach dem Probejahre. Im bräutlichen Schmucke, mit Juwelen und geschmackvollem Haarputz, von einigen ihrer Verwandten und ihren beiden Pathen gefolgt, ging sie nach der Kirche Sta. Clara und bestieg den Altar, wo Priester in vollen Kleidern sie erwarteten. Sie ward hierauf befragt, ob sie freiwillig der Welt entsage, was sie bejahte. Sie zitterte sehr, doch wie es schien nur wegen der Oeffentlichkeit der Verhandlung. Sie mochte 18 Jahr alt sein, war schön und lieblich und hatte das herrlichste Haupthaar. Nachdem sie die Kirche verlassen, ging der Zug nach dem Kloster, wo sie anklopfte, die Thüren öffneten sich; alle Nonnen, mit der Aebtissin an ihrer Spitze, standen drinnen. Befragt, was sie wolle, antwortete sie, sie wünsche in die heilige Schwesterschaft aufgenommen zu werden. Hierauf ward sie hinter das Gitter gelassen und zum zweitenmale befragt. Auf gleiche Antwort entkleidete man sie all ihres Schmuckes und legte ihr Ordenskleider an. Man schnitt ihr das Haar ab, umarmte sie, legte ihr einen weißen Schleier um und übergab sie für das Novizenjahr der Aufsicht zweier Nonnen.

Die zweite Ceremonie war weniger interessant, aber noch ernsthafter. Die bleich aussehende Novize ward in der innern Kirche zum Letztenmale befragt, hierauf legte man sie auf den

Neues Journal

für die neuesten

Land- und Seereisen

und das

Interessanteste

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leser aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Sieben und Funfzigster Band.

Berlin,

bei August Rücker.

1835.

Journal

für die neueſten

Land- und Seereiſen

und das

Intereſſanteſte

aus der

Völker- und Länderkunde

zur angenehmen Unterhaltung

für

gebildete Leſer aus allen Ständen.

Redigirt

von

Dr. G. G. Friedenberg.

Lincke

Ein und Achtzigſter Band.

Berlin,

bei Auguſt Rücker.

1835.

2) Branntwein zu fabriciren und zu verkaufen in den Provinzen von Minho, Tras os Montes und Beira, jedoch ohne Verbot für die Pächter, sich ihren Hausbedarf selbst zu bereiten; 3) den Weinhandel nach Brasilien ausschließlich zu führen.

Diese Compagnie ward geleitet von der Junta für die Generalverwaltung des Weinbaus am obern Duero, die aus einem Provedor, Viceprovedor, sieben Deputirten und einem Secretair bestand, und alle zwei Jahre aus den Aeltesten der Compagnie erwählt wurde.

Gegen 18,000 Pipen Wein wurden in der Stadt und Umgegend von der Compagnie verbraucht, wozu noch 3000 auf Privatverbrauch kommen. Portugal kann sicher die herrlichsten Weine hervorbringen, es giebt kein noch so armes Dorf, wo man nicht guten Wein erhielte; aber der Sorten zur Ausfuhr sind noch wenige.

Die Stadt enthält auch eine, im Jahre 1774 errichtete öffentliche Depositen-Bank, Alvará genannt, wo Jedermann Geld und Geldeswerth sicher unterbringen kann.

Oporto wird, wegen der Reinheit seiner Luft, mit Recht gerühmt; das Volk soll in diesem Landstriche ein hohes Alter erreichen; vom Flusse steigen bisweilen Nebel oder leichte Dämpfe auf, die aber keinen Nachtheil bringen; Sumpfland oder stehendes Wasser giebt es nicht. Die Stadt sieht nach Westen und ist den sanften Seewinden offen. Die Granithügel tragen zur Trockenheit und Gesundheit ihrer Lage bei, eben so die großen Plätze, Gärten und Quintas, welche sich in und nahe der Stadt finden. In der Mitte der gemäßigten Zone gelegen (41° 10′ Breite, 8° 27′ Länge) ist ihr Clima entzückend, die große Hitze stets durch Seewinde gemildert, die Temperatur gleichmäßig und die furchtbare Geißel der Halbinsel, das Wechselfieber, hier fast unbekannt.

Das Land am obern Duero, obgleich bergig und waldreich, ist eines der fruchtbarsten in der Welt. Die Barre an der Mündung des Flusses ist für die Stadt ein großer Uebelstand, da sie die Einfahrt oft zwei Monate lang verschließt. Bisweilen überschwemmt auch der Duero die untere Stadt.

Zu Anfange der Belagerung fanden sich glücklicherweise große Vorräthe von Reis und Bacalhao in der Stadt. Diese, mit einigen Kohlblättern, bildeten die Hauptnahrung der Portugiesen. Von meinem Hause aus konnte ich einen großen Theil der miguelitischen Bewegungen auf der Südseite übersehen, ein Vortheil, der freilich dadurch etwas geschmälert ward, daß es im Kreuzfeuer so vieler Batterien lag.

Am 8. Januar 1833 ward ich dem Kaiser vorgestellt. Er empfing mich sehr freundlich und lud mich zur Tafel. Don Pedro war von mittlerer Größe, schlank und gewandt; seine Constitution trug nicht den Stempel der Gesundheit und schien durch Strapazen erschöpft; seine Sitten waren gut und einnehmend, er lebte sehr mäßig, trank nur Wasser, und wenn er ein Glas Wein nahm, so geschah es als Höflichkeit gegen irgend einen Fremden, eine Ehre, die mir widerfuhr. Ich besuchte die Batterien, besah die Truppen und besprach mich mit den verschiedenen Heerführern.

Am 20. Januar, einem Sonntage, ging ich in die britische Kirche zu Cedofeita, welche auf einem erhabenen Platze außerhalb der Stadt liegt und ein zierliches, einfaches Gebäude ist, ähnlich der Kirche in Lissabon. Sie hat einen prächtigen Garten, der zur Halbschied als Kirchhof benutzt wird, voll der erlesensten Pflanzen und von einem Walle umschlossen ist.

Ich speiste mit Senhor Vanzeller, einem Mitgliede einer der vornehmsten Handelsfamilien der Stadt. Seine Gemahlin, eine sehr hübsche Portugiesin, besaß einen Garten, auf den sie,

gleich allen ihren Landsmänninnen außerordentlich viel hielt; das Haus lag außer der Stadt. Auch besaßen sie eine schöne Quinta, Mirante genannt, etwa eine Meile nördlich von der Stadt, die zu einem Militairposten umgeschaffen worden war. Die schönen Gärten, das Kanarien-Vogelhaus und alle Goldfische waren also vernichtet. Die Familie wohnte während der Belagerung meist auf einer andern Quinta, drei Leguas am Duero aufwärts.

Am 4. Februar brach die Cholera aus, während zu gleicher Zeit die Vorräthe sehr theuer und spärlich zu werden anfingen. Das Wetter war kalt und feucht, Pferdefutter war sehr schwer zu bekommen.

(Wir übergehen in diesem Abschnitte die Schilderungen, welche unser Verfasser von der Belagerung Oportos entwirft, Scenen die noch in frischem Andenken bei unsern Lesern sein werden. Die folgenden Capitel enthalten nur Details dieser Art, weshalb wir sie ganz weglassen).

8.

Befreiung der Stadt — Glückwünsche — Anecdote — Ehrlichkeit der Portugiesen — Sonntagsfeier — Ufer des Duero — anmuthige Ausflüge — portugiesisches Leichenbegängniß — die Weinlese — Vergnügungen — das Theater — Gesellschaften — medicinische Zauberei — Zurüstung zur Abfahrt.

Am 19. August war Duero und Stadt frei; die Miguelisten waren abgezogen. Wir, gleich Schwalben nach dem Regen, begannen unsere Federn zu schütteln. Sechszehntausend Bürger und siebentausend Soldaten hatten während der Belagerung ihr Leben eingebüßt. Handelsschiffe liefen an demselben Nachmittag in den Duero ein, die portugiesischen Schiffe und Forts salutirten, und die Bürger konnten nun wieder lustwandeln, ohne Gefahr zerschmetterter Schädel.

Die Freude war allgemein. Man sahe die Einwohner einander in den Armen liegen, sich Glück wünschend, so großen Schrecken entronnen zu sein, aber alle dies Glück war mit Thränen vermischt, denn fast Jeder hatte Freunde und Verwandte zu betrauern. Die Häuser waren in Trümmern, so vieles Eigenthum geplündert, die Stadt um die Hälfte entvölkert und der Handel hatte aufgehört.

Ich will hier einige Züge portugiesischer Ehrlichkeit erwähnen. Ein deutscher Herr hatte vor etwa anderthalb Jahren, vor Anfang der Belagerung, einer armen Bäuerin ein Stück Leinwand übergeben, um Hemden daraus zu verfertigen. Zu seinem größten Erstaunen brachte ihm die Frau die Hemden, mitten durch das Belagerungsheer hindurch und zu einer Zeit, wo alle Truppen nur zu geneigt sein mußten, einen für sie so nützlichen Artikel sich anzueignen. Als man dies einer englischen Dame in Porto erzählte, erwiderte sie: o, das ist noch gar Nichts; eine arme Frau hat mir allen Flachs wiedergebracht, den ich ihr gegeben hatte, um Zwirn daraus zu spinnen, und sie hat mir gesagt, daß sie den Zwirn nicht spinnen könne, weil die Soldaten ihr ihre Maschine verbrannt hätten. — Es gab zahllose Beispiele von Dienern und andern Personen, die lieber in den Straßen bettelten, als daß sie irgend etwas von dem ihnen anvertrauten Eigenthum hätten benutzen sollen. Ich bin gewiß, wenn ich wieder nach Porto käme, dort einige Kleinigkeiten, die ich armen Leuten mit dem Auftrage gab, sie zu behalten bis ich wiederkäme, mit der größten Gewissenhaftigkeit aufbewahrt zu finden. So groß ist die Redlichkeit dieses Volks. Ich zweifle, ob die Tugenden, welche die Verfassung erwecken kann, diejenigen ausgleichen werden, welche verloren gehen dürften, wenn das Volk jeden Morgen zum Frühstück seine Pfennigblätter liest, und der

Dampf und Rauch der Fabriken den reinen Himmel dieſer Stadt verdunkeln wird.

Sonntag, den 25. Auguſt, ſah man die britiſchen Einwohner wieder ihre Andachtsplätze ohne Beſorgniß einnehmen und die Stimme des Geiſtlichen ward nicht mehr vom Donner der Kanonen und dem Krachen ſpringender Stücke übertäubt. Man wünſchte ſich an den Kirchthüren Glück, und ohne Zweifel wurden dem Allmächtigen ſehr aufrichtige Dankſagungen dargebracht.

Ich beſuchte Nachmittags Villa Nova und Oviedo.

Am 1. September fuhr ich den Duero aufwärts bis nach Arnellas, um die Uferſeiten zu beſehen. Der Fluß iſt von ausnehmender Schönheit, von einer hohen Berglandſchaft begrenzt, und die Ufer ſind mit Quintas beſetzt. Der erſte Ort, welchen man erreicht, iſt Olivarez, wo ein ſehr anmuthig gelegenes Kloſter ſich findet, und wohin früher ſehr häufig Luſtfahrten von Geſellſchaften unternommen wurden, die in den Gärten ſpeiſten. Ich fuhr bei Avietas vorüber, wo die Migueliten ihre Brücke geſchlagen hatten. Da mir die Geſinnungen der Leute von Arnellas zweifelhaft ſchienen, ſo ſtieg ich nicht an's Land.

Die Flußboote ſind außerordentlich bequem zur Auffahrt im Strome und zwei Hände ſind hinreichend. Sie haben eine leichte Bedachung, die man nach Wunſch ganz ſchließen kann, und wenn man ſich mit einigen Vorräthen verſieht, kann man nach Luſt und Belieben bei irgend einer romantiſch gelegenen Quinta landen, wo man Früchte und Wein zu jeder Zeit erhalten kann.

Ich machte zwei oder drei höchſt vorzügliche Ausflüge. Die Ufer ſind mit allen Arten von Geſträuchen und Bäumen bekleidet, und der Fluß enthält ganze Schwärme von Fiſchen.

Um dieſe Zeit ſtattete mir Lord George Paulet ſeinen Abſchiedsbeſuch ab. Seine Abreiſe war ein großer Verluſt für

mich, da wir so viel zusammengewesen waren, und die ganze Einwohnerschaft bedauerte sie in gleichem Maße. Die Kaufmannschaft votirte ihm eine Adresse.

Am 4. September gab die britische Association ihr erstes Mittagsmahl nach der Belagerung; das Haus hatte durch die Bomben sehr viel gelitten. Am 9ten fuhr ich über den Duero und ritt nach Carvalhos, eine Entfernung von zwei Leguas und die weiteste, welche ich während der Zeit meines Aufenthalts in Porto jemals zurücklegen konnte. Ein anständig gekleideter Mann zu Pferde warnte mich indessen, mich nicht so weit vorzuwagen, da das Volk ringsumher aus entschiedenen Migueliten bestände, und ein Truppencorps sich zu Oliveira de Azemeis aufhielte.

Ich wohnte einem portugiesischen Leichenbegängnisse — dem des Gouverneurs der Stadt — bei und sah eine Ceremonie, die mir sehr seltsam erschien, die aber landesgebräuchlich ist. Der Schlüssel, womit man den Sarg beim Abgehen des Zuges verschließt, wird von dem Vornehmsten der Leidtragenden an den nächsten Verwandten überreicht. Bei dieser Gelegenheit mußte Sir Thomas Stubbs ihn der Wittwe oder einer nahen Angehörigen abgeben.

Im Begriffe Porto zu verlassen, erhielt ich durch den Nimrod Nachricht, daß man wünsche, ich möchte noch Etwas abwarten oder den Umständen gemäß verfahren. Zur Feier der Ankunft der Königin war großes Tedeum in der Cathedrale (30. September), dem ich beiwohnte, wie jeder andere Officier oder Bürger mit einer großen Wachskerze in der Hand.

Es fuhren mehrere Handelsschiffe in den Duero ein und die Kaufleute waren sehr geschäftig, ihre Weine zur Einschiffung fertig zu machen; namentlich mußten Fässer gemacht werden, um die ungeheure Zahl derer zu ersetzen die zerstört worden waren, da man sich während der ganzen Belagerung der Fässer als

Schanzkörbe bedient hatte. Der Markt war wohl versehen und die Weinlese fiel so reichlich aus, daß man nicht genug Gefäße aufzubringen im Stande war. So ließ man denn den Leuten freies Spiel und die meisten Hausbesitzer machten etwas für sich. Ein Ansehn von Wohlergehen begann wieder vorzuwalten, die Kinder sangen laut in den Straßen und vergnügten sich an Spielen und Gefechten, worin sie die Thaten ihrer Väter trefflich nachahmten, und wobei sie aus kleinen messingenen Kanonen und zinnernen Mörsern trotz der besten Artilleristen schossen.

Don Pedro's Geburtstag ward feierlich begangen, am Abende war Illumination; die Glocken aber wurden nicht geläutet, weil der Kaiser es verboten hatte, was man sehr übel nahm. Die Glocken in Portugal sind ganz besonders wohlklingend und spielen oft sehr schöne Weisen, und das Fest erschien ohne die gewohnten Klänge wirklich sehr öde.

Auch das Theater ward wieder eröffnet. Das Haus gehört zu den hübschen, es ist etwa so groß, als das von Birmingham, aber freilich war die Decke von Bomben ziemlich durchlöchert. Die aufgeführten Stücke waren von sehr revolutionairem Character. Das Wetter war bis zum 30sten sehr stürmisch.

Die Stadt ward immer mehr hergestellt. Am 1. November zündete man zum Erstenmale wieder Lampen in den Straßen an, Gesellschaften wurden wieder gehalten, Briten und Portugiesen gaben Diners. Ich besuchte einige derselben, aber die Portugiesen sind sehr zurückhaltend, alle Damen sitzen an der einen und die Herren an der andern Seite des Zimmers. Es ward recht hübsch gespielt und gesungen, und von Zeit zu Zeit tanzte man. Thee, Wein, Liqueure und Kuchen wurden herumgereicht. In allen Häusern dieses Landes wird ein Theil des Gesellschaftszimmers als Ehrenplatz angesehen, wo die Frau vom

Hause diejenigen unter ihren Gästen versammelt, die sie für am meisten hierzu berechtigt hält; dort steht nämlich ein Sopha mit einigen Stühlen im rechten Winkel, die drei Seiten eines Vierecks einschließen, welches mit Matten und Teppichen bedekt ist, und wo nun jedes Haus seinen kleinen Hof hält.

Ich war jetzt im Begriffe nach Lissabon abzugehen, als ich mir durch einen unangenehmen Zufall das Knie verstauchte. Da man mir sagte, daß die portugiesischen Weiber eine Kurmethode kennten und sie gern in Ausübung bringen möchten, und da ich zum Hinterhalte etwas Opodeldoc besaß, so ließ ich die Behandlung versuchen. Ich fand, daß man Zauberei zu Hülfe nahm, mein Knie wieder in guten Zustand zu versetzen, jedoch benutzte man zu gleicher Zeit eine milde Einreibung aus einem kleinen irdenen Gefäße, die ohne Zweifel von einigem Nutzen war. Die Weiber gingen rund um mich herum und schlangen ihre Hände um mein Knie, wobei sie einige Worte, deren Sinn ich nicht fassen konnte, wiederholt aussprachen. Dieß müsse, sagten sie, dreimal wiederholt werden. Ich hatte indessen an einem Male genug und war in wenigen Tagen hergestellt; sie schrieben meine Genesung ihrem Zauber zu, und ich dem Opodeldoc.

Ich richtete mich ein, um am ersten abzusegeln, nahm Abschied von meinen verschiedenen Bekannten, zwischen denen und mir durch die Gefahren, die wir mit einander getheilt hatten und durch die Menge kleiner Höflichkeiten und Gefälligkeiten, die gegenseitig empfangen und erzeugt worden waren, ein höherer Grad von Anhänglichkeit entstanden war, als sich in den gewöhnlichen Ereignissen des Lebens bildet. Ich schiffte noch am Abende des 30sten einen Theil meines Gepäckes ein.

9.

Eine Täuschung — Freundlichkeit des Volks — Absegeln nach Viana — Ankunft zu Lissabon — Königin und Kaiserin — ein Ausflug — alte Erinnerungen — Setuval — schöne Madonna — Störungen in der Oper — eine Bettlerin — Ankunft zu Cartaxo — Rückkehr nach Lissabon — Abberufung des Lord W. Russel — Reise nach Cintra — der maurische Palast — Palast Ramalhado — Gesundheit von Cintra — Ritt nach Lissabon — Cadix — Salutschüsse — Passionswoche — Nationalgefühle — Mündung der Guadiana — Villa-Real — klägliche Besatzung — Ansehen des Landes — allgemeines Elend — Befehl zur Heimreise — große Gesellschaft — Lumpenmesse — trauriger Anblick — Abreise — Ankunft zu Falmouth.

Am 1. December um 4 Uhr Morgens ging ich nach dem Flusse in der Absicht, mich einzuschiffen, aber mein Diener war, gleich andern seiner Klasse, nachlässig und das Dampfboot war fort, da es früher, als es beabsichtigt hatte, aufgebrochen war. Die Portugiesen, die mich in einer Gruppe erwarteten, schienen von dem Fehlschlagen meiner Absicht sehr erfreut zu sein, und ich trollte mich wieder heim, wobei ich 170 Stufen aufwärts steigen mußte; so tief liegen die Ufer.

Am 4ten wiederholte ich meinen Versuch mit dem Schooner Viper, der nach Viana bestimmt war. Ich stand wieder um 4 Uhr Morgens auf und sandte Diener und Gepäck an Bord, da aber die Barre impassirbar wurde und das Schiff nicht auslaufen konnte, aß und schlief ich an Bord des Nimrod.

Am 5ten, wo das üble Wetter anhielt, kehrte ich nach der Küste zurück. Die Portugiesen, die alle unsere Bewegungen beobachteten, sagten: es wäre Schicksals Wille, daß ich in Porto bleiben solle. Eine Menge dieser Leute, einfach herzliches Volk, wollten mir beistehen und wachten wirklich jede Nacht, wo meine Abreise zu erwarten stand, bereit, mich an den Ort der Einschif-

fung zu begleiten. Jeder wollte irgend etwas von meinen Sachen bis zum Waſſer hintragen, und bei der Abreiſe ſagten ſie: daß ſie für mich weinen würden jeden Morgen und beten jeden Abend.

Am 7ten kam der Präfect, Senhor Miranda, an, um die Stadt nach franzöſiſcher Art zu organiſiren.

Am 9ten verließ ich Porto in einem Cattrahe-Boote, das mich über die Barre führte, an deren Außenſeite die Viper lag. Ich beſuchte noch den Capitain Lokyer von der Fregatte Stag, und am Abende ſegelten wir nach Viana.

Am 11ten kamen wir dieſem Orte gegenüber an und beſprachen uns mit einem Boote, ohne jedoch ankern zu können, da ein heftiger Windſtoß uns nach den Bayona-Inſeln abtrieb. Den folgenden Tag kehrten wir um und ankerten zwei Meilen von der Küſte. Das Volk von Viana ſchien über unſere Ankunft ſehr aufgebracht, nur Lieutenant James, der Commandeur, ging an's Land, da er einige Depeſchen hatte. Die Garniſon beſtand aus 400 Milizen.

Wir gingen demnach am 13ten wieder nach Porto zurück. Der Stag war nach dem Tajo beſtimmt und Capitain Lokyer bot mir höflichſt an, mit überzufahren. Ich ging alſo an ſeinen Bord, wo ich, wie bei allen anderen Gelegenheiten auf Sr. Majeſtät Schiffen, mit der größten Zuvorkommenheit und Güte aufgenommen ward. Am 14ten lichteten wir die Anker und erreichten am 19ten die Felſen von Liſſabon, liefen jedoch, wegen eines ſtarken widrigen Windes, an dieſem Tage nicht ein.

Am 20ſten ſtattete ich bereits meine Beſuche an Lord W. Ruſſell und andere Perſonen ab und bezog eine Wohnung in Reeve's Hotel zu Buenos Ayres.

Die Gemahlin des Senhor Pinto Baſtos war vor Kurzem geſtorben und ich machte ihm deshalb eine Condolenz-Viſite.

Es ist Landesgebrauch, acht Tage lang solche Besuche zu empfangen. Die Familie ist in Trauerkleidung in einem der vornehmsten Zimmer versammelt, welches schwarz ausgeschlagen ist; die Besuchenden treten ein und machen Jedermann ihre Verbeugung; man spricht kein Wort, sondern nachdem man eine kurze Zeit gesessen hat, verneigt man sich wieder und geht. Diese Sitte muß meiner Meinung nach für die Hinterbliebenen sehr schmerzlich sein, obgleich sie für eine Höflichkeit gehalten wird, zu der sich Freunde bequemen müssen.

Ich blieb nur wenige Tage in Lissabon, dessen Befestigungen ich besichtigte. Am 30. December begegnete ich dem Herzoge von Braganza, der in den Straßen der Stadt spazieren ging, er bemerkte mich zuerst, kam auf mich zu und schüttelte mir die Hand. Abends ward ich bei der Kaiserin und der Königin in dem Palaste de las Necessidades eingeführt — eine Benennung, die damals durchaus passend war. Die königliche Gesellschaft befand sich in einem höchst spärlich versehenen Zimmer. Dort stand ein großes Pianoforte und ein kleiner Tisch, an dessen einer Seite die Kaiserin und die Königin saßen, ihnen gegenüber die Gouvernante und eine Kammerdame. Don Pedro stand an ihrer Seite und ein Adjutant an der Thüre. Die Kaiserin war schön und schien eine liebenswürdige Frau zu sein. Die Königin sprach nur wenig und war dem Ansehn nach durch die Gegenwart ihres Vaters beängstigt. Sie war bedeutend gewachsen und schien von sehr freundlicher Gesinnung zu sein; auch zweifle ich nicht, daß sie eine hübsche junge Frau werden wird. Sie reichte mir einige kleine Gemälde mit Charaden darunter, um sie durchzusehen. Ich besuchte hierauf einen Ball und Gesellschaft bei Donna Anna de Camera.

Am 1. Januar war Handkuß bei Ihrer allergläubigsten Majestät. Der ganze Hof von Lissabon hatte sich eingefunden.

Die

Die Damen erschienen nicht wie bei uns mit den Herren vermengt, nur Wenige umgaben die Königin, alle Uebrigen befanden sich in einem Zimmer, im Rücken des Thrones, unseren Blicken entzogen, und dorthin ging man, um denjenigen Damen, mit denen man bekannt zu sein die Ehre hatte, seine Achtung zu bezeugen. Ich fand Wenige dort.

Am 2ten ging ich, nachdem ich meine Pferde nach Cartaxo, wo die Armee stand, vorausgeschickt hatte, in einem Boote den Tajo aufwärts. Das Wetter war schön und warm. Ich kam, Santarem und Alhandra vorbei, zu Villafranca an, welcher Ort von Maulthieren, Karren und einigen Freiwilligen erfüllt war. Es war bereits spät, indessen bestieg ich noch mein Pferd und ritt nach Castanheiro, einem sehr hübsch und romantisch gelegenen Dörfchen am Ufer des Tajo und am Fuße einiger felsigen, malerischen Hügel.

Dieser Ort hat einen Ueberfluß an Olivengärten, Orangen- und anderen Fruchtbäumen, auch giebt es hier ein Kloster, dessen Name wegen der Bereitung von Eingemachtem berühmt ist. Die meisten Einwohner hatten den Platz verlassen. Ich fand endlich eine kleine Posada auf, worin eine hübsche Landfrau mit ihren Schwestern Haus hielt. Der Ort war von Fliegenschwärmen belebt und zudem über Nacht wegen Mangels der Fenster, sehr kalt.

Mit Tagesanbruch, am 3ten, brach ich auf und ritt durch Azambuja, Villa Nova und andere Orte nach Cartaxo. Meine Erinnerungen aus den Zeiten des Halbinselkrieges wurden hier sehr lebhaft angeregt, aber die schönen alten Olivenbäume, welche früher die Gipfel der Hügel bedeckten, waren niedergehauen worden, und nun stand ein jüngeres und noch sehr wenig schattendes Geschlecht an ihrer Stelle.

Am 5ten kehrte ich nach Lissabon zurück. Hier fand ich, nach einer zweijährigen Verschließung auch die Oper wieder eröffnet; freilich gab man bis jetzt nur unbedeutende Vorstellungen.

Setubal (derselbe Name, den die Engländer zum großen Verdrusse der Portugiesen in St. Uves verdreht haben, obgleich nie ein solcher Heiliger existirt hat, und das ursprünglich Tubal heißt) hat eine herrliche Lage, der Hafen und die Umgegend sind entzückend schön. Die besten Orangen, Mandeln und Feigen wachsen hier, und die Nachbarschaft ist reichlich mit Fischen versehen. Die Berge haben Ueberfluß an Kernobst und wohlriechenden Gesträuchen; es ist in der That einer der anmuthigsten Plätze Portugals. Hier wird auch eine Menge Salz gewonnen. Im Hause des Herrn Silva ward ich freundlich aufgenommen. Es war eben die Zeit, wo die Orangen gelesen und nach England eingeschifft werden.

Ich besuchte auch die Klöster. In demjenigen von San Felipa fand ich ein sehr schönes Portrait, für welches von Engländern schon zu verschiedenen Malen große Summen geboten worden waren. Es befand sich in der Kirche und stellt eine Madonna dar, aber auf ganz verschiedene Weise, als ich bisher irgendwo gesehen hatte. Es war ursprünglich ein italienisches Gemälde, und während des Halbinselkrieges hatte man es den Blicken der Franzosen glücklich zu entziehen gewußt. Das Nonnenkloster ist ein sehr altes Gebäude, Pfeiler und Bogen bestehen durchaus aus polirtem Puddingstein und sind wie die ältesten gothischen Baudenkmale gebildet, indem sie ganz genau Baumstämmen und Zweigen gleichen.

Einige Tage wurden mit Besichtigung verschiedener Gegenstände, dem Besuchen der Bälle des amerikanischen Gesandten, der Donna Anna Camera, der öffentlichen Säle u. s. w. sehr angenehm zugebracht. Eines Abends gab es in der Oper eine

Störung und das Stück mußte, wegen Abwesenheit einer Tänzerin, aufgeschoben werden. Da die portugiesischen Theater keine Gallerien haben, so ward das Parterre die Scene des Aufruhrs. Belem, dessen Gärten und jetzt leerstehende Quintas ich oft besuchte, war ganz verlassen, und dasselbe konnte man auch von Lissabon sagen, wo trotz der herrschenden Fröhlichkeit ein Mangel an Gesellschaft verspürt ward, da nur wenige Familien zugegen waren. Am 16ten gab der Graf von Ferrabo (Quintella) ein großes Diner. Niemals habe ich eine größere Pracht entfalten sehen und größeren Ueberfluß jeder Art — es gab hier hundert-eilfjährige Weine.

Eines Tages ging ich spazieren, als eine Frau, in das ärmlichste Bettlergewand, doch reinlich gekleidet, mich ansprach. Ich erkannte sie im ersten Augenblicke in ihrem elenden Zustande nicht, da sie aber nicht direct um eine Gabe bat, rief ich sie zurück, worauf sie zu mir sagte: „Mein Herr, Sie scheinen mich nicht zu erkennen; ich bin die unglückliche Wittwe, welche zu Porto neben einem (gewissen) britischen Kaufmanne wohnte; mein Mann, der Artilleriecapitain war, ward dort getödtet, aber die Regierung hat kein Geld, mir eine Pension zu geben, und ich muß jetzt, nachdem ich Alles verkauft habe, elend umkommen". Sie fragte mich, ob ich ihr nicht einen Dienst verschaffen oder sonst etwas zu ihrem Beistande thun könnte. Ich gab ihr für den Augenblick eine kleine Unterstützung und schickte ihr darauf ferneren Beistand zu. Sie war in gleichem Falle mit vielen Anderen.

Ich hatte mich Anfangs Februars wieder nach Cartayo begeben. Die Witterung war hier im Vergleiche mit Lissabon ganz auffallend scharf und kalt. Diesen ganzen Monat in Dienstgeschäften mit Hin- und Wiederreisen ausfüllend, begab ich mich

endlich am 2. März nach Lissabon, um an meine Abreise zu denken. Da mir indessen angezeigt ward, daß ich bei der neuen Gesandtschaft verbleiben solle, so begab ich mich nach Cintra, wo ich von Lord und Lady Russel Abschied nahm. Hier brachte ich drei sehr angenehme Tage mit Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten zu. Am 9ten März besuchte ich das maurische Schloß und ritt nach Montserrat.

Im erstern Palaste sahe ich den Schwanensaal, den Elsterssaal (bar-bem), das Waffenzimmer des Adels, das Regenbadzimmer, wo das Wasser von allen Seiten in leichten und Dampfartigen Strömen umherspritzt; und das Zimmer von maurischer Ziegelarbeit, wo Don Alphonso eine Anzahl von Jahren gefangen saß. Nachmittags besuchte ich den Palast Ramalhada, einen der schönstgelegenen des Königreichs. Er beherrscht eine reizende Aussicht über das Meer und die Mündung des Tajo. Seine Terasse ist sehr schön, die Fußböden sind geschmackvoll ausgelegt, das Haus enthält eine Anzahl der ausgezeichnetsten Gemälde und schönes Hausgeräth. Der Speisesaal für die heiße Witterung besteht aus einem achtseitigen Gemache, an dessen jeglicher Seite Wasser aus Springbrunnen in Becken herabfällt. In der Mitte der Tafel befindet sich eine Erhöhung, aus welcher ein Springquell hervorgeht, der sein Wasser in ein mit Goldfischen angefülltes Becken ergießt. Wenn das Mittagsmahl aufgetragen wird, nehmen die Gäste rund um dieses Becken ihre Plätze ein, während Canarienvögel in großen Netzen und die erlesensten Blumen die Fensternischen ausfüllen. Dies ist der herrlichste Königssitz in Portugal und er erweckt eine hohe Meinung von dem Geschmacke der Königin-Wittwe. Drei Tage Ruhe am einem Orte wie Cintra wirken auf Jedermann wohlthätig ein, so groß ist die Heilsamkeit der Luft, die Reinheit des Wassers und die Stille der Lage.

Am 12. März früh 6 Uhr brach ich nach Lissabon auf, wo ich um 9 Uhr zum Frühstück ankam. Ich machte Lord Howard de Walden meine Aufwartung und empfing Instructionen, mich auf dem Leveret, einer Brigg von zehn Kanonen, nach Cadix und Algarvien zu begeben. Ich speiste mit Sr. Herrlichkeit zu Abend und schiffte mich am 14ten ein.

Am 15. März mit Tagesanbruch lichteten wir die Anker, verließen den Tajo mit gutem, frischem Winde und waren um 10 Uhr bei Cap Espichel. Es blies noch frisch; in der That war es eben die Zeit der Nachtgleichenstürme und ich rathe Niemandem zu seinem Vergnügen in einer zehn Kanonenbrigg und dieser Jahreszeit diese Küste zu beschiffen.

Am 17ten doublirten wir Cap Vincent bei heftigen Windstößen aus Südost gerade in unsere Zähne. — Am 21sten befanden wir uns 12 Meilen von Cadix, aber der Widerwind, den wir hatten, hielt fortwährend an und trieb uns gegen Cap Trafalgar ab.

Am 24sten nach mehrfachem Ab- und Zutreiben glückte es uns endlich einzulaufen und im Hafen Anker zu werfen. Lord Byrons Beschreibung der Bai von Cadix ist vortrefflich und wir fingen an zu befürchten, daß das Wrack, von welchem er redet, auch wohl das Unsere sein könne. Cadix ist von so vielen Reisenden beschrieben und besprochen worden, daß mir nur wenig davon zu sagen bleibt. Es ist „eine hübsche Stadt mit hübschen Frauen", aber wenn man zwei oder drei Straßen derselben gesehen hat, so hat man alle gesehen, so sehr gleichen sie sich, alle schmal und kühl, wegen des Schattens, mit weißen gethürmten Häusern, deren Anblick durch grün gefärbte Verandahs belebt wird. Die Alameda ist ein öffentlicher Spaziergang, auch die Wälle sind zu Promenaden rund umher eingerichtet und werden an drei Seiten vom Meere umspült. Die Straßen sind äußerst

reinlich und bilden in dieser Rücksicht einen starken Abstich gegen die von Lissabon. Obgleich französische Modehändlerinnen bereits ihren Weg hierher gefunden und es versucht haben, die anmuthige Kleidung der Schönen von Cadix zu entstellen, behalten doch die Eingebornen ihre alte und wohlgefällige Tracht mit großer Vorliebe bei. Ich selbst kann nicht begreifen, daß es schön sein würde, wenn alle Welt auf die nämliche Art gekleidet wäre; wie abscheulich würde die Erde sein, wenn sie nur eine Art von Blüthen oder nur eine Art von Thieren trüge.

Nachdem wir den Besuch eines Küstenwächters empfangen hatten, der sich nach der Gesundheit des Schiffsvolks u. s. w. erkundigte, landete ich sogleich und begab mich nach dem Hause unseres Consuls, um meine Depeschen zu überreichen. Auch machte ich dem Gouverneur, Don Garça, meine Aufwartung. Wir fanden zu Cadix drei große französische Dampfboote und ich besuchte den Commodore an seinem Bord Die Schiffe führten keine Truppen, sondern waren ins Mittelmeer nach Toulon bestimmt. Ihre Capitains sprachen an Bord des Leveret an. Zu Mittag ging ich wieder an Land und stieg in Wall's Hotel ab, das ein Engländer hält, der eine Spanierin geheirathet hat.

Es war nöthig mit dem Gouverneur über Salutschüsse zu unterhandeln. Die Spanier verlangten vierundzwanzig Stunden Zeit, um die Artillerie zu mustern u. s. w., denn Cadix befand sich in einem sehr vertheidigungslosen Zustande, war mit nur sehr wenigen Kanonen versehen und hatte nur ein Regiment und einige wenige Milizen zur Garnison.

Am 25sten feuerten wir also einen Gruß von siebzehn Schüssen ab, der mit einer gleichen Zahl beantwortet ward; nichtsdestoweniger waren die Spanier sehr aufgebracht darüber,

daß wir ihre Flagge nicht mit einundzwanzig Schüssen begrüßt hätten. Ich ging rund um die Festungswerke und besuchte verschiedene schöne Kirchen und einige maurische Ruinen. Auch sah ich mehrere schöne Gemälde; eines, das natürlich den Blicken sehr entzogen war, stellt die Einnahme von Cadix und die Ueberreichung der Schlüssel der Stadt an die Engländer dar; es ist sehr merkwürdig und zeigt die englischen Trachten zur Zeit Elisabeths.

Ich machte einen Ritt nach der Isla (Insel Leon) hinüber. Die Passionswoche war eingetreten. Der heilige (grüne) Donnerstag ward von den Spaniern auf das Strengste festlich geehrt. Alle Läden waren geschlossen, Haufen von Volk gingen von einer Kirche zur andern, ihre Gebete zu verrichten und Geld in die Schüsseln, an den Eingängen der Andachtsplätze, zu werfen. Manche Personen besuchten an diesem Tage sechsundzwanzig Andachtshäuser. Ich besuchte den außerhalb der Stadt, etwa eine halbe Meile entfernt liegenden Kirchhof. Viele der kirchlichen Gebäude sind sehr schön, und nach der Achtung zu schließen, die man allen religiösen Feierlichkeiten erweist, herrscht der römische Katholicismus hier noch in seiner vollen Stärke.

Es waren mir verschiedene Briefe zur Besorgung an spanische Kaufleute übergeben worden. Ein Fremder kann von einem Spanier über politische Gegenstände sehr wenig in Erfahrung bringen, denn es sind die zurückhaltendsten Personen in der Welt. Dieser Ort war ohne Zweifel im Allgemeinen günstig für die Königin und die Cortes gesinnt, jedoch fürchtete man den Ausgang um so mehr, da ein vor Kurzem abgegangenes Regiment öffentlich seine Meinung erklärt hatte. Im Hafen lag nur ein Linienschiff und die Fregatte „Perla", beide mit Befehl zum Absegeln, das Eine nach Havannah, das Andere nach der Nordküste von Spanien. Die Spanier scheinen mit Recht eine Re-

volution zu fürchten, und haben eine große Abneigung gegen fremde Einmischung; sie drückten sich gelegentlich nach alter Art aus, indem sie sagten, daß Spanien zwischen England und Frankreich dem gekreuzigten Heiland zwischen den beiden Schächern gliche. Jedoch waren die Engländer dem Volke am Liebsten, während es gegen die Franzosen große Abneigung zu hegen schien. Die französischen Dampfboote segelten ab und wir machten uns fertig, ihnen zu folgen.

Wenn man einige Tage in Cadix zugebracht hat, wird es ein höchst langweiliger Aufenthaltsort, da man nur einen Ausweg längs des sandigen Isthmus nach der Isla hat. Kein Garten liegt in der Nähe oder innerhalb der Stadt. Früchte, Gemüse und Blumen werden von der Isla herbeigeführt. Die Damen haben die Gewohnheit, ihr Haar mit einer einzigen Blume, einer Rose, Nelke oder einer der schönen Limalilien zu schmücken. Diese Einfachheit des Kopfputzes steht ihnen weit besser, als große französische Hüte und Hauben.

Am 28. März Nachmittags verließen wir den Hafen, bekamen aber über Nacht sehr widrigen Wind und trieben den ganzen folgenden Tag nahe der Küste. Am 30sten passirten wir die Mündung des Stromes Guadiana, der Commandeur und ich bestiegen ein Boot, und da wir eine Barre bemerkten, hielten wir dafür, dieß sei der Ausfluß des Stromes; als wir aber dieselbe überfuhren, befanden wir uns in einem Hufeisen und Brandung an der andern Seite. Nachdem wir diese durchkreuzt, hatten wir die Mündung noch immer nicht gewonnen. Wir fuhren also nach dem sandigen Ufer und zogen dort das Boot hinüber, bis wir es endlich in den rechten Canal einlassen konnten. Wir ruderten nun unmittelbar auf Ayamonte los, da wir wohl wußten, daß wenn die Spanier uns in der Nähe der por-

tugieſiſchen Küſten bemerkten, ſie uns keine Gemeinſchaft mit ihrem eigenen Ufer erlauben würden.

Wir landeten und machten dem Gouverneur, Brigadier Don Sebaſtian Calçada, unſere Aufwartung. Der Platz enthielt nur eine geringe Garniſon, da die Truppen von dieſem Orte ebenſowohl als von Cadix zur Deckung des ſpaniſchen Gebietes gegen Einfälle portugieſiſcher Seits abgerufen worden waren. Ayamonte iſt eine hübſche und reinliche Stadt; alle Häuſer ſind weiß angeſtrichen. Der Ort liegt auf einer Höhe gerade über dem portugieſiſchen Flecken Caſtro Marin an der andern Seite des Guadiana. Eine bewaffnete Hiate (Jacht) und einige Kanonenboote lagen im Fluſſe.

Nach Einziehung der nöthigen Nachrichten fuhren wir auf die portugieſiſche Seite hinüber. Villa Real, das unmittelbar gegenüber liegt, fanden wir faſt von allen Einwohnern verlaſſen und ebenſo Caſtro Marin. Am Abende ſegelten wir nach Faro ab.

Am 31. März ſahen wir Land bei Cap St. Mary und ſignaliſirten nach einem Lootſen. Seit dem letzten unglücklichen Abſtecher hatte meine Neigung für Entdeckungsreiſen zu Waſſer in einem kleinen Boote beträchtlich abgenommen. Wir hielten darauf ganz dicht an der Stelle wo wir den Eingang zu finden erwarteten. Eine furchtbare Schwallfluth, die plötzlich einbrach, trieb uns quer über die halbe Straße zurück, und wir mußten wieder herauf, um Cap St. Vincent zu umfahren.

Am 1. April legten wir vor Lagos bei und ankerten in naher Entfernung von dem Hafen. Wir gingen im Boote aufwärts, wären aber bei der Fahrt über die Barre faſt ertränkt worden, ſo ſtark drängten die Schwallwogen ein. Der Tag war ausgezeichnet ſchön. Ich begab mich unmittelbar zu dem damaligen Gouverneur und Commandanten des Platzes, Oberſt

Senhor Joſe Pereira, einem tüchtigen alten Soldaten. Seine Truppen beſtanden faſt nur aus Greiſen und mehreren Knaben — ein tragicomiſches Corps, deſſen Gleichen nie geſehen worden.

Der Anblick der Gegend iſt ſehr verſchieden von dem des übrigen Portugals. Das Land iſt weit niedriger und ebener und erhebt ſich nur nach und nach gegen die Berge hin, welche es von Eſtremadura ſcheiden. Es war mit Gruppen von Oel-, Feigen- und Orangenbäumen bedeckt. Die Stadt iſt zum Theil von einem hohen mauriſchen Walle umgeben, der auf beiden Enden bis an das Meer herantritt. Dieſer Wall iſt 26 Fuß hoch, aber nicht dick; er hat in gleichmäßigen Abſchnitten viereckige mauriſche Thürme, welche mit mehreren Stücken Geſchütz von ſehr verſchiedenem Caliber beſetzt waren; doch iſt es ſehr zweifelhaft, ob die Thürme das Losgehen ihrer eigenen Stücke aushalten würden. Der Boden ſteigt von den Wällen aus weiter aufwärts, ſo daß der Feind Steine in die Stadt werfen kann.

Die Stadt war von dem größten Theile der Einwohner verlaſſen. Die Häuſer ſind faſt alle niedrig, und die Leute ſitzen ſtets auf runden Matten auf dem Hausflure nach mauriſcher Art, was eigentlich weit hübſcher ausſieht als unſer Sitzen auf Stühlen. Die Frauen ſind von dunkeler Farbe, aber ihre Wangen und ſchönen Augen haben das der Portugieſinnen eigenthümliche Colorit. Sie ſchienen ſich Alle in einem ſehr elenden Zuſtande zu befinden, was mich nicht verwunderte, und es war erbärmlich anzuſehen, wie dieſes Land ſo ganz unvorhergeſehener Weiſe der Schauplatz eines Bürgerkrieges geworden war, deſſen einzige Theilnehmer aus Landleuten beſtanden.

Bei der Rückkehr an Bord ſprachen wir den Kutter „Osprey", und fuhren dann unmittelbar nach dem Tajo, wo wir

am 4. April einliefen. Es war eben der Geburtstag der Königin von Portugal, die Schiffe und Forts salutirten, blau und weiße Flaggen wurden entfaltet und auch die fremden Kriegsschiffe feuerten Grüße ab.

Ich erfuhr bereits am folgenden Tage, daß ich bei einem englischen Regimente angestellt sei, und mich nach der Heimath begeben könne. Major Wylde von der königlichen Artillerie rückte in meine Stellung ein und ich wartete nur auf die erste Gelegenheit zur Abreise.

Ich nahm Abschied von meinen Bekannten. Am 8. April gaben der Graf und die Gräfin von Farrobo eine große Gesellschaft in ihrem Hause zu Laranjeirao, wohin ich geladen war. Don Pedro, seine Minister und sein Stab, alle fremde Gesandten und alle vornehmen Familien waren hier vorhanden. Die Vergnügungen begannen mit Tanz. Hierauf ward eine Scene aus einer Oper von dem Grafen und der Gräfin aufgeführt, die Beide in Spiel und Singen sich auszeichnen. Sodann fing der Tanz wieder an, und auf ihn folgte der zweite Theil der Oper. Erfrischungen aller Art wurden nun herumgereicht, worauf eine portugiesische Posse gegeben und der Abend mit Tanzen beschlossen ward.

Laranjeirao ist ein reizendes Landhaus, etwa eine Legua von der Hauptstadt, in portugiesischem Stile erbaut, mit einem schönen Garten, Theater u. s. w. Der Graf ist Oberst der freiwilligen Lanciers von Lissabon und den Engländern unter dem Namen Quintella besser bekannt. Seine Gemahlin ist eine sehr liebenswürdige Frau.

Während der wenigen Tage, die ich noch vor meiner Einschiffung in Lissabon zubrachte, besuchte ich verschiedene Orte in der Stadt; unter Andern die neue Bibliothek auf dem Commercialplatze, wo sich eine wohlausgeführte Statue von Maria I.

findet. Das bronzene Pferd auf diesem Platze ist auf seinem Fußgestelle mit dem großen Brustbilde des Marquis Pombal geschmückt worden. Auch ging ich mehremals nach den Kaufhäusern am Roscio, die den Engländern unter dem Namen des Lumpenmarktes (rag fair) bekannt sind. Die Häuser sind dort voll von den reichsten und ältesten Schätzen zum Verkaufe, nämlich: Gemälde, Porcellan von hohem Werthe, Juwelen, Silber, Secretairen, schön verzierten Tischen, Schmuck und Reliquien aller Art, reichen Seiden- und Goldstoffen, die alle zu einem Bedeutenden unter ihrem Werthe zu haben sind. Wer sein Haus meubliren oder Gegenstände von Werth sammeln will, dem bietet sich hier ein verführerischer Anblick dar, und selbst wer diese Gegenstände nur mit dem Wunsche, sie zu besitzen, betrachten darf, wird eine Art von Fest daran haben; aber die Betrachtung, daß alle diese schönen und werthvollen Gegenstände nur aus Noth auf den Markt gebracht werden, und der Gedanke, daß sie den Reichthum und den Stolz der ältesten Familien Portugals ausmachten, die nun bei dem eingetretenen, gewaltigen Wechsel der Dinge genöthigt sind, Sammlungen von Menschenaltern zu verkaufen, um für sich selbst Brod schaffen zu können — erweckt ganz andere Empfindungen. Bisweilen sieht man die Eigenthümer, in ärmlichem Aufzuge, schweigend den Verkauf eines unbedeutenden Artikels von ihrem Besitzthume abwarten, der sie in den Stand setzen soll, die Nothdurft des Augenblicks zu befriedigen. Dann, bei dem Gedanken, daß uns selbst eines Tages Aehnliches widerfahren könnte, entfernt man sich tief durchdrungen von Empfindungen der Trauer, des Mitleids und Bedauerns.

Die Märkte von Lissabon pflegen mit allen Bedürfnissen überflüssig versehen zu sein. Der Tajo enthält die besten Fische, die man sich nur wünschen kann, wie sie sich überhaupt an allen

Küſten von Portugal finden. Geflügel, Gemüſe, Früchte und Blumen giebt es reichlich, auch kann man Affen, Papageien und andere tropiſche Thiere, Goldfiſche u. ſ. w. zu mäßigen Preiſen kaufen.

Am 18ten nahm ich im Palaſte de las Neceſſidades Abſchied von Don Pedro. Er war krank, empfing mich aber dennoch in ſeinem Cabinette und ſchüttelte mir zum Abſchiede die Hand.

Was den Charakter Don Pedros betrifft, ſo habe ich ihn immer freundlich, gutherzig und treu ſeinem Worte gefunden. Auch Senhor Carvalho und andere Herren des Hofes ſprach ich noch.

Mit meinem treuen Diener João Paolo ſchiffte ich mich an Bord des königlichen Nautilus am 20. April ein, um unmittelbar in See zu gehen. Indeſſen verzögerte ſich die Abreiſe noch wegen Aufnahme zweier anderen Reiſenden. Am andern Tage lichteten wir die Anker und nach einer ſehr ſtürmiſchen Ueberfahrt von vierzehn langen Tagen fuhren wir um die Scilly-Inſeln in den Hafen von Falmouth ein.

So endete mein zweiter Beſuch in Portugal. Möchten die Portugieſen unter ihrer neuen Regierung und der neuen Ordnung der Dinge endlich unter dem Schatten ihrer Oelbäume und Orangen ruhen können, und in jenen Gärten, welche mit blühenden Mimoſen, Granaten und Oleander prangen, dem entzückenden Geſange ihrer Nachtigallen lauſchen, den ſchönen Störchen, die über die grüne Fläche wandern, oder dem prächtigen Wiedehopf zuſchauen dürfen, der an ihren vielbeſchatteten Hütten umherklettert, indeß ihre Kinder in Frieden um ſie herſpielen. Dieß iſt der herzliche Wunſch des Verfaſſers.

II.

Schoolcraft's Reise am Mississippi.

(Fortsetzung).

9.

Verhandlungen am Leech-See — Horde der Plünderer — ihr Häuptling Aisch-Kibug-Kosz, oder Plattmund — Einladung zum Frühstück — Anrede zum Schluß desselben — Pockenimpfung unter den Indianern — Deputation von der Horde am See Rainy — Zusammenkunft mit den Plünderern — Des Aisch-Kibug-Kosz Rede und Anspielung auf General Pike — sein Gespräch über den Sius-Krieg, den indischen Handel und das Verbot hitziger Getränke — das Aeußere dieses Häuptlings.

Die häuslichen Sitten und Gebräuche eines so aller Umbildung entzogenen Volksstammes konnten in keinen wesentlichen Stücken abweichen von denen der übrigen, gegen Nordwest umherschweifenden Horden. Es giebt überhaupt eine merkwürdige Gleichförmigkeit der Sitten unter allen nördlich wohnenden Indianern. Das Bedürfniß, oft ihr Lager zu verlegen, um Wildpret oder Fisch zu finden, der Mangel an Hausthieren, die Beschränkung der Kost auf wilden Reis, und die Gewohnheit in Canots zu reisen sind die hauptsächlichsten Züge der ihnen gemeinsamen Lebensart. Es ist recht eigentlich ein Leben voll Entbehrung und voll Wechsel, welches unaufhörlich zwischen Arbeit

und Müßiggang ſchwankt. So wenig iſt Vorausſicht ihnen eigen, daß Leiden und Mühen in Krieg und Frieden ſie gewöhnlich ganz plötzlich überfallen. Keiner von allen Stämmen dieſer Gegend verdankt dem Umgange mit civiliſirten Völkern irgend das Geringſte. Nur in jener Periode, als der Pelzhandel in ihre Diſtrikte drang, brachen ſich einige Neuerungen Bahn, nämlich der Gebrauch des Eiſens, des Schießpulvers und des wollenen Zeuges. Die Lebensweiſe erfuhr damit zugleich eine beträchtliche Veränderung, und fernerer Umgeſtaltung iſt ſo vielleicht die Thür geöffnet.

Das ſchreckliche Laſter der Trunkenheit iſt leider mit eingedrungen; ſonſt hat auf den geiſtigen Zuſtand des Volks nichts eingewirkt. In ihren Tänzen, Opfern, Bräuchen und Allem, was religiöſen Anſtrich hat, ſind ſie unverändert dieſelben geblieben. Es iſt hier ein Feld für die Miſſion offen, an deſſen Anbau noch Wenige gedacht haben; darum iſt es kein Wunder, daß ſeit der erſten Ankunft franzöſiſcher Schiffer in St. Lawrence, um 1532, bis heutigen Tages der Charakter ſich ſo gleich geblieben iſt.

Hin und wieder findet ſich eine einzelne Ausnahme; das Beiſpiel davon, welches hier angeführt werden ſoll, iſt um ſo auffallender, als der Häuptling deſſen dabei gedacht wird, in einem der unbeſuchteſten Theile des Continents wohnte und nur gelegentlich und auf kurze Zeit mit den Poſten von St. Mary, St. Peter und Michilimackinac zuſammenkam. Aiſch-Kibug-kosz, oder Plattmund (le Gueule plat), Häuptling der Plünderhorde in Kriegs- und Friedenszeiten, beſitzt Talente die ihn dieſes Ranges würdig machen. In Nachahmung des europäiſchen Herkommens ließ er ſeine jungen Schützen zur Begrüßung der Expedition ſalutiren; bald darauf überſandte er durch einen ſeiner Beamten Herrn Schoolcraft eine Einladung zum Früh-

II.

Schoolcraft's Reise am Mississippi.

(Fortsetzung).

9.

Verhandlungen am Leech-See — Horde der Plünderer — ihr Häuptling Aisch-Kibug-Ekosz, oder Plattmund — Einladung zum Frühstück — Anrede zum Schluß desselben — Pockenimpfung unter den Indianern — Deputation von der Horde am See Rainy — Zusammenkunft mit den Plünderern — Des Aisch-Kibug-Ekosz Rede und Anspielung auf General Pike — sein Gespräch über den Sius-Krieg, den indischen Handel und das Verbot hitziger Getränke — das Aeußere dieses Häuptlings.

Die häuslichen Sitten und Gebräuche eines so aller Umbildung entzogenen Volksstammes konnten in keinen wesentlichen Stücken abweichen von denen der übrigen, gegen Nordwest umherschweifenden Horden. Es giebt überhaupt eine merkwürdige Gleichförmigkeit der Sitten unter allen nördlich wohnenden Indianern. Das Bedürfniß, oft ihr Lager zu verlegen, um Wildpret oder Fisch zu finden, der Mangel an Hausthieren, die Beschränkung der Kost auf wilden Reis, und die Gewohnheit in Canots zu reisen sind die hauptsächlichsten Züge der ihnen gemeinsamen Lebensart. Es ist recht eigentlich ein Leben voll Entbehrung und voll Wechsel, welches unaufhörlich zwischen Arbeit

und Müßiggang ſchwankt. So wenig iſt Vorausſicht ihnen eigen, daß Leiden und Mühen in Krieg und Frieden ſie gewöhnlich ganz plötzlich überfallen. Keiner von allen Stämmen dieſer Gegend verdankt dem Umgange mit civiliſirten Völkern irgend das Geringſte. Nur in jener Periode, als der Pelzhandel in ihre Diſtrikte drang, brachen ſich einige Neuerungen Bahn, nämlich der Gebrauch des Eiſens, des Schießpulvers und des wollenen Zeuges. Die Lebensweiſe erfuhr damit zugleich eine beträchtliche Veränderung, und fernerer Umgeſtaltung iſt ſo vielleicht die Thür geöffnet.

Das ſchreckliche Laſter der Trunkenheit iſt leider mit eingedrungen; ſonſt hat auf den geiſtigen Zuſtand des Volks nichts eingewirkt. In ihren Tänzen, Opfern, Bräuchen und Allem, was religiöſen Anſtrich hat, ſind ſie unverändert dieſelben geblieben. Es iſt hier ein Feld für die Miſſion offen, an deſſen Anbau noch Wenige gedacht haben; darum iſt es kein Wunder, daß ſeit der erſten Ankunft franzöſiſcher Schiffer in St. Lawrence, um 1532, bis heutigen Tages der Charakter ſich ſo gleich geblieben iſt.

Hin und wieder findet ſich eine einzelne Ausnahme; das Beiſpiel davon, welches hier angeführt werden ſoll, iſt um ſo auffallender, als der Häuptling deſſen dabei gedacht wird, in einem der unbeſuchteſten Theile des Continents wohnte und nur gelegentlich und auf kurze Zeit mit den Poſten von St. Mary, St. Peter und Michilimackinac zuſammenkam. Aiſch-Kibug-Ekosz, oder Plattmund (le Gueule plat), Häuptling der Plündererhorde in Kriegs- und Friedenszeiten, beſitzt Talente die ihn dieſes Ranges würdig machen. In Nachahmung des europäiſchen Herkommens ließ er ſeine jungen Schützen zur Begrüßung der Expedition ſalutiren; bald darauf überſandte er durch einen ſeiner Beamten Herrn Schoolcraft eine Einladung zum Früh-

stück. Dieser sagte zu, schickte aber aus Vorsicht eine Schüssel Brot hin. Zur festgesetzten Zeit begab er sich mit Herrn Johnstone zu dem Häuptling. In einem wohnlich eingerichteten Blockhause, welches aus zwei wohlgedielten und gedeckten Zimmern mit kleinen Glasfenstern bestand, fand sich das Frühstück auf einer Matte mitten in dem einen Zimmer servirt. Andere Matten waren zum Sitzen rings auf den Boden gebreitet. Die Gesellschaft nahm nach morgenländischer Art Platz. Es war außer dem Häuptling Niemand zugegen als seine Frau, welche neben ihm saß und Thee einschenkte, selbst aber nichts zu sich nahm. Theetassen, Theelöffel, Teller, Messer und Gabeln waren nach Anzahl der Theilnehmer ordentlich aufgestellt. Wohlschmeckend zubereiteter Weißfisch war zerschnitten in einer Schüssel, mitten auf der Matte. Das Salzgefäß enthielt Salz und Pfeffer in verschiedener Abstufung gemischt. Der Thee ward mit inländischem Zucker versüßt. Das Brot war bis zum Schlusse aufgespart worden. Da hat zu einer christlichen Mahlzeit nichts als der Tischsegen gefehlt!

Schon mehrere Jahre zuvor überbrachte dieser Häuptling einen Brief nach St. Mary; er ward als der achtungswürdigste Mann im Schippiwalande genannt, und wenn dies auf seine Verstandesfähigkeiten, auf sein richtiges Urtheil und den Einfluß, welchen er auf seine Horde ausübt, sich bezieht, so ist das Beiwort nicht übel angebracht. Verschlagenheit und Gewandtheit ist das Erbtheil der meisten Häuptlinge, aber in Plattmunds Unterredung herrscht mehr einfacher Verstand und praktische Weisheit vor. Er ist tapfer im Kriege und klug im Rathe und verdankt den Rang, welchen er in beiderlei Eigenschaften einnimmt, nicht der Geburt, sondern seiner Tüchtigkeit. Er sprach sich über alle Gegenstände, die für ihn Interesse hatten, sehr geschickt aus, und seine Urtheile über den Krieg der Sius, über

den

den Pelzhandel und die Einrichtung der Handelsposten und Agenturen bekundeten seine Bekanntschaft mit den Thatsachen und seine Fähigkeit über diese nachzudenken. Sein Benehmen war ernst und würdevoll, seine Rede ganz geeignet, ihn in seinem Volke populair zu machen.

Während der Mahlzeit hatte sich das Zimmer mit Indianern, wahrscheinlich Verwandten und engen Freunden des Häuptlings angefüllt. Sie nahmen rings an den Wänden bescheiden und anständig Platz. Sobald Herr Schoolcraft sich erhob, trat der Häuptling in rednerischer Stellung vor ihn hin und hielt eine Rede, worin er sein Bedauern ausdrückte, daß derselbe ihn nicht schon im Jahre zuvor, dem ersten Vorhaben gemäß, besucht habe, und die Hoffnung, daß er jetzt, wo er unverhofft käme, wenigstens einige Tage bei ihm bleiben werde. Sie wohnten, sagte er, an einem entlegenen Punkte, sie wären in Kriege mit den Nachbarn verwickelt, und bäten um den guten Rath des Gastes; sie wären nicht ungelehrig für guten Rath und nicht ungeschickt zur Ausführung desselben. Sie wären verlangend nach ruhiger Berathung und begehrten des Friedens, würden sich auch nach dem schon früher ihnen ertheilten Rathe richten. Man habe ihnen gesagt, sich still zu halten innerhalb ihrer Grenzen, aber ihre Feinde ließen nicht zu, daß sie sich still hielten. Sie würden gezwungen aufzustehen und sich zu wehren. Die Sius ließen nicht ab, ihnen ihre Jäger zu erschlagen, sie hätten ihm seinen eigenen Sohn auf der Reise nach St. Mary getödtet; sie hörten nicht auf, Einfälle in sein Gebiet zu thun. Auch glaube er, daß weiße Männer unter ihnen seien, welche sie zum Kriege gegen die Schippiwas aufreizten, und einer sei ihm sogar namentlich bekannt. Man müsse nothwendig entscheidende Maßregeln ergreifen, um diesen Einfällen zu steuern. Daher komme es, daß er den neulich zurückgekehrten Kriegshaufen ins Feld

geführt habe; daher komme es, daß sein Gast die Blutzeichen vor seinen Augen sehe, nämlich die rothbeschmierten Flaggen, Schlachtkolben und Medaillen, welche im Zimmer aufgehängt waren.

Herr Schoolcraft entgegnete, daß eine allgemeine Versammlung der Indianer bei seinem Lager Statt finden sollte, sobald die nöthigen Anstalten dazu gemacht sein könnten; das Abfeuern der Geschütze würde das Signal geben und er würde sodann den Rath ihres großen Vaters, des Präsidenten, ihnen vorlegen, so wie auch seinen eigenen Rath in den zur Sprache gebrachten Angelegenheiten ertheilen.

Im Laufe des Tages vermehrte sich die Menge der anwesenden Indianer von allen benachbarten Ortschaften her, und ehe die zur Versammlung angesetzte Stunde herankam, waren ihrer beinah Tausend. Die Krieger kamen fast Alle bewaffnet und lustig bemalt und geputzt. Sie gingen mit kecken freien Mienen durch das Dorf, ganz anders wie die scheuen verdrückten Indianer, welche in der Nähe der Handelsposten und Ansiedlungen leben. Viele baten um Befreiung von hohlen Zähnen und um Aderlässe, worauf die nördlichen Indianer viel geben. Am meisten aber beschäftigte den Dr. Houghton die Pockenimpfung, welche auch zu den Hauptzwecken der Expedition gehörte. Unter denen, welche geimpft wurden, war ein Mann über 80 Jahre, viele zwischen 60 und 80, die meisten jedoch unter 10 Jahren. Sie unterwarfen sich der Operation bereitwillig, und nur aus Zweifel an der Wirksamkeit des Präservativs machten Einige Schwierigkeiten. Zuvor waren die Schutzblattern dort noch Niemandem eingepflanzt worden. Die Knaben hatten, wie gewöhnlich, nicht die geringste Furcht vor der Lanzette, aber die Mädchen pflegten sich zu sträuben und nach den Müttern zu schreien, oder mußten gar festgehalten werden. Die Verheerun-

gen, welche im Jahre 1782 die Kinderpocken in diesen Gegenden angerichtet hatten, waren noch, unerachtet der Länge der Zeit, im frischesten Andenken, und brachten diese auffallende Bereitwilligkeit zur Vaccination hervor. Sie nannten die gefürchtete Pest Mac Mukkizziwin d. h., Entstellung des Fleisches und der Haut.

Unter den Ankömmlingen waren neun Indianer vom Rainy-See, welche ein Mann Namens Wai Wiszzi Giszig (Höhle im Himmel) anführte. Er stellte sich als Abgeordneter einer kleinen Horde vor, welche am Bogenstrang-See zwischen dem Winnipec und Rainy hauste. Sie hätten gehört, sagte er, daß die Expedition den Posten am Winnipec passirt habe und über den Leech-See zurückzukehren gedenke. Sie wohnten aber entfernt von dem großen See und sähen selten amerikanische Männer. Deshalb wollten sie ihre gute Gesinnung kund geben und ihr Vergnügen, den großen Vater unter seinen Kindern zu sehen u. s. w. Herr Schoolcraft überreichte ihm darauf eigenhändig eine Flagge und ließ eine Anzahl von Geschenken vor ihm niederlegen, nachdem er ihm ein kurzes Sendschreiben an den amerikanischen Theil der Rainy-Indianer eingehändigt.

Als die Stunde der Rathsversammlung herangerückt und die ganze Horde der Mukkundwa oder Plünderer mit Häuptlingen und Kriegern, Weibern und Kindern beisammen war, ließ er vor seinem Zelte die ihnen bestimmten Geschenke in Masse auf Tüchern ausbreiten.

Darauf setzte er ihnen die Gegenstände seiner Sendung auseinander, sprach von dem Wunsche der Regierung den Frieden wiederherzustellen, von ihren väterlichen Gesinnungen und Absichten und erinnerte sie an den feierlichen Friedensvertrag mit den Sius zu Prairie du Chien im Jahre 1825 geschlossen, dessen große Vortheile für ihre Jagd, ihren Handel und ihre Wohl-

fahrt überhaupt er hervorhob. Darauf wurden die Geschenke übergeben, als ein Beweis des aufrichtigen Wohlwollens der Regierung und von ihnen sogleich gesondert und vertheilt.

Aisch-Kibug-Ekosz sprach hiernach im Namen Aller, nachdem er die Krieger zur Aufmerksamkeit auf seine Worte ermahnt hatte, seinen Dank für die Geschenke aus, deren Werth ihn an Zeiten erinnerte, wo die Briten noch in Besitz dieser Gegenden waren. Er deutete über einen Arm des Sees nach dem Ort hin, wo ehedem das Fort der Nordwest-Compagnie gestanden hatte; es seien nun, fuhr er fort, so viele Winter verstrichen, seit die Amerikaner zuerst einen ihrer Häupter (womit er General Pike meinte) auf diesen Posten geschickt hätten, und jetzt schiene Herr Schoolcraft in der Absicht gekommen zu sein, um sie zu erinnern, daß im Lande die Flagge Amerika's wehe, und um ihnen Rathschläge zu ertheilen. Dafür statte er seinen Dank ab. Er hätte gehofft, ihn länger bei sich zu sehen, um über eine schickliche Beantwortung seiner Rede Raths pflegen zu dürfen, weil aber schnelle Erwiederung Noth sei, indem schon die Befehle zur Abfahrt an diesem Abende gegeben worden, wolle er seine Meinung nicht vorenthalten. Er habe wohl vordem die Amerikaner: Friede, Friede! rufen hören, doch sei ihre Stimme wie ein Sausewind gewesen, der stark bläst und schnell vorübergeht, nicht anhaltend genug, um die Straße zu sperren. In dem Vertrage von Tippisagi (Prairie du chien) sei Bestrafung der Angreifer versprochen worden, und noch in demselben Jahre hätten die Sius ungestraft den Angriff gemacht und alljährlich seitdem einige Schippiwas getödtet, ja selbst unter den Mauern des Forts Ischki Buggi Sibi (St. Peter) auf sie gefeuert und ihrer Viere erschossen. Er selber sei zugegen gewesen.

Bei diesen Worten ließ er sich von einem seiner Diener ein Bündel Stecken geben und sagte, es sei die Anzahl der von den

Sius ermordeter Schippiwas seit dem Frieden von Lippisagi. Die Zahl war dreiundvierzig.

Dann nahm er vier silberne Medaillen die an einer Wampumschnur hingen und roth beschmiert waren. „Sehet her", rief er, „sie sind blutig. Ich wollte, ihr wischtet das Blut ab. Ich kann's nicht. Ich bin unlösbar in einen Krieg verwickelt mit den Sius. Ich glaube, es ist des Schöpfers Wille gewesen, daß wir in Krieg leben sollen mit diesem Volke. Der Erfolg des letzten Streifzuges stellt mich nicht zufrieden. Meine Krieger sind nicht zufrieden. Sie sind tapfere Männer. Ihnen verdanke ich den Erfolg, nicht mir. Sie und ich, wir haben nach Hülfe ausgeschaut, wo wir keine gefunden haben. (Er spielte auf die amerikanische Regierung an). Wir sind entschlossen, uns selber Rache zu nehmen. Wenn uns die Vereinigten Staaten nicht beistehen, so habe ich vor, wo anders Beistand zu suchen. (Er meinte die britische Regierung). Meine Krieger haben der Ruhe entsagt. Ich habe meine Pfeife umhergesandt und Einladungen an meine Freunde, den Krieg fortzusetzen. Die Umstände zwingen mich. Ich kann nicht anders. Mein eigenes Gefühl ist dabei betheiligt. Als die Feinde meinen Sohn erschlugen, da gelobte ich, die Kriegskeule nimmer niederzulegen. Ich habe den Tod gesucht in der Schlacht und habe ihn nicht gefunden. Alles was ich jetzt sagen kann ist dieß, daß ich vielleicht den nächsten Kriegszug nicht zu Ende bringe". Dies war der Faden seiner Rede, in welche er viele prunkende Apostrophen an seine Krieger einwob. Jede Pause füllte ihr lauter Beifall.

Er fuhr noch fort, einige Personen an den Gewässern des obern Mississippi anzuklagen, daß sie die Sius zum Kriege wider die Schippiwas aufgereizt hätten. Ihre Handelsvortheile, sagte er, gedachten sie zu vergrößern, wenn die Sius ihre Jagdreviere über die Grenzlinien ausdehnten. Er legte eine ausge-

breitete Bekanntschaft mit Menschen und Orten an den Tag. Nicht nur Kaufleute, sondern selbst Personen im Dienste der Regierung beschuldigte er kühn der Theilnahme an dieser Verhetzung.

Das Betragen der Kaufleute rügte er mit Strenge; sie stellten unmäßige Preise, sagte er, und wären so gierig nach Pelzwerk, daß ihnen nichts Bedenken machte. Endlich beschwerte er sich darüber, daß die Einfuhr hitziger Getränke verboten worden, obgleich er zugestand, daß der Eintausch derselben für wilden Reis das Volk bei herannahender Winterzeit oft dem bitteren Mangel Preis gegeben habe.

Vieles in seiner Rede schien nur darauf berechnet zu sein, vor dem Volke Wirkung zu machen. Es war ein merklicher Unterschied zwischen dem Tone seines Privatgesprächs und seinem oratorischen Stil.

Diejenigen Theile der Rede, welche es erforderten, wurden beantwortet, und die einfachen politischen und moralischen Wahrheiten, welche den Besuch bei ihnen veranlaßt hatten, deutlich und eindrucksvoll ihnen vor Augen gestellt. Die Einführung des Branntweins, sagte Herr Schoolcraft, habe die Regierung verboten, sie sollten deshalb billigerweise ihm oder dem Büreau der indischen Angelegenheiten, nicht aber den Kaufleuten Schuld geben; er sei überzeugt, daß ihnen der Whiski in jeder Beziehung außerordentlich schädlich sei, und würde alle Mittel, welche die Beaufsichtigung der nordwestlichen Agentur ihm in die Hände gebe, in Bewegung setzen, um diesen Handelsartikel strenge von den Grenzen der Schippiwas auszuschließen und jeden Kaufmann der Rüge zu unterwerfen, welcher einen Versuch zu seiner Einführung machen wollte.

Die Sonne war ihrem Untergange nahe als die Versammlung aufgehoben ward. Kleinere Sorgen füllten noch einige

Zeit aus. Gueule Plat, der Held des Tages, zeigte dabei, daß er nicht bloß auf gute Volksreden, sondern auch auf Toilette sich verstehe. Bei dem Mittagsmahle im Zelt des Herrn Schoolcraft und nachher bei der Rathsversammlung war er zwar in seiner Landestracht erschienen, aber vor der Einschiffung kam er in einer b[illegible]n Uniform, Rock mit rothem Kragen und eben solchen Aufschlägen, in weißen Unterkleidern, gefaltetem Hemde, Schuhen und Strümpfen und mit einem bürgerlichen Hut auf dem Kopfe, an das Ufer des Sees herab. Hätte er seine Reden in diesem ausländischen Costüme gehalten, so würde dies in den Augen seines Volkes als niedere Kriecherei gegolten haben; nachher aber wollte er seinen Gästen durch Annahme ihrer Kleidung einen Achtungsbeweis geben.

Er schien über die 60 hinaus zu sein. Seine Statur ist bei einer Größe von 5 Fuß 9 bis 10 Zoll, aufgerichtet, und kräftig, fast zur Corpulenz geneigt. Er ist ein Eingeborner dieses See-Distrikts von dem Totem (Familienzeichen) der Owássissi, welches eine Art Fisch bedeutet. Bei einer Mahlzeit zu St. Mary hatte er erzählt, daß er fünfundzwanzig Feldzüge als Führer oder auch Krieger gemacht habe und immer ohne Wunde davon gekommen sei. Einmal war er mit noch drei Gefährten von den Sius eingeschlossen worden. Sie hieben sich durch, wobei sie zwei Feinde tödteten. Frühe schon war er in Verkehr gekommen mit den Briten von Fort William, am See Superior, und hatte dort seine erste Medaille erhalten. Diese hatte ihm Lieutenant Pike, im Jahre 1806, wieder genommen, und Herr Schoolcraft gab ihm dafür am 19. Juli 1828 eine gediegene silberne Medaille der größten Gattung.

Die Abfahrt fand nach den üblichen Complimenten Statt, und das Nachtlager wurde bald nachher auf einem benachbarten

Theile des Ufers bezogen, der Brennholz darbot, und zu einem frühen Aufbruch am nächsten Morgen bequem schien.

10.

Die Schippiwas am Leech-See — ehemaliger Zustand des Pelzhandels — Unruhen — Relles Ermordung durch Pugh — Wanderungen der nordwestlichen Indianer — Unzuverlässigkeit ihrer Traditionen — ihre Sprache.

Der Leech-See ist seit der Zeit, daß die Nordwestgegend dem Rauchhandel geöffnet ward, einer der wichtigsten Posten gewesen und hat in seinen Häuten und Pelzen mehr Ertrag geliefert als eine der reichsten Silberminen vermocht hätte. Europäische Güter standen sehr hoch im Preise, zu einer Zeit, wo noch durch den Ueberfluß an Pelzen die Indianer Mittel hatten, gut zu bezahlen. Den Maßstab des Werthes und der Berechnung im Handel gab ein Abiminikwa oder bester Biber, von den Franzosen plus genannt. Ein plus galt nach der Ueberlieferung eine Messerspitze Cochenille, oder 4 Schuß Pulver, oder 4 Schuß Schrot, oder 15 Kugeln, oder 2 Wampums. Es wird erzählt, daß 6 Ballen Güter, werth 2000 Doll., von Athabasca 96 Pack Biber, jedes zu 90 Pfd. brachten, zu einer Zeit, da das Pfund ersten Biber noch 4 Doll. galt. Eine schöne Flinte in Werth von 10 Guineen wurde auf einem der nördlichen Posten einem Häuptling für 120 Pfd. Biber, also für 180 Thlr. verkauft. Der Posten Pic soll allein 100 Pack Biber in einem Jahre geliefert haben. In welchem Verhältniß andere Pelze zum plus standen, ergiebt sich aus einer Handschrift des früher erwähnten Herrn Perrault folgendermaßen. 1 Bär, 1 Otter, 3 Marder, 1 Luchs, 15 Bisamratten galten je 1 plus, ein Büffelrock 2 plus. 1 Fläschchen gemischten Rums wurde zu 30 plus berechnet.

Die Indianer am Leech-See sind damals, wie es heißt, zahlreich gewesen, obgleich sie, eben so wie die übrigen nördlichen Horden, durch die Wuth der Kinderpocken sehr zusammenschmolzen. Man hielt sie immer wie noch jetzt für ein unruhiges Volk, und die Kaufleute fürchteten die Heftigkeit ihrer Leidenschaften so sehr, daß der ihnen abgelassene Rum an der Mündung des Stromes so lange versteckt gehalten wurde, bis, was in einem Tage zu geschehen pflegte, die Handelsgeschäfte beendigt, und die Anstalten zur Rückreise auf dem Michilimackinac getroffen waren. Außer der Beraubung eines der bedeutendsten Handelsreisenden, woher sie den Namen Plünderer erhielten, ist ihr Benehmen im Handel auch sonst immer von der Art gewesen, daß es die größte Vorsicht nöthig machte. Noch zwei Jahre vor der Reise des Herrn Schoolcraft sperrten sie einen Kaufmann in seiner Wohnung ein, und droheten ihm so fürchterlich, daß er sich glücklich schätzte, nur sein Leben aus dem Lande zu retten, um nie dahin wieder zurückzukehren.

Im Winter von 1821 zu 22 ging ein gewisser Relle, welcher die Einpassirung von sogenannten Credits am Leech-See über sich hatte, in die Wohnung eines Jägers, Namens Puganoc, d. i. Nußholz, und erhielt ohne viele Umstände das Pelzwerk des Indianers. Bald darauf nahm dieser sein Wort zurück. Relle, der für seinen Principal die Pelze einholte und durch lange Uebung mit diesem Geschäft vertraut war, nahm auf diese Sinnesänderung, die er für bloße Unschlüssigkeit hielt, keine Rücksicht, lud seine Felle auf und machte sich auf den Heimweg. Puganoc begleitete ihn ohne irgend Zorn zu verrathen. Es ließ sich annehmen, daß er einen freundschaftlichen Besuch auf dem Posten zur Verabredung künftiger Geschäfte vorhabe, und so mochte es auch Relle ansehen, denn er dachte an nichts weniger als versteckte Rachlust. Aber tief brannte die

Leidenschaft in des Indianers Brust, und als sie über einen See auf dem Eise gingen, und der Indianer, wie die Gewohnheit mit Schneeschuhen ist, in die Schritte seines Vordermannes trat, schoß er plötzlich sein Gewehr ab, und diesem so gerade zwischen die Schultern, daß er todt zu Boden fiel. Darauf zog Puganoc sein Messer und schnitt dem Reisenden zwei Finger ab, damit es scheinen möchte, als sei er im Kampfe mit einem Feinde gefallen. Das Messer warf er in den Schnee und ging dann heim mit dem Mährchen, der Mann sei von einem Siu getödtet worden.

Man versuchte späterhin eine Auslieferung Puganocs an die Gerichte zu bewirken, aber vergeblich. Ein junger Schippiwa von seiner eigenen Horde, vielleicht ein Verwandter der Indianerin, mit welcher der ermordete Reisende verheirathet gewesen, vollzog die Rache an ihm. Die Horde ergötzte sich mit Schießen nach dem Ziele. Als die Reihe an den Jüngling war, sah er, daß eben Puganoc die Decke seines Zeltes aufhob und schoß, seine Flinte plötzlich wendend, ihm durch den Hals, daß er auf der Stelle niedersank.

Stolz und Ehrsucht machen die Grundlagen des Charakters fast aller indianischen Stämme aus. Keine sind so arm, so fern von allem Verkehr, daß sie nicht hochmüthig wären. Um Beifall ist es ihnen sehr zu thun; ja sie möchten allezeit gern besser scheinen als sie sind. Man tritt nicht in die entlegenste Indianerhütte, man unterhält sich nicht zehn Minuten lang mit ihrem Bewohner, ohne diese Beobachtung zu machen und so ihre hauptsächlichste Triebfeder zur Thätigkeit und Ausdauer zu erkennen. Weniger ist bei ihnen Habgier anzutreffen, welche in civilisirten Ländern sich so gewöhnlich mit der Sucht zu glänzen gesellt findet.

Daſſelbe Laſter kann man als die Quelle ihrer Wanderungen und der Abſonderungen eines Stammes vom andern anſehen. Sie haben ſich im Norden in unzählige kleine Völkerſchaften zerſplittert, deren jede ihre beſonderen Sprach-Eigenheiten hat. Beſäßen wir etwas, das einer ordentlichen und zuſammenhängenden Tradition über ihre Wanderungen nur während einiger Jahrhunderte gliche, ſo würden wir vermuthlich zu erröthen haben, daß ſo viel Irrthümer begangen worden in der Aufzeichnung ſo vieler urſprünglicher Stämme, da doch in Wahrheit Grund zu glauben iſt, daß ihrer wenige urſprünglich ſind. Die Tradition reicht nicht weit, wo weder Feder noch Pinſel das Gedächtniß der Begebenheiten erhalten. Menſchen, die noch ganz allein mit der Sorge um das augenblickliche Bedürfniß beſchäftigt ſind, vergeſſen bald über die drängende Wirklichkeit das, was nicht länger Furcht oder Hoffnung erregen kann. Und wäre es nicht ſo, wären ſie eben ſo ſehr geneigt zum Nachſinnen wie zum Handeln, doch würde die Armſeligkeit des Lebens jede Freude geſchichtlicher Rückerinnerung rauben. Im beſten Falle iſt mündliche Ueberlieferung ſehr unſicher. Jede Wiederholung verändert die Darſtellung und trägt mindeſtens neuen Schmuck dazu, wo nicht gar neue Thatſachen zum Ergötzen der Hörer oder zur Befriedigung der Eigenliebe. Das letztere ſcheint leider auf die Geſchichte der Nordweſtlichen Indianer, ſoweit wir etwas von ihnen wiſſen, vorzügliche Anwendung zu finden. Während ihre meiſten Erinnerungen nur geeignet ſein konnten, Schmerz zu erneuen oder Mitleid zu erwecken und oft Verachtung, vergrößerten die wenigen Lichtpunkte ſich durch die Wiedererzählung immer mehr und mehr. Daher kommt es, daß wir in gedruckten Geſchichten der Indianiſchen Welt keinen Namen finden, der ſich nicht die Ehre anmaßte, uralt, groß, tapfer, edel vor allen ſeinen Nachbarn zu ſein. Die Nachrichten über das

Leben und die Thaten der Indianer bis zum Schluß des sechszehnten Jahrhunderts verdienen wenig Glauben. Die Namen, welche die Indianer sich selbst beigelegt haben, geben auch keinen Aufschluß für die Geschichte, denn sie sind meist ganz zufällig entstanden, und entstehen so noch heutiges Tages. Sie gehen nie auf den Ursprung der Stämme zurück, und deuten oft nicht einmal Eigenthümlichkeiten derselben an. Dies gilt besonders, wie sich mit Grund annehmen läßt, von den vielen Stämmen der Algonquins. Einem Theil des Volks, welches zu diesen Stämmen gehört, ward wegen der an Strömen und Seen reichen Gegend seines Aufenthalts der Name Nipissings, d. i., Bewohner der Wassergebiete, zu Theil. Andere, welche an der Nordküste des Golf St. Lawrence wohnten, und besonders vom Fischfang lebten, wurden durch das Wort Povinoschis bezeichnet, welches auf eine Fischart anspielt. Zwischen diesem Ort und dem See Superior liegen Moräste, welche den Bewohnern des Distriktes den Namen Muschkigos d. i., Sumpfleute, verschafften. Die Südwestanwohner des Sees Michigan heißen von einem Worte, welches Ebene bedeutet, Muscotins. Die Ojibwas oder Schippiwas verdanken ihre Benennung ihrem eigenthümlichen Gesang, die Pottawattamis, dem Umstande, daß sie ein Rathsfeuer für sich allein anzündeten, die Ottawas, ihrer Lust zum Handel, die Kenistonos, ihrer Grausamkeit in den nördlichen Kriegen und die Nopimings, ihrem Wohnort im Innenlande. Es könnten der Liste noch mehrere hinzugefügt werden, die alle zu demselben Stamme gehören und doch unterschiedene Namen haben. Als die Franzosen ins Land kamen vermehrten sie die Verwirrung, indem sie neue Namen aufbrachten. Sie nannten die erste Horde dieser Zunge, mit welcher sie am St. Lawrence bekannt wurden, Algonquin, vermuthlich weil sie vom Oga lebte; und dieser Name ist nachher zur Bezeich-

nung des ganzen Stammes üblich geworden. Kein Licht fällt durch die Etymologie desselben auf die Volksgeschichte; es läßt sich nicht einmal behaupten, daß ihn die Indianer selbst angenommen, oder daß er je etwas anderes gewesen sei, als ein bloßer nom de guerre.

Die Leech-See-Indianer nennen sich ebenfalls nach ihrem Wohnorte; sie unterscheiden sich in ihren Sitten, Bräuchen, Ansichten, den Hauptsachen nach, nicht von anderen günstiger wohnenden Schippiwas. Die Abweichungen der Sprache sind gering und betreffen nur den Accent und einige Lippenlaute und Liquiden. Die Schippiwa-Sprache beherrscht einen ausgebreiteten Distrikt im Westen und Nordwesten; und ist die allgemeine Sprache des Landes auf allen Rathsversammlungen.

Ihr Wortreichthum und ihre Reinheit sind früh bemerkt worden, und haben ihr den Vorrang vor allen übrigen amerikanischen Sprachen erworben. Sie ist ursprünglich einfach und hat nur zwei unterschiedene Redetheile, das Substantivum und Verbum. Die Pronominal-Beziehungen und Partikel werden durch Verlängerungen bewirkt; die Abwandlungsformen sind überaus mannigfaltig und dienen zur Bezeichnung von Zeit, Person, Zahl, Modus und allerhand Verhältnissen. Bei dem Streben, alles in ein Wort zusammenzudrängen wird Deutlichkeit und Einfachheit oft dem Wohlklang zum Opfer gebracht, und die Unterscheidung von Zeit, Person und Zahl nicht immer genau beobachtet. Oft werden Laute und ganze Silben verschlungen und verschmolzen, um das, was im Ohre des Indianers Härte ist, zu vermeiden, und die ihm wohlgefälligen Klänge herbeizuführen; dies macht die Auffindung der Etymologie oft sehr schwierig. In der Declination der Nomina und Pronomina dritter Person, so wie in der Conjugation der Verba fehlt die Unterscheidung gänzlich; auch wird das Geschlecht in der dritten

Person nicht unterschieden. In den Verben sind gewöhnlich die zusammengesetzten Zeiten defectiv.

Ungeachtet der fehlenden Formen läßt die Sprache viele gefällige Wendungen, auch ironische Feinheiten zu, und erinnert oft durch energische Kürze an die Ausdrucksweise der heiligen Schrift. Sie hat grammatische Formen, welche schöne und concise Gestaltungen des Gedankens möglich machen. Die activen Verben nehmen verschiedene Abwandlungen an, je nachdem die Handlung bestimmt unterschiedene Objecte zuläßt, und können sowohl positiv als negativ conjugirt werden. Substantive nehmen adjectivische und Adjective nehmen substantivische Endungen an. Beide können in Verba umgewandelt werden und haben unterschiedene Zahl. Die Fürwörter erhalten oft eine Flexion und vertreten so die Stelle unserer Hülfszeitwörter. Das Zeitwort „Sein" kann characteristisch für diese Sprache genannt werden, indem sie darin von andern Indianersprachen abweicht. Da alle Nomina verbaler Endungen fähig sind, so können sie alle sonst dem Verb eigenthümlichen Veränderungen erleiden. Der Besitz wird durch eine Casusartige aber doch eigenthümliche Flexion angezeigt. Die Partikeln, deren Gebrauch sehr häufig ist, sind besonders wichtig, da sie der Rede Bestimmtheit und Zusammenhang geben. Adverbien kommen ebenfalls viel in Anwendung und dienen zur Bezeichnung der Steigerungsgrade, denn nur einer dieser Grade wird durch Flexion des Substantivs gebildet. Es giebt eine Menge Präpositionen, welche aber nicht alleinstehend, sondern als Vorsilben der Substantive gebraucht werden. Anders verhält es sich mit den Conjunctionen. Die wichtigste Unterscheidung aber, welche der Sprache eigen ist und durch alle ihre Formen unabänderlich hindurchgeht, ist die Trennung aller Wörter in die beiden Klassen des Belebten und Leblosen oder Persönlichen und Unpersönlichen, woran sich

oft noch der Sinn des Edeln und Unedeln knüpft. Das Wort „stark" wird zum Beispiel anders flectirt als Beiwort eines Menschen, anders als Beiwort eines leblosen Dinges. Dieser sonderbare Gebrauch ist die bezeichnendste Eigenthümlichkeit der Sprache, auf welche auch ein großes Gewicht gelegt wird. Es ist dadurch möglich, die ganze leblose Schöpfung als beseelt darzustellen und der Rede einen Zauber der Lebendigkeit einzuhauchen.

Alle Vorzüge einer solchen Sprache überwiegen ihre Fehler doch nicht in so hohem Grade, daß man den ausschweifenden Lobsprüchen beistimmen könnte, welche einigen indianischen Idiomen zuertheilt worden sind. Ebensowenig aber verdienen ihre Mängel und Barbarismen die Verachtung, welcher Andere nicht entgangen sind. Die Wahrheit liegt, wie auch sonst oft, in der Mitte. Die Sprache ist, wie das Volk, welches sie spricht, voller Extreme, bald überreich an Formen, von denen man oft nicht den Nutzen einsieht, bald ganz arm an dem Nothwendigsten, und man muß erstaunen, wie ein Sprachsinn, welcher sich hier in den mannigfaltigsten und feinsten Unterscheidungen gefällt, dort so gänzlich sich derselben berauben kann.

Die Schwankungen der Sprache zwischen Unbildung und Feinheit, zwischen Fülle und Armuth können zu dem Gedanken führen, daß das Volk darin die Ueberreste eines untergegangenen Culturzustandes bewahre, und daß die Sprache, einst scharf ausgebildet und entwickelt, mit der Zersplitterung und Verwilderung der Stämme allmälig in Verwirrung und Unbildung versunken sei. Sehr wahrscheinlich ist, daß die verschiedenen Idiome, wenn philologische Forschung tiefer in dieselben eindränge, sich auf wenige und unter einander eng verwandte Grundcharaktere zurückführen ließen.

(Fortsetzung folgt).

III.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Puertorico,

von

Oberſt Flinter.

(Fortſetzung).

10.

Hinderniſſe der Sklaven-Emancipation auf den nicht ſpaniſchen Inſeln — Verfahren der ſpaniſchen Regierung — Vortheile der freien Arbeit — moraliſche und ökonomiſche Folgen — Thatſachen zum Beweiſe derſelben — Reſultate.

Den ſchon erwähnten Vorzug der ſpaniſchen Colonien vor allen Anderen, daß die weiße und freie farbige Bevölkerung zahlreicher iſt als der Sklavenſtand, werden die zur gänzlichen Emancipation der Sklaven durch Begünſtigung freier Arbeit bereits gethanen Schritte noch immer erhöhen. In den engländiſchen und franzöſiſchen Colonien iſt leider noch nicht recht die Möglichkeit erkannt, und noch weniger der Verſuch gemacht worden, freie Arbeit allmälig an die Stelle der gezwungenen zu ſetzen. In dem größten Theile der weſtindiſchen Colonien iſt das ganze Land in den Händen weniger großer Grundbeſitzer und dieſe halten Sclaven. Dadurch iſt die Landarbeit infamirt, und von den freien Farbigen und den Weißen läßt ſich keiner bewegen,

wie

wie armselig und elend auch sein Zustand sei, Dienste zu nehmen, welche ihn mit dem Sklaven auf eine Stufe stellen. Daher findet sich auch in französischen oder englischen Colonien keiner jener kleinen Landeigenthümer, welche mit ihrer Familie sich durch ihrer Hände Arbeit ernähren, sondern die unteren Klassen der Weißen und freien Farbigen sind in der Regel ganz versunken in Armuth, Laster und Schande. Und doch ist gewiß, daß die unter den Tropen geborenen Weißen und freien Farbigen ebensogut wie Negersklaven der Feldarbeit gewachsen sind, und daß ihre Arbeit, wenn nur zweckmäßige Verfügungen getroffen werden, wohlfeiler und vortheilhafter als die der Neger ist. Die freien Arbeiter auf Puertorico hatten Anfangs keine Gelegenheit eigenen Grundbesitz zu erwerben, bis die Regierung die weise Verordnung erließ, daß die Krondomainen ohne proviso oder Auflage an Diejenigen parcellirt werden sollten, welche sich verpflichten würden, sie anzubauen; nur die Erfüllung dieser Bedingnng sollte den Uebernehmer berechtigen, sie durch Kauf oder Schenkung weiter zu veräußern, die Nichterfüllung aber sie an die Krone zurückbringen. Nunmehr sind unter den sämmtlichen Einwohnern von Puertorico etwa nur noch 45,000, welche keinen eigenen Grund und Boden haben, sondern gewöhnlich eine Landparcelle von einem der reicheren Besitzer von 500 oder 1000 Morgen pachten und bewirthschaften. Diese kann ihr Pachtherr, nach den bestehenden Gesetzen, nicht von Haus und Hof jagen, ohne ihnen den Werth des Landes, welches sie urbar gemacht haben, und den Werth der darauf gepflanzten Kaffee- und Obstbäume, Zuckerrohre und Plantagen in Gemäßheit der gerichtlichen Taxe zu vergütigen. Diese Klasse der Bevölkerung, meist Weiße, lebte ehedem gleich wandernden Araberhorden, ohne festen Wohnsitz und ohne Beschäftigung. Sie schlugen in den

Wäldern bewegliche Hütten für sich und ihre Familien auf, säeten nichts und hatten nur eine ungewisse Subsistenz von der Nachlese auf benachbarten Pflanzungen, von den wilden Früchten der Wälder und den zahlreichen Fischen der Ströme, welche das Land fruchtbar machen. Damals eine Plage des Landes, ist diese Volksklasse jetzt ein nützlicher Theil der Gesellschaft geworden. Sie ziehen ihre Kinder nach Verhältniß in Wohlhabenheit auf und wohnen gemächlich in Hütten, die mit Stroh gedeckt, aber dem tropischen Regen unzugänglich sind, mitten unter ihren wohlumhegten Landflecken, worauf sie Unterfrüchte, Plantanen, Obst und Kaffee bauen. Sie ziehen Schweine auf, auch Geflügel, und wenige sind, die nicht ein oder zwei Kühe besitzen.* Die meisten haben auch ein Paar Pferde, um ihre Vorräthe zu Markte zu bringen.

Eine so heilsame Umwandlung in der Lebensart dieser Leute wie auch in der Betriebsamkeit der freien Farbigen, welche Land als Eigenthümer oder Pächter bebauen, ist bewirkt worden durch die strenge Handhabung der Gesetze gegen Landstreicher, wozu alle Diejenigen gezählt werden, welche nicht darthun können, daß sie das für den Unterhalt ihrer Familien hinlängliche Land bestellen, oder zureichenden Tagelohn auf fremden Grundstücken verdienen. Man findet jetzt unter 400,000 Seelen im strengsten Sinne des Worts kaum einen Vagabunden, und ein Fremder kann mit einem Sack Gold allein und unbewaffnet von einem Ende der Insel bis zum andern reisen, ohne beraubt oder nur belästigt zu werden. Die meisten Bewohner des Landes schlafen Nachts bei offenen Thüren, denn Raub und Mord sind dem Behagen friedlicher Industrie gewichen. Die Regierung läßt jeden Monat große Geldsummen von den Zollhäusern der Küste nach der Hauptstadt bringen, und bedarf keiner Eskorte als des einzelnen Mannes, welcher den Geldsack auf dem Pferde und

außer seiner Peitsche keine Waffe bei sich hat. Denn noch ist niemals der entfernteste Versuch gemacht worden, eine solche Estafette zu überfallen.

Ordentliche Grundbesitzer giebt es auf Puertorico 19,140, und 1,437,285 Morgen Landes sind zu Acker- und Weidplan benutzt, so daß im Durchschnitt 75¼ Morgen auf den Eigenthümer kommen. Diese Zahlen sind nach den öffentlichen Angaben von 1828; seit dieser Zeit aber sind viele tausend Morgen Kronland den Einwohnern bewilligt worden, viele hundert Morgen sind urbar gemacht und in Reis- und Gemüsefelder, in Plantanenhaine und Wiesen umgeschaffen worden; auf allen Theilen der Insel, in Städten und Dörfern, im Gebirge und in den Thälern sind neue Häuser entstanden, und überall bieten sich dem Auge neue erfreuliche Beweise von der thätigen Industrie und den mit der Einführung freier Arbeit verbundenen Fortschritten dar.

Für einen Schilling Sterling täglichen Lohn ist ein freier Arbeiter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu haben, und verrichtet nach mäßigem Anschlag mehr Arbeit als zwei Sklaven. Ein Hauptvortheil ist dabei für den Pflanzer der, daß er kein Capital daransetzt, wie beim Ankauf von Sklaven, einen Verlust erleidet, wenn seine Arbeiter etwa sterben, keine Kosten hat, wenn sie erkranken oder durch Alter untüchtig werden.

Die Volksvertheilung auf Puertorico weicht von derjenigen sehr ab, welche man auf anderen Westindischen Inseln antrifft. In englischen und französischen Colonien sind die Weißen und freien Farbigen in den Städten und Dörfern zusammengedrängt, halten Schenken und treiben die Gewerbe, welche gewöhnlich den untern Classen in Europa zufallen. Auf dem Lande wohnt nur der Pflanzer, und auch dieser oft nicht dauernd, dann sein Aufseher, seine Familie, seine Sklaven. Nichts vom Bauernstande

ist zu finden; nichts vermittelt den schroffen Abstand von Herrn und Sklaven. Auf Puertorico waren 1832 auf einer Fläche von 333 □ Meilen, 57 Städte und Dörfer, und in denselben nur 3600 Häuser mit Schiefer und Dachziegeln gedeckt, und 2818 Strohhütten; also in Allem 6448 Wohnungen in Städten und Dörfern, während es zerstreut im Lande 14,628 wohlgedeckte Häuser und 23,249 Hütten, also zusammen 37,877 Wohnungen gab. Die Gesammtzahl der Behausungen auf der ganzen Insel beträgt nach obigen Angaben 44,295 Häuser und Hütten, und es kommen, wenn man die Bevölkerung in demselben Jahre zu 400,000 Seelen annimmt, 9 im Durchschnitt auf jedes Wohngebäude. Daher läßt sich die Zahl derer, welche auf dem Lande wohnen, zu 340,893 berechnen, worunter die Sklaven mitbegriffen sind, und es geht daraus hervor, daß der Landbau fast die ganze Bevölkerung beschäftigt.

Von dem Ertrage der Insel sind aber wenigstens drei Viertel durch freie Arbeit gewonnen? Der Sklaven kann man 45,000 annehmen; rechnet man 15,000 ab, welche zu den häuslichen Geschäften gebraucht werden, so bleiben für den Feldbau 30,000, d. h. Männer, Weiber und Kinder. Nun sind gegenwärtig auf der Insel in regelmäßiger Bewirthschaftung 300 Zucker- und 148 Kaffee-Pflanzungen. Auf jede Plantage würden also im Durchschnitt 37 Sklaven kommen, unter denen Viele durch ihr Alter, durch Krankheiten oder Zufälligkeiten am Arbeiten verhindert sein werden. Da nun 1832 an Zucker 414,663 Ctr. zu 112 Pfd., 1,324,717 Gallons Molassen, 16,600 Faß Rum und 250,000 Ctr. Kaffee gewonnen worden sind, so sind wenigstens 80,000 Ctr. Zucker, 400,000 Gallons Molassen und 6000 Faß Rum der Arbeit freier Leute verdankt worden.

Auf die Kaffeegüter sind hierbei auch 37 Sklaven im Durchschnitt gerechnet worden. Diese werden zwar meistens nur von

freien Arbeitern bestellt. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so müßten von den mehr als 250,000 Ctrn., welche geerntet wurden, mindestens 205,000 Ctr. durch freie Arbeit beschafft worden sein. Außerdem lieferte das gedachte Jahr noch 34,902 Ctr. Taback und 9627 Ctr. Baumwolle, mit deren Anbau ausschließlich freie Leute beschäftigt waren. Dasselbe läßt sich auch von der Viehzucht sagen; denn Jedermann, der eine Hütte und ein Fleckchen Land hat, unterhält ein Paar Kühe, und die reicheren Besitzer vertheilen ihre jährigen Kälber in Partien von zwei, vier bis sechs Stück an die Pächter und ärmeren Eigenthümer, welche dieselben zum Verkauf aufziehen und den Gewinn mit ihren Pachtherren theilen. Auf diese Art wird eine große Menge Viehs jährlich fett gemacht und an die Schiffe verkauft, welche die Insel besuchen, um es nach den engländischen, französischen und dänischen Colonien zu führen. Im Jahre 1832 wurde für 220,000 Rthlr. ausgeführt, und auf der Insel gab es ungefähr 80,000 Pferde, 1200 Maulthiere, 600 Esel, 7000 Schaafe und 5000 Ziegen, meist von den freien Bauern aufgezogen. Zuletzt ist noch des Reises, türkischen Weizens, Pfeffers und anderer kleiner Producte zu gedenken, mit welchen nur freie Arbeiter sich beschäftigen. Daß die tropischen Produkte mit der Zeit wohlfeiler und vortheilhafter ausfallen würden, wenn man die Arbeit der Sklaven allmälig durch freie Arbeit ersetzte, unterliegt keinem Zweifel. Ich selbst habe auf einer Kaffee-Pflanzung, die mir gehört, den Versuch gemacht, und ihn wiederholentlich auf Indigo-Plantagen (dem ungesundesten und anstrengendsten Zweige des tropischen Landbaues) machen sehen, und habe überall meine Erfahrung bestätigt gefunden.

So sehr ich von der Ungerechtigkeit und Schädlichkeit des Sklavenwesens überzeugt bin, hat mich meine Erfahrung in den Colonien doch gelehrt, daß eine plötzliche Emancipation der Skla-

nen, wie solche der britischen Regierung in Antrag gebracht wurde, ohne vorbereitende Maßregeln ebenso erfolglos als gefährlich sein würde. In Westindien hieß es sogar, daß die britische Regierung beabsichtigte, die Truppen hinwegzuziehen, und so die Inseln allem dem Unheil bloß zu stellen, welches eine gänzliche Auflösung der gesellschaftlichen Bande herbeiführt. Doch hatte ich das Glück, in Madrid mit dem patriotischen William Allen zusammenzutreffen, welcher mich über die ebenso menschenfreundlichen als vernünftigen Ansichten der Minister aufklärte. Mit weiser Politik sollten allmählig die Sklaven emancipirt, und zugleich die Bande der Colonien mit dem Mutterlande enger geknüpft werden. Ich habe mit Vergnügen die schönen Entwürfe gelesen, welche der genannte Herr in seiner Schrift, „Colonies at home", über die Verbesserung des Zustandes unter den arbeitenden Klassen in England und Irland niedergelegt hat, und in Erwägung der ausgebreiteten Mittel, welche die britische Regierung in Händen hat, der Beharrlichkeit, mit welcher jede heilsame Maßregel, ob die Minister Whigs oder Tories seien, durchgeführt wird, der Einigkeit, Energie und Vaterlandsliebe, mit welcher Jedermann die Beschlüsse der Regierung in's Werk zu richten sich beeifert, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß Pläne, wie die des Herrn Allen, mit einigen lokalen Abänderungen auch auf die Sklaven in Westindien Anwendung finden könnten, und daß diese, wenn die Pflanzer nur der Regierung ernstlich helfen wollten, ganz gefahrlos emancipirt werden, die Colonien aber an Reichthum und Handelswichtigkeit unglaublich gewinnen würden. Den Beweis dafür liefern die oben aufgestellten Thatsachen, zu denen sich noch manches triftige Argument hinzufügen läßt.

Man hat den freien Schwarzen in Westindien den Vorwurf gemacht, daß sie von Natur träge und unbekümmert um

den nächsten Tag seien; aber die Schuld davon trägt wahrlich nichts als ihre Stellung in der Gesellschaft und der Mangel jedes Antriebs zur Thätigkeit. Auch in Puertorico war vor Vertheilung der Krongüter schreckliche Armuth und unter den freien Schwarzen Müßiggang und Laster herrschend. Seitdem aber die weise Maßregel von 1815 in Ausführung gekommen, und seitdem der General-Capitain Kirchen in allen Dörfern über die ganze Insel hat erbauen lassen, ist das Volk ordentlicher und fleißiger geworden. So lange die armen Weißen und freien Schwarzen in einzelnen, schlechten Hütten nur in der Umgebung ihrer Familien und gleich elender Nachbarn wohnten, glichen sie den nackten Wilden am Orinoko. Jetzt sind sie militairpflichtig und müssen sich Sonntags in den Dörfern einfinden. Die Geistlichen haben sie durch eifrige Ermahnung an den Gottesdienst gewöhnt, und sie kleiden sich anständiger als ehemals, um in der Kirche nicht verächtlich zu erscheinen. Neue Bedürfnisse haben sie zu neuen Anstrengungen geführt, und der Ackerbau hat, wie gemeldet, an Ausbreitung, das Land an Reichthum gewonnen.

Eine eben solche Veränderung in den Sitten der Negersclaven läßt sich erwarten, sobald ähnlicher Antrieb zur Arbeit ihnen zu Theil wird. Sie müssen ihr eigenes Land zum Anbau erhalten, müssen erzogen werden, müssen praktisch lernen, daß Thätigkeit und Ordnung glücklich machen, und müssen so Theilnahme für das Land und Liebe zur Regierung gewinnen.

Wie auf Puertorico, so wird auch anderwärts bereits durch freie Arbeit Zuckerrohr gebaut. Auf der Insel Margarita, welche früher Spanien gehörte und jetzt einen Theil der Republik Columbia ausmacht, sind nur freie Leute mit den Zuckerarbeiten beschäftigt. Daß die Insel nicht genug für ihren Bedarf producirt, ist freilich wahr, aber von Sklaven bearbeitet würden

die Ländereien eher noch weniger als mehr eintragen. Einer meiner Freunde, ein Dr. Emery übernahm 1824 von der Columbischen Regierung ein Gut auf Margarita. Es heißt die Estanzia und liegt inmitten der Insel, im Thal Paraguachi. Als die Insel noch spanisch war, gehörte es einem Mönchsconvente und ward von funfzig bis sechszig Sklaven bearbeitet. Die Republikaner verjagten die Mönche; die körperlich tüchtigen Neger ließen sich, um ihre Freiheit zu erhalten, in der siegreichen Armee enroliren, und die Ländereien fielen der neuen Regierung zu. Ein Richter übernahm das Ganze, welches aber an viele Unterpächter aus der ärmeren Klasse ausgetheilt ward, die ihm ihren Zins einzeln entrichteten, während er der Regierung jährlich eine festgesetzte Summe zahlte. Den Unterpächtern ward die Bedingung gestellt, alle ihre Rohre zur Erntezeit nach der Taxe dem Oberpächter zu verkaufen. Als ich Margarita, im Juni 1827, besuchte, wohnten über hundert Familien auf den Ländereien und hatte jede eine bequeme Hütte, und jede ihr Zuckerrohr, ihr indisches Korn, ihre Plantanen in sorgfältiger Pflege. Sie hatten auf den Grundstücken des Herrn einen Schilling tägliches Arbeitslohn, und die jungen Leute ohne Familie verdingten sich um ein Pfund Sterling monatlich. Sie bauten Zucker, machten Rum und thaten alle die schweren Arbeiten, welche sonst nur durch Sklaven geschehen waren. Der Herr hielt seine Wirthschaft ohne alle Unannehmlichkeiten im besten Stande, und seinen eigenen kleinen Landstrich baute jeder Pächter mit größter Sorgfalt, weil davon sein und seiner Familie Unterhalt abhing. Alte und einsichtsvolle Nachbarn gaben mir die Versicherung, daß bei dieser Einrichtung das Gut sich sehr verbessert habe. Auf dieselbe Weise wird dort auf allen Zuckerpflanzungen verfahren. Sechs Destillirkolben waren zur Rum-Verfertigung stets in Arbeit, und alle Dienste dabei ver-

sahen freie Leute. Die Bevölkerung Margaritas mag aus 27,000 Seelen bestehen, und Jedermann lebt von seiner eigenen Arbeit. Der Boden ist sehr trocken, Wasser fehlt sehr; aber die Insulaner sind überaus betriebsam, und obgleich oft zwei bis drei Ernten nach einander durch Dürre verloren gehen, lassen sie doch nicht ab, den größten Fleiß auf ihr Land zu verwenden. Wer hätte vorher gedacht, daß so viele Sklaven sich bloß dadurch zur Ordnung und zum Fleiße gewöhnen ließen, daß man ihnen gleiche Rechte mit ihren Nebenmenschen gewährte!

Kurz, es steht fest, daß durch freie Arbeit doppelt so viel geschafft wird, als durch Sklavenhände und ebensosehr, daß ein Land nicht glücklich sein kann, wo eine ganze große Klasse der Bewohner in Knechtschaft schmachtend, ihre Arbeit ohne Interesse thut. Auf allen britischen und französischen Inseln ist seit 1823 eine große Abnahme der Production gespürt worden, während sie auf Puertorico sich in diesem Zeitraum stets erhöhete. Ein verständiger Pflanzer, mit welchem ich mich darüber unterhielt, betheuerte mir, daß der Zuckerbau mit Sklaven gegenwärtig nicht die Kosten einbringe, und daß er, um nicht zu Grunde zu gehen, sein Land habe mit Kaffee und Unterfrüchten bestellen, und Viehzucht mit Hülfe freier Arbeit treiben müssen. Die Sache ist natürlich: Sklaven arbeiten nur gewisse Stunden des Tages, und thun während derselben so wenig als irgend möglich ist, während die Arbeiter, welche bezahlt werden, sich's sauer werden lassen, um am folgenden Tage wieder Arbeit zu bekommen.

Würden daher nur die Pflanzer durch ein zweckdienliches Verfahren, durch Liberalität und mit Unterstützung von Seiten der Regierung ihren jetzt trägen, widerspenstigen Sklaven zu eigenem Landbesitz, oder zu der Möglichkeit sich selbst ihren Unterhalt zu erwerben, nach und nach verhelfen, so würden sie sich

felder soviel als jenen nützen. Er ist falsch, daß freie Leute sich zur Arbeit auf Zuckerfeldern nicht gebrauchen lassen. Die Erfahrung eines jeden, der auf Puertorico, Columbia oder Margarita gewesen, widerlegt diesen Irrthum. Ich zweifle nicht, daß in ganz Westindien freie Arbeiter dafür zu erhalten sind, wenn man die jetzigen Sklaven in solche umwandelt. Die Sklaven werden nützliche und glückliche Glieder der menschlichen Gesellschaft und die Vortheile der Colonien zugleich vergrößert werden.

(Fortsetzung folgt).

IV.

Reisen in der Nil-Ebene,

von

James Augustus St. John.

(Fortsetzung).

2.

Mehemed Ali's Palast — Boghos Jussuf — Unterhaltung mit dem Pascha — ägyptische Armee — Autobiographie des Pascha's — Palast — äußere Erscheinung des Pascha's — seine Lebensweise.

Am 21. November 1832 war es mir vergönnt bei dem Pascha Mehemed Ali eine lange Audienz zu haben. In meiner Begleitung befanden sich Herr Harris, der mich vorstellen sollte, und der Neffe des amerikanischen Consuls. Am Eingange des Palastes fanden wir eine Anzahl Janitscharen und anderes Gefolge in prächtigen Uniformen, unweit der großen Treppe, welche zum Divanzimmer führt, müßig herumgehend. Oben angekommen,

durchschritten wir mehrere geräumige Apartements, deren hohe Decken elegant gemalt waren. Auch hier befanden sich Höflinge aus allen Nationen. Wir kamen endlich ins Audienz-Zimmer, wo der Pascha und sein Minister in einer Ecke beisammen standen, und uns erwarteten. Als wir hereintraten, ging der Pascha uns einige Schritte entgegen, uns auf türkische Weise mit „Salam" begrüßend, indem er die rechte Hand auf die Brust legte. Nachdem wir seine Begrüßung erwiedert hatten, wurden unsere Namen vorgetragen, worauf er auf seinem hohen carmoisinrothen Divan Platz nahm, und mich einlud, neben ihm niederzusitzen. Die Ecke, in welcher er saß, war so dunkel, daß es nicht möglich war, den Ausdruck seines Gesichts und die unruhige Bewegung seines Auges deutlich zu unterscheiden. Boghos Jussuf, Sr. Hoheit Dollmetsch und erster Minister*) stand mit gekreuzten Armen vor uns, alle andere Minister, Hofleute und Beamten hatten sich ins Vorzimmer zurückgezogen, da man annahm, daß ich mit einer Privat-Audienz beehrt werden sollte. Die Unterredung begann auf die gewöhnliche Weise. „Sie sind willkommen", sagte der Pascha; „ich freue mich Sie in Aegypten zu sehen. Gefällt Ihnen das Land? Sind Sie zufrieden? Es ist mein Wunsch, daß Reisende sich in meinem Reiche wie zu Hause fühlen mögen."

— Ich danke Ew. Hoheit. Alexandria hat mich sehr interessirt; doch bis jetzt befinde ich mich erst an der Schwelle Aegyptens. Ich wünsche, mit Ihrer Erlaubniß, das ganze Land zu erforschen. Man scheint hier so sicher zu reisen wie in Europa. —

„Ganz gewiß. Nichts gewährt mir mehr Vergnügen als Fremden meinen Schutz angedeihen zu lassen. Sie können mein

*) Er ist seitdem bekanntlich zum Bey (Fürsten) erhoben worden.

ganzes Reich ohne Gefahr durchmessen. Wie weit wollen Sie Ihre Untersuchung ausdehnen?"

— Bis Dongola, wenn der Wind mir günstig ist. —

„Sie können so weit reisen, als Ihnen gefällig ist. Ich höre, Sie wollen ihre Bemerkungen veröffentlichen; ist dem so?"

— Man hat Ew. Hoheit nicht falsch berichtet. —

„In diesem Falle soll es mich freuen, Ihnen auf jede Weise förderlich zu sein. Aber Sie beschränken wohl Ihre Untersuchungen auf Ruinen und andere Alterthümer?"

— Im Gegentheil, mein Hauptzweck ist, Ihre Regierung und den Zustand des Landes kennen zu lernen. —

Als ich dieß gesagt hatte, änderte sich sein Benehmen. Er schien höflicher als vorher, ward aber offenbar ernster und nachdenkender.

„Sie reisen also in politischen Angelegenheiten?"

— Nicht ganz; doch da ich das alte Aegypten aus der Geschichte kenne, so wünsche ich seine jetzigen Hülfsquellen und militairische Stärke kennen zu lernen, und würde mich sehr geschmeichelt fühlen, wenn Ew. Hoheit mir in dieser Hinsicht eine Frage erlauben wollten. —

„Sprechen Sie nur."

— Ew. Hoheit haben ohne Zweifel erfahren, daß in der Zeitung von Malta eine Uebersicht über die Stärke und Beschaffenheit Ihres Heeres erschienen ist. Ich wünschte nun von Ew. Hoheit belehrt zu werden, ob man sich auf jene Angabe verlassen darf, und wo nicht, so möchte ich mir die Frage nach der wirklichen Stärke Ihres Heeres erlauben. —

Er schwieg einen Augenblick, halb zürnend, halb forschend, bald mich bald Herrn Harris anschauend. Da nun gerade jetzt Kaffee hereingebracht wurde, so fürchtete ich, der Pascha würde

dieß benutzen, um diesen Gegenstand abzubrechen. Allein ich hatte mich geirrt, nach einigen Minuten erwiederte er:

„Ich habe bis jetzt die Stärke meines in den verschiedenen Provinzen des Reiches zerstreuten Heeres nicht genau ausgemittelt; kann Ihnen aber versichern, daß die Angaben in der Maltaer Zeitung durchaus unrichtig sind: meine Armee ist wenigstens noch einmal so stark, als sie dort angegeben ist. Da man indessen anfängt, dergleichen Berechnungen anzustellen, so will ich selbst Berichte darüber einziehen, und nach Ihrer Rückkehr aus dem Oberlande soll Ihnen ein Exemplar des officiellen Berichts zugestellt werden."

— Ich danke Ew. Hoheit, und will mich auf Ihr Versprechen verlassen. Zugleich erlaube ich mir zu bemerken, daß es gut wäre, dieses Document bald zu veröffentlichen, da die Angelegenheiten Aegyptens gegenwärtig die Aufmerksamkeit des europäischen Publikums vielfach beschäftigen. Die Augen aller Politiker sind auf Ihre Bewegungen gerichtet, und ohne eine solche bestimmte Widerlegung wird man natürlich den Berichten der Zeitungen von Malta, Smyrna und des Moniteur ottoman Glauben schenken. —

Er antwortete etwas aufgeregt: „Ich war bis jetzt gewohnt, Worte mit Handlungen zu beantworten; da jedoch der Sultan so viel auf Worte — auf die Artikel eines bloßen Zeitungsschreibens giebt, so will ich auch meine Zeitung haben, die hier in französischer und arabischer Sprache erscheinen soll. Der Redacteur, ein sehr gescheuter Mann, ist bereits angestellt, und alle Maßregeln zum baldigen Erscheinen des Blattes sind schon genommen."

— Ew. Hoheit haben ganz gewiß sehr weise gehandelt, denn der Einfluß der Zeitungen ist unberechenbar. —

„Und doch", fuhr er mit verändertem Tone, als ob er das Gesagte bereuete, fort; „und doch sind mir diese Dinge so gleichgültig, daß ich selbst nie daran gedacht hätte, wenn nicht mein ganzes Gefolge mir riethe, eine Zeitung zu halten. Ich habe bloß diesen Vorstellungen nachgegeben."

— Der Rath ist gewiß sehr vernünftig; denn am Ende ist denn doch die Meinung Europa's von einiger Wichtigkeit. —

Bei diesen Worten schien er von einem Traume aufzuschrecken, wurde unruhig auf seinem Divan und erwiederte lebhaft: „Mißverstehen Sie mich nicht; das Urtheil, welches die Welt über mich fällt, ist mir keinesweges gleichgültig, und ich will Ihnen einen glänzenden Beweis davon geben. Seit langer Zeit bin ich mit der Aufzeichnung meiner Lebensgeschichte beschäftigt. Jeden Augenblick, den ich den öffentlichen Geschäften, den Angelegenheiten meines Volkes abgewinnen kann, dictire ich einem Secretair die Ereignisse meines langen Lebens, wobei mir ein ziemlich gutes Gedächtniß sehr zu Statten kommt. Ereignisse, die vor vierzig Jahren stattfanden, sind mir so gegenwärtig, als wären sie von gestern. Meine Biographie wird daher eine sehr vollständige werden, und wird auch die Geschichte meiner Jugend, vor meiner Ankunft in Aegypten einbegreifen. Ich werde mich über den Zustand dieses Landes, als ich es antrat, so wie über sämmtliche wichtigere Ereignisse während meiner militairischen Expeditionen in Nubien, Sennar, Cordofan, Hedschas und Syrien, aussprechen."

Er schien von diesem Gedanken sehr begeistert, nahm, während er ihn aussprach, eine geradere Stellung an, seine Züge belebten sich, er lächelte und schien in diesem Augenblick stolz auf die erhabene Stellung zu sein, die ihn das Schicksal erklimmen ließ. Indessen ließ er, wie man sieht, die Niedermetzelung der Ma-

meluken aus dem Register seiner Heldenthaten hinweg; gewiß aber stellen sich unter den glänzenden Erinnerungen seines Lebens auch jene düsteren, blutigen Tage seinem Gedächtnisse dar, wie Satan unter den Söhnen Gottes; das Gewissen mag ihm auch überdies zugeflüstert haben, daß seinen Zuhörern das Ereigniß unvergessen blieb.

— Und wie lange glauben Ew. Hoheit wird es dauern, bis Sie die Geschichte Ihres Lebens auf die gegenwärtige Zeit herabgeführt haben? Auch ich wünschte von dem Leben Ew. Hoheit einen Bericht zu geben, und würde mich glücklich schätzen, mich auf eine so echte Quelle beziehen zu können. —

„Die Geschichte ist lang, und die Augenblicke meiner Muße kurz. Jedenfalls kann sie um die Zeit Ihrer Rückkehr nicht vollendet sein."

Ich lenkte jetzt das Gespräch auf einen andern Gegenstand. — Ew. Hoheit pflegen Reisenden nicht zu gestatten die Festung Alexandriens, namentlich das Castell der Pharaone und die Batterie an der Spitze Ras-el-tin zu besichtigen; ich werde daher den Wunsch, sie zu sehen, wohl unterdrücken müssen. —

Diese Worte schienen ihn sehr zu reizen; es schoß einen Blick auf Herrn Harris, als wollte er sagen: „Wen zum Teufel haben Sie mir da zugeführt?" Er biß sich in die Lippen und schwieg einige Augenblicke. Dann sah er mich forschend an und sagte: „Ja, Sie können sie sehen, Sie können sie alle sehen. Ich will die nöthigen Ordres geben; Sie sollen morgen einen Kawaß haben."

Ich sagte dem Pascha, daß ich am nächsten Tage nach Cairo reisen würde, und bat ihn um die Erlaubniß, dort seine Kinder und die Theile des Harems sehen zu dürfen, welche ohne den Anstand zu verletzen, von Fremden gesehen werden könnten.

Er versprach mir ein Einführungsschreiben, und hielt, gegen meine Erwartung, Wort.

Als wir uns von der Audienz zurückbegaben, sahen wir im Vorzimmer die Muselmänner im Gebet begriffen. Jung und Alt, Reich und Arm, Officiere und Gemeine knieten ohne allen Rangunterschied nebeneinander auf derselben Matte in Reihen, ihr Priester vor ihnen. Ihr Antlitz war nach Mekka gewendet. Von Zeit zu Zeit, wenn der Priester den Namen Gottes aussprach, beugten sie das Haupt tief, bis zur Erde. Der, den sie anbeteten, kann allein ihre Gedanken gekannt haben, dem Beschauer aber boten sie allerdings einen Anblick echter Frömmigkeit dar.

Mehemed Ali ist ein Mann von mittlerer Größe, robust und stark gebaut, kerzengerade und für einen Fünfundsechziger äußerst lebhaft. Seine Gesichtszüge, mehr tartarisch, sind fast roh zu nennen; allein sie verrathen so viel Verstand, besonders sein Auge, daß es mich nicht wundern sollte, wenn die, welche ihn oft sehen, ihn für hübsch hielten. In seinem Anzug unterscheidet er sich wenig oder gar nicht von andern Türken; jedoch ist in seiner Haltung eine gewisse Würde, welche nach der Behauptung Vieler an Majestät grenzt. Allein diese Miene der Würde scheint von dem Besitze der Macht unzertrennlich; sie wird Jedem, von dem das Glück oder Unglück Vieler abhängt, mag sein Aussehen sein welches es wolle, zu inhäriren scheinen; so sehen wir die Schnecke mit Verachtung an, aber der Scorpion, der nicht größer ist, flößt uns Schrecken ein.

Mehemed Ali schläft wenig. Europäer, die auf Reisen mit ihm in einem Zelte schliefen, beklagen sich, daß er sie oft in der Nacht mit Fragen störte, und weitersprach, während sie zu schlafen wünschten. Er steht vor Tagesanbruch auf, und reitet dann bald von seinem Harem nach dem Diwan, wo er die Eingaben, Bittschriften und Depeschen empfängt. Bald nachher treten

die

die Secretaire mit ihren Portefeuilles an, die angefüllt sind mit den Tages zuvor eingegangenen Briefen, welche sie ihm vorlesen, und worauf er ihnen mit Geläufigkeit die Antworten diktirt; dann werden ihm die Tages vorher anbefohlenen Rekliquen und Aufsätze vorgelesen. Um 9 Uhr empfängt er die Consuln und giebt öffentliche Audienzen. Zwei Stunden nachher zieht er sich in seinen Harem zurück, wo er bis 3 Uhr bleibt. Kommt in dieser Zeit eine wörtliche Botschaft, so ist sie dem obersten Eunuchen auszurichten; schriftliche aber empfängt er selbst, und sollte er vom Schlafe aufgeweckt werden müssen. Boghos Jussuff ist oft bei ihm im Harem, wenn die Geschäfte dringend sind. Um 3½ Uhr ist er wieder im Divan mit Staatssachen beschäftigt. Eine Stunde nach Sonnenuntergang nimmt er ein kleines Mahl zu sich, und bleibt im Divan bis 10 — 11 Uhr. Während der Abendstunden findet er gewöhnlich Zeit zu einer Partie Schach. Sein Partner ist zu gleicher Zeit sein Hofnarr, der sich immer ganz untröstlich stellt, wenn der Pascha ihm einen Stein wegnimmt.

Zu Alexandrien lebt der Pascha und sein Hof sehr einfach; zu Cairo aber, wo er jedoch nur einen kleinen Theil des Jahres zubringt, ist das Hofleben fürstlicher, obgleich der Pascha auch hier zu jeder Zeit zugänglich ist. Wer Muße hat, und nicht weiß was er sonst anfangen soll, kann jeden Abend in den Palast gehen, er mag nun dort was zu thun haben oder nicht; will er sich dem Pascha selbst nicht aufdringen, so findet er in den zahlreichen Prachtgemächern, die alle erleuchtet sind, unter den vielen dort versammelten Personen einen oder den andern Bekannten, mit dem er sich unterhalten kann. Der Pascha ist so fleißig, daß, als er einst zu Alexandrien unpäßlich war, und statt seines Spazierrittes ausfahren mußte, er die Geschäftspapiere mitnahm und am Ufer des Canals auf einem ausgebreiteten Teppich ar-

beitete, während der Caffee für ihn zurechtgemacht wurde. Zum Caffee raucht er eine Pfeife und kehrt dann sogleich in den Palast zurück. Im Harem liest er, oder läßt sich vorlesen, oder unterhält sich mit den Ausgezeichneteren unter seinen Eunuchen, oder dictirt, wie schon erwähnt, seine Lebensgeschichte. Dem Schachspiel ist er, wie die meisten Orientalen, leidenschaftlich ergeben. Müßiggehen ist ihm unmöglich, beschäftigen ihn keine wichtigeren Angelegenheiten, so verschmäht er auch das Unerhebliche nicht; so muß ihm der Lehrer der Mathematik in der Militairschule von Alexandrien wöchentlich einen Bericht über die Aufführung jedes seiner Schüler abstatten. Während der Ausrüstung seiner Kriegsschiffe blieb ihm freilich weniger Zeit für die gewöhnlichen Staatsgeschäfte; damals gab er oft Audienz im Arsenal, wo er einen großen Theil des Tages zubrachte, dann fuhr er in seiner kleinen eleganten Staatsbarke in den Hafen, mitten unter die in der Ausrüstung und im Bau begriffenen Schiffe, um die Fortschritte zu beobachten und durch seine Gegenwart zu beschleunigen. Oft kam er von diesen Geschäfts-Excursionen erst um Mitternacht zurück. Schlechtes Wetter hält ihn nie ab; er tritt oft eine Reise mitten in einem Sturm an, und hat sich dadurch schon manche Krankheit zugezogen. Seine Bewegungen sind plötzlich und unerwartet, er erscheint zu Cairo oder Alexandrien, wenn sich die Leute seiner am wenigsten versehen, was die Beamten beständig wachsam erhält.

In den Gärten von Schubra ist eine kleine Laube, wo der Pascha während seiner kurzen Besuche in jenem Palaste, in der Nacht einige Stunden ganz allein zuzubringen pflegt. Von dieser Laube aus laufen in verschiedenen Richtungen zwei Alleen von Cypressen, Orangen und Limonienblumen durch den ganzen Garten. In den stillen hellen Nächten des Osten, bei der von den Wohlgerüchen der herrlichsten Blumen durchdufteten

Luft, läßt ſich ein entzückenderer und romantiſcherer Punkt nicht denken.

In Herzensangelegenheiten iſt Mehemed Ali nicht ohne Delikateſſe. Seine Gattin, eine ſehr begabte Frau, behandelte er ſtets mit der größten Achtung, und ſie behauptete einen großen Einfluß über ihn. Seit ihrem Tode hat er ſich nicht wieder vermählt, ſein Harem enthält nur Sklavinnen. Sie liegt neben ihrem Sohne Tuſſun, in einem prächtigen Grabmal, unweit Cairos. Als ich das Grab beſuchte, war es mit friſchen Blumen beſtreut.

8.

Verſchiedene Arten zu reiſen in Aegypten — Lage von Canopus — Weg durch die Wüſte — Dattelwälder — Annäherung an Roſette — erſter Anblick des Nil — Gärten Roſette's — Kloſter Abu-Mandur — Uebergang in's Delta-Gebiet — große Fruchtbarkeit dieſes Gebiets — Fuah — Tarbuſch-Fabrik — Heiligengräber — Beſug, ein Wallfahrtsort — Lage von Sais — Sheik el Beleh — Shibin el Kom — Tättowirte Araberinnen — Canal von Tanta — Land Goſchen — Kelinb — erſter Anblick der Pyramiden — Schubra — Cairo.

Es giebt drei Wege, die man von Alexandria nach Cairo nehmen kann: zu Schiffe auf dem Canal Mahmudiah und dem Nil, auf Cameelen quer durch die Wüſte, oder auf Eſeln über Roſette und das Delta. Der erſte iſt der leichteſte, der letzte der ermüdendſte, koſtſpieligſte und längſte, aber auch bei weitem der intereſſanteſte, weshalb wir ihn den beiden andern vorzogen.

Am Abend des 22. November erreichten wir die Ruinen von Canopus, oder vielmehr den Punkt, wo dieſe Stadt einſt geſtanden, denn die Wogen des Meers haben faſt alle Ueberbleibſel weggeſpült. Dann zog ſich der Weg mehrere engliſche Meilen weit dicht am ſüdlichen Ende der Bai von Abukir, wo

das Aussehen der Wüste in dem dumpfen Zwielicht eines kalten wolkigen Tages, unbeschreiblich öde war; kein Ton, als das Heulen des Windes und das Brüllen der Meereswogen, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Kreischen des Reihers oder des Storchs. Die Oede machte uns schweigend und traurig.

Wir übernachteten in dem sogenannten Caravenserai — einem elenden, verfallenden, von Ungeziefer wimmelnden Gebäu — jenseits des Canals, am See Edko, und setzten am 23sten unsern Weg nach Rosette fort, dessen erhabene Minarets und Thürme wir um 10 Uhr zuerst erblickten. Die Annäherung an die Stadt hat viel Eigenthümliches und Angenehmes. Nachdem die Einbildungskraft unmittelbar vorher lange in den Bildern der Oede, Dürre und Verlassenheit versunken war, wird sie plötzlich überrascht durch den Anblick eines üppigen Grüns, das trotz dem Winter in der ganzen Frische des Frühlings prangt. Mitten im Sande ständen die Palmen, reich beladen mit den herrlichsten Früchten, die sich unsere jungen Eseltreiber gut schmecken ließen. Es ist eine irrige Annahme, daß der Palmbaum blätterlos seine Höhe erreiche, und erst oben an der Krone seine Blätterpracht entfalte. Vielmehr ist er, zwei oder drei Jahr alt, wie eine Wasserlilie, vom Boden an mit Ausschüssen angefüllt, die ihm aber sorgfältig abgeschnitten werden, damit der Saft gerade aufsteige. Die Bäume würden sonst nie diese Höhe, seine Frucht nie diesen Wohlgeschmack erreichen. Das Blätterabschneiden muß lange Zeit jährlich an ihm vorgenommen werden.

Rosette (Rashid) ist von einer niedern Mauer umgeben, und nimmt sich in der Entfernung wie eine europäische Stadt aus, was jedoch verschwindet, wenn man hineinkommt. Die langen Straßen in der Stadt, ihre hohen Häuser aus Backstein mit vorspringenden Gitterfenstern, ihre zahlreichen Moscheen und großen freien Räume, die viel Aehnlichkeit mit den Squares in

London haben, geben ihr ein originelles Aussehen, womit sich der türkische Theil Alexandriens auf keine Weise messen kann. Früher hatte Rosette 30,000 Einwohner; seitdem jedoch die Communication mit Cairo durch den Mahmudiah-Canal hergestellt ist, ist diese Anzahl um die Hälfte zusammengeschmolzen, und Fuah, auf der neuen Communicationsstraße gelegen, hat gewonnen was Rosette verloren.

Der Nil hat hier eine Breite von nicht weniger als 600 Yards, und es wird schwer sich zu entscheiden, was man mehr bewundern soll, den herrlichen Strom oder seine von üppiger Fülle strotzenden Ufer.

Die berühmten Gärten liegen südlich von der Stadt auf dem Wege nach dem Kloster Abu-Mandur. Es sind ummauerte Anpflanzungen von Granatäpfel-, Bananen-, Limonien-, Citronen- und Orangebäumen, regellos nebeneinander stehend. — Eine grüne Wildniß von allen Farbenschattirungen mit Früchten, die gleich so vielen glühenden Goldbällen zwischen dem Laub hindurchglänzen, und die Aeste niederwägen, so daß bei jedem Schritte die Hand in Versuchung geräth. Hier und da schießt ein Palmbaum in die Höhe und nickt mit seiner anmuthigen Krone über die andern hoch in die Lüfte. Dicht dabei steht ein ägyptischer Sycamor oder der pharaonische Feigenbaum, ein tausendjähriges Gewächs, mit seinem krümmungsreichen Gezweige selbst unter den heißesten Sonnenstrahlen sicheren und erquickenden Schatten bietend. Wären diese Fruchtgehege nur mehr durch grüne Rasen auseinandergesondert, so hielten sie eine Vergleichung aus mit jenen Paradiesen der persischen Könige, hätten aber noch den Vorzug, daß kein persischer Garten jemals einen so majestätischen Strom sah, wie der ist, welcher hier dicht an der Einhegung vorbeifließt.

Auf dem Kloster Abu-Mandur, welches auf einem spitzen kühn in den Fluß vorspringenden Vorgebirge steht, hat der Pascha einen Telegraphen errichten lassen.

Nicht weit jenseits der verlassenen Moschee Mesa, wo wir am 24. November vorbei kamen, ändert sich das Aussehen der Gegend. Wir betraten jetzt einen mit Dattelbäumen, Sträuchern aller Art und Wasserpflanzen dicht bewachsenen Marschboden, mit kleinen spiegelklaren Seen, die voll von wildem Geflügel waren, untermischt.

Beim Dorfe Tifeny setzten wir über den Nil in das Delta. Am Rande des Flusses sah man die Araber mit verschiedenen landwirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten beschäftigt. Sobald wir das Delta-Gebiet betraten, zeigten sich uns von allen Seiten Beweise von erstaunlicher Fruchtbarkeit, reiche Weizenernten, üppiges Gras, Pflanzen von gigantischer Größe, Palmen- und Feigenbäume von ungeheurer Höhe. Unsere Straße lag längs dem Nil-Ufer, dessen röthliches aber doch durchsichtiges Wasser jedes Schilf das die Ufer säumte, jedes Segel das sich träge auf dem Fluß bewegte, in deutlichen Umrissen wieder gab. Edelwild und wildes Geflügel gab es in Menge, und wir versäumten nicht, von unsern Jagdflinten Gebrauch zu machen, um uns im Caravanserai von Fuah gütlich zu thun.

Fuah ist ein großer Ort, malerisch am rechten Nil-Ufer gelegen, mit einer kleinen schilfbedeckten Insel in der Fronte. Es hat eine Mützenfabrik, welche 2000 Leute beschäftigt, und wöchentlich 500 Mützen verfertigt. Der Pascha macht oft Bestellungen von 30 bis 40,000 Mützen (Tarbusch) für seine Armee. Auch grobe Ueberröcke für das Militair werden in diesem Etablissement verfertigt. Das seltsamste Fabrikat von Fuah ist die niedliche kleine rothe Hülle aus feinem Zeuge, womit die ägyptischen Damen die Warze der Brust bedecken, indem es Sitte

im Osten ist, die Brust nur mit einem dünnen Gazenschleier zu verhüllen.

Hinter Fuah, das wir am 25sten verließen, ist der Fluß bedeutend breiter als zu Rosette, und hat viel bewaldete Inseln; dieser Theil des Delta ist mit Dörfern übersäet, die von weitem mit ihren Minarets und Heiligengräbern einen sehr malerischen Anblick gewähren. Heiligengräber findet man übrigens auch zahlreich auf den Straßen an einem einsamen Fleck. Gewöhnlich befindet sich in der Nähe ein Brunnen, wo der durstige Reisende sich erquicken kann. Diese Gebäude bestehen in der Regel aus einem großen Gemache mit einer Kuppel, und dienen einem frommen Muselmanne, der sich der Wartung des Heiligthums geweiht, zum Aufenthalte.

Nachmittags kamen wir durch das große Dorf El Desug, nach Denon ein Ort, wohin jährlich 200,000 Araber wallfahrten, was uns aber von den Einwohnern keinesweges bestätigt wurde. Hier lag das von den Griechen erbaute Naucratis, auf welches die Griechen in ihrem Handelsverkehr mit Aegypten eine Zeitlang, mit Ausschluß des übrigen Landes, allein beschränkt waren. Später kamen wir nach dem Dorfe Sa el Hadschar, wo einst Sais, die Hauptstadt Unter-Aegyptens, gestanden haben soll.

Am 26sten kamen wir nach Kafr-Diami. Auf der andern Seite des Canals, dem Dorfe gegenüber, war eine große Anzahl Männer, Weiber und Kinder, meist völlig nackt, mit der Aufwerfung eines Damms beschäftigt. Der Mimosa-Baum (Sant), dessen dünnen Schatten die Araber einem falschen Freund vergleichen, der uns verläßt, wenn wir seiner am meisten bedürfen, ist hier äußerst häufig, so daß man kaum die Straßen passiren kann. Ueber dem Canal von Harinen fanden wir eine steinerne Brücke erbaut, es ist dies eins der nützlicheren Werke des Pascha's; denn an den meisten Punkten des Canals kann man nur

auf Fähren nach der andern Seite gelangen. Ueberhaupt würden einige gute Chausseen und Brücken die Lage des Volks weit mehr verbessern als Hunderte von Baumwollenmühlen; denn wiewohl der Nil eine großartige Straße vom einen Ende Aegyptens bis zum andern bildet, so fehlt es doch gar sehr an gewöhnlichen Straßen, besonders in Unter-Aegypten.

Des Nachmittags begegneten uns mehrere Kinder auf Büffeln reitend, deren helle Gesichtsfarbe und langes blondes Haar unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Den Büffeln fehlt der Höcker, der den indischen Thieren dieser Art eigen ist, doch haben sie es mit diesen gemein, daß sie während des heißen Wetters sich bis an die Nase ins Wasser legen.

Nachdem wir zu Tuk-el-Nassera unser Quartier bezogen hatten, kam der dortige Sheik El Beled, mit noch Einigen und belästigte uns nicht wenig mit der Bitte ihm von unserm Weine abzulassen. Daß Nil-Wasser unser gewöhnliches Getränk sei, wollten sie durchaus nicht glauben; Europäer reisen nie ohne Wein, meinten sie.

El Nasserah ist ein ummauertes Dorf mit Schildwachen an jedem Thore.

Zu Shibin el Kom sahen wir eine junge Araberin, die sich durch ihre merkwürdige Tättowirung auf Gesicht und Armen auszeichnete. Dieser Gebrauch ist ziemlich allgemein in diesem Volke, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, dessen Aussehen — in den Augen eines Europäers wenigstens — dadurch nichts weniger als verschönert wird. Die Punktur geschieht wie bei den Südsee-Insulanern, mit einer Nadel, worauf die noch frische und blutende Wunde mit einer aus gepulverter Kohle und Oehl bestehenden Paste gerieben wird — ein Prozeß, der nicht selten dem Patienten das Leben kostet.

Etwas nördlich vom letztgenannten Dorfe mündet der Canal von Tanta in den von Harinen. Das Gelände an dem Ufer gleicht der Gegend unterhalb Richmonds an der Themse an Schönheit und Pflanzenreichthum. Und doch stehen auf dieser gesegneten Ebene die elendesten Dörfer Aegyptens. Die schlechte Verwaltung ist mehr als Gegengewicht für die gütige Natur, sie läßt den armen Bauer mitten unter reichen Ernten und angefüllten Speichern Mangel leiden.

Am 28sten fuhren wir über den Nil bei Shubr-es-Shawieh und betraten das Land Goschen, zu den Zeiten Josephs der fruchtbarste Fleck Aegyptens, jetzt aber fast gänzlich verödet. Kelüb ist der Hauptort dieses Distriktes.

Die nahe Mokka-Kaffeebohne ist hier seltener als in fernen Ländern, sie ist ein Monopol des Pascha's. Der arme Bauer muß sich daher mit einer schlechten Sorte amerikanischen Kaffee's behelfen, und um ihn nur einigermaßen trinkbar zu machen, thut er Gewürznägel hinzu.

Bald nachdem wir Kelüb hinter uns hatten, erblickten wir die Spitze der Pyramiden. Trotz der mannigfachen geheimnißreichen Ideen, welche die Geschichte unzertrennlich mit diesen großen Strukturen verknüpft hat, so erregt ihr erster Anblick dennoch keinesweges jene Bewunderung in uns, wie die erhabenen Gegenstände der Natur. Erst die Reflexion, daß dieses Werk der Menschenhände nun schon seit 3000 Jahren dem Zahn der Zeit getrotzt hat, und wahrscheinlich, wenn kein anderes Zerstörungsmittel als das der Elemente hinzutritt, noch eben so lange fortbestehen wird, setzt den Beschauer in Erstaunen. Im Verhältniß, wie man sich ihnen nähert, scheinen sie sich wie Riesen zu erheben — das Denk- und Grabmal eines erloschenen Volkes, dessen sämmtliche Gebeine geräumigen Platz in ihnen fänden.

Von Schubra, dem Palaſte des Paſcha's führt eine 100 Fuß breite Allee bis nach Cairo. Sie iſt auf beiden Seiten mit Sykamoren, Akazien, Mimoſen und Tamarisken bepflanzt, deren Gezweige ſich an vielen Punkten ſo dicht über den Reiſenden zuſammenwölbt, daß es von den ſtärkſten Sonnenſtrahlen nicht durchdrungen wird. Nach beiden Seiten hin iſt die Ausſicht großartig. Rechter Hand fließt der Nil mit ſeiner in der Sonne glänzenden tremulirenden Waſſerfläche vorbei; zahlreiche kleine Barken mit lateiniſchen Segeln bewegen ſich ſtromauf- und abwärts; vom andern Ufer aus erſtreckten ſich bis hin an die Wüſte reich bebaute Felder. Links erblickt man, zwiſchen den Baumſtämmen hindurch, Cairo mit ſeinen Mauern, Thürmen, Minarets und Kuppeln, ſcheinbar dicht am Fuße der Porphyr-Gebirge welche, im Gegenſatz zu andern Gebirgen, in der Entfernung, bis zu ihren in die Wolken ſich verlierenden Gipfeln, roth ausſehen. Cairo bietet, von der Ferne aus geſehen, einen Anblick dar, der es werth macht, die Hauptſtadt Aegyptens zu ſein. Von Hainen und Gärten umſäumt, ſcheinen ſeine luftigen Gebäude ſich aus dem grünen Raſen zu erheben; lange Reihen von blendendweißen, mannigfaltigen Gebäuden ſteigen eine hinter der andern hervor. Der Palaſt und die Citadelle, auf der Spitze eines Vorſprungs des Mokattam-Gebirges, leiten das Auge auf jene ungeheure Felſenbarrière, welche die ſiegreiche Stadt *) gegen die Winde der Wüſte ſchützt. Am Ausgang der großen Allee vereinigt ſich die Straße von Bulak mit der von Schubra.

Längs ſchönen Häuſern gelangt man zunächſt nach dem Eintritt in die Stadt, auf den großen Platz Esbekeyah, welcher Teiche, Kornfelder und Haine enthält, und durch den ein breiter

*) Maſr el Kahira, der arabiſche Name Cairo's bedeutet die „ſiegreiche Stadt."

Kiespfad führt, der beständig mit zahlreichen Fußgängern und Reitern bedeckt ist. Zwei Seiten dieses großen Platzes sind von Palästen eingesäumt, die beiden übrigen von alten orientalischen Gebäuden, die einst sehr prächtig gewesen sein müssen, und den architektonischen Bildern Prout's und Canaletti's zu Originalen dienten. Ist man über diesen Platz gekommen, so taucht man in die eigentliche Stadt ein; einige krumme Gassen führen in das fränkische Quartier durch ein so buntes Gedränge, wie keine Stadt in der Welt es zeigt: Araber, Juden, Armenier, Türken, Copten, Neger, Deutsche, Polen, Italiener, Franzosen, Engländer, Griechen, alle in ihren Nationaltrachten, roth, blau, gelb, grün, grau, schwarz, weiß, kurz alle Farben des Regenbogens.

4.

Dorf der Almé — Sitten und Tracht der Tänzerinnen — Sitten der Einwohner von Cairo — die Citadelle — des Pascha's Menagerie — der Palast — Uebersetzungs-Comité — Dialog mit einem Fakir — Druckerei — Rathszimmer — der Harem — des Pascha's Kinder — Ueberreste von Saladins Palast — sarazenischer Begräbnißplatz — Grabmäler der Familie des Pascha's.

Zu den interessantesten Erscheinungen der neueren Hauptstadt Aegyptens gehören die Leistungen der Almé oder Tänzerinnen. Der sogenannte Tanz der Almé macht die Oper der Orientalen aus. Alle Stände, Geschlechter und Alter wohnen diesen Aufführungen mit dem größten Vergnügen bei, ja die Damen in den Harems nehmen bei den Almé Unterricht, um selbst vor ihren Familien zu tanzen, und die Frauen und Töchter der Europäer denken sich bei diesem wollüstigen Tanze nicht mehr, als die in England beim Walzen.

Die Almé von Cairo wohnen beisammen in dem kleinen Dorfe Schá'aneh — das Eleusis des heutigen Aegyptens —

auf der Scene vor, und nach Beendigung deſſelben band ſie einen breiten bunten Gürtel um die Taille, ohne welchen viele Stellungen des Tanzes unausführbar ſein würden. Jetzt warf ſie die niedlichen Pantoffeln von ſich, und die Pantomime begann unter Begleitung der ägyptiſchen Pfeife und Trommel, dem Geſange einiger Geſpielinnen und dem kecken Ton der Caſtagnetten. Viele Reiſende affektiren Ekel vor den Darſtellungen der Almé. Wenn die Tänzerinnen häßlich ſind, mag ihr Tanz freilich wenig Reize darbieten; allein ich fürchte, daß ein Opernunternehmer mit einer Truppe ſchöner und geſchickter Almé in London und Paris gar ſehr ſeine Rechnung finden würde. Der Tanz, welcher hauptſächlich mimiſcher Natur iſt, ſtellt eine Liebesgeſchichte dar, wohlverſtanden! Liebe im orientaliſchen Sinne. Die Bayaderen oder Nutſcherinnen von Hindoſtan kennen keinen andern Tanz, und aus Gemälden, die man noch in den Grotten von Eilithyas und in den Gräbern Thebens findet, ergiebt ſich, daß die alten Aegypter ebenfalls ihre Almé hatten. Die heutigen Tänzerinnen ſind, nach dem Grade ihrer Schönheit, in mehrere Klaſſen eingetheilt, und zahlen dem Paſcha eine Abgabe, der auf dieſe Weiſe die Laſter ſeiner Unterthanen verpachtet. Sie ſtehen unter Aufſicht des Pezawink Baſchi, oder Capitains der Freudenmädchen, und wenn ſie zu einer Vorſtellung in einem Privathauſe beſtellt werden, ſo müſſen ſie ſich zuvor bei dieſem melden, ihre Namen angeben, und eine Extra-Steuer bezahlen. Vor einiger Zeit wurde dieſer ehrenwerthe Beamte unter andern Verbrechen auch der boshaften Schändlichkeit überführt, aus Rache die Namen mehrerer anſtändigen Damen, Frauen oder Töchter von höhern Beamten, in das Verzeichniß der öffentlichen Dirnen eingeſchrieben zu haben. Er büßte es mit dem Leben, denn der Paſcha ließ ihn in den Nil werfen. — Die Muſik bei den Tänzen verdient freilich

wenig Lob, wie denn die Orientalen sich nicht sonderlich wegen ihres musikalischen Geschmackes auszeichnen, und den Lärm zahlreicher Instrumente der Harmonie vorziehen, worin sie unter Europäern manchen Geschmacksverwandten finden würden.

Cairo ist in Miniatur das gesammte Morgenland. Wie in einem Treibhaus blühen hier alle Laster, die das Verderben der an Umfang ungeheuern, an Dauer aber kurzen Despotismen des Ostens waren. Man spreche mit wem man wolle, unter den Reizen der feinsten und gebildetsten Sitten blicken, wie eine Natter aus Blumen, höllische Gedanken und Grundsätze hervor. Selbst die Gräber, liegen sie nur ein wenig abgeschieden, sind von Laster nicht frei. Und doch behält mitten in diesem Strudel der Immoralität das gesellschaftliche Zusammenleben im Auge des Fremden den äußern Anstrich des Anstands, die Heuchelei zollt der Tugend ihr Compliment. Indessen bedarf es eben keines großen Scharfblicks, um durch diese Scheinkünste hindurch den wahren Charakter herauszufinden. Unter allen moralischen Erscheinungen in Cairo erregt keine mehr Erstaunen, als die Metamorphose, die man an Europäern in diesem Stalle der Circe bemerkt.

Wir besuchten die Citadelle. Auf dem Wege dahin sahen wir viele herrliche Moscheen und öffentliche Springbrunnen; die letztern mit Marmorstufen und vergoldeten Gittern, jeder mit einem angeketteten, hellpolirten, metallenen Kelch für durstige Fußgänger versehen. Am Eingang der Citadelle forderte man uns auf, die Menagerie des Pascha's in Augenschein zu nehmen, die aus einem jungen Elephanten und drei kleinen Löwen bestand. Das Beste, was der Pascha thun könnte, wäre, diese Thiere einem europäischen Fürsten zum Präsent zu machen, denn er selbst braucht unter den jetzigen Umständen wahrlich zu nöthigern Zwecken die Geldmittel des Landes. Dessenungeachtet sprach man

von Erbauung eines eigenen Gebäudes zur Aufnahme einer größern Menagerie.

Das Audienz-Zimmer der Citadelle ist weit prächtiger ausgeschmückt als das im Palaste von Alexandria, und die Arabesken an Wänden und Decke sind von sehr eleganter Zeichnung. Die Landschaften in den Nischen sind höchst kunstmäßig entworfen, obgleich etwas steif ausgeführt. In einer großen Nische, am untern Ende des Zimmers, bemerkten wir Torturwerkzeuge, unter andern den Kurbasch, eine Peitsche aus der Haut des Flußpferdes, womit die Streiche auf die Fußsohlen ertheilt werden.

Der Gouverneur von Cairo, Habib Effendi, trat bald ein. Er ist vorgerückt in Jahren, von wildem Blick, jedoch im Ganzen ein schöner Mann. Von dem Scharfsinn seines Gebieters besitzt er nicht das geringste, und seine Unterhaltung mit uns war im höchsten Grade langweilig. Während derselben trat der legitime Erbe des Thrones von Hedschas in den Saal, ein direkter Abkömmling des Propheten, welchen der Pascha gefangen nahm und als Geisel bei sich behält. Er schien sich mit dem Gouverneur zu unterhalten, warf aber beständig fragende Blicke auf uns. Seine Gesichtsfarbe grenzte an das Schwarze. Seine Kleidung war grün, die Farbe des Propheten.

Nachdem wir die Erlaubniß des Habib Effendi zur Besichtigung der Citadelle erhalten hatten, führte uns der Kavaß zunächst auf die Terasse des Palastes, welche eine der edelsten und ausgedehntesten Aussichten der Welt beherrscht. Mit einem Blicke überschaut man von hier ganz Cairo mit seinen zahllosen Kuppeln, Minarets, Thoren, Hainen, Gärten und Zinnen, nebst jenen traurigen Vorstädten, den Begräbnißplätzen. Etwas weiter hin sah man den Nil, der in der Morgensonne wie ein colossaler Fluß geschmolzenen Silbers in kühnen Krümmungen sich durch das schönste Thal Afrika's windet. Rechts waren die Gräber

der

der Chalifen, Bulak und der Ort, wo einst Heliopolis lag; hinter uns der kahle Rücken des Mokattam; links die unabsehbare Ebene, die einst Babylon, Troia, Acanthus und Memphis trug, Städte, welche nur in der Geschichte Spuren ihres einstigen Daseins zurückgelassen haben. Noch weiter hin, und außerhalb des Bereichs der Ueberschwemmung, ragten die Pyramiden von Ghizeh, Sakkarah, Abusir und Daschur, die grenzenlose Ausdehnung der Libyschen Wüste säumend, deren dumpfe, öde Färbung sich über alle Gegenstände an beiden Ufern verbreitete; denn in dieser colossalen Landschaft erscheinen die Felder, Gehölze und Gärten der Ebene nur wie kleine grüne Punkte in einem Oceane von Sand, Fels und Wasser.

Die Münze, die sich im Palast befindet, ist ein elendes Etablissement. Wir sahen einige wenige Araber dort 14 Piaster-Stücke (Goldmünze von 10 Sgr. Werth) auf plumpen kleinen Amboßen aushämmern. Das große von Stieren gedrehte Rad war dem Verfallen nahe.

Aus der Münze begaben wir uns nach dem berühmten sogenannten Josephsbrunnen, welchen der große Saladin hat graben lassen. Der Eingang in dieß große Werk, das überhaupt bei weitem mehr auf Nutzen als auf Pracht berechnet ist, ist gemein und dunkel wie ein Kellerloch. Jeder zündete hier eine kleine Kerze an und so begaben wir uns in die Tiefe hinab, der Führer voran. Der Brunnen ist viereckig, in den harten Felsen bis zu einer Tiefe von 270 Fuß gegraben. Etwas über halbwegs hinab dehnt sich die Aushöhlung in ein geräumiges Gemach aus, in welchem sich eine tiefe Cisterne befindet. Hier wird ein Rad von einer Kuh gedreht, das eine Reihe von kleinen an einem Seil befestigten irdenen Töpfen heraufzieht, die Cisterne mit Wasser zu füllen. Oben befindet sich ein ähnlicher Apparat, um das Wasser zum Gebrauch der Cisterne bis hinauf zu fördern. Von

oben windet sich bis zum Boden hinab eine enge, in den Fels gehauene Wendeltreppe, die man fast hinabreiten könnte, und in der That wird das Rad von der Kuh nur auf die Weise gedreht, daß sie die, einer macadamisirten Straße gleichenden Treppe hinabgeht. In Zwischenräumen sind große Fenster angebracht, um Licht in den Brunnen zu lassen, fast so wie in den größern Gallerien der Simplonstraße. Als wir das genannte Gemach erreicht hatten, erzählte uns der Führer die ostensible Ursache, weshalb es jetzt so schwer ist hier Einlaß zu erhalten; ich sage die ostensible, denn die wirkliche mag wohl nur die sein, ein Trinkgeld zu bekommen. Vor fünf Jahren wurde in diesem nämlichen Gemache ein Armenier ermordet gefunden, und unser Cicerone selbst saß mehrere Wochen, wegen auf ihn geworfenen Verdachts, im Kerker. Hier zeigte man uns einen großen jetzt zugemauerten Spalt, der mit einer seltsamen Sage in Verbindung steht. Vor zwei bis drei Jahren drängte sich die Kuh des Abends, als sie ausgespannt war, in diesen Spalt hinein, und ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Ein Araber ging hinein sie zu suchen, und ist ebenfalls nicht wieder gesehen worden. Zwölf Tage wartete man auf seine Rückkehr, alsdann wurde der Spalt zugemauert. Leicht möglich, daß der Verschwundene in den Brunnen hinabgefallen ist. Die Wasserräder, Töpfe und Seile hatten ein außerordentlich elendes Aussehen. Aber die Aushöhlung selbst ist ein großartiges Werk, und ganz des ritterlichen Sultans der es ausführete, würdig.

In den Palast zurückgekehrt, besuchten wir die Gemächer der Uebersetzungs-Comité, an deren Spitze ein Franzose und ein Armenier stehen. Eine Anzahl junger Gelehrter aus verschiedenen Ländern saß auf Divans und Teppichen in den Zimmern umher, theils selbst übersetzend, theils Schreibern diktirend. Die meisten, vielleicht alle, waren Christen, und wenn ja ein

Muhamedaner sich unter ihnen befand, so gehörte er gewiß nicht zu den strengen Moslemin, wie aus dem folgenden Dialog, der mir von einem der Anwesenden übersetzt wurde, hervorgeht. Es trat ein Fakir oder Bettler ins Zimmer und begann auf die gewöhnliche Weise:

Fakir. „Es giebt keinen Gott als Gott! Schenket mir eine Kleinigkeit um der Liebe Gottes willen." — Da man keine Notiz von ihm nahm, so trat er näher, und fuhr mit nach oben gerichtetem Vorderfinger fort: „Gott blickt gütig das Antlitz der ganzen Erde an. Gott hat Euch Korn und Wolle gegeben. Ich bitte Euch, gebt mir etwas von dem was er Euch verliehen, und möge Gott Euch an die Hand nehmen."

Kalavagi (wahrscheinlich ein Grieche) — erhebt zuerst drei Finger und dann einen: — Es giebt Drei und doch nur Einen. —

Arutin Effendi. „Aber warum arbeitest Du nicht? dann würdest Du nicht zu betteln brauchen."

Fakir. — Ich habe die Welt verlassen, um mich dem höchsten Dienste Gottes zu widmen, und wir leben durch seinen Willen, das stehet geschrieben. —

Arutin Effendi. „Es steht viel Unsinn geschrieben; wenn wir alle Deinem Beispiel folgen wollten, wer sollte Tuch weben unsere Nackiheit zu bedecken?"

Fakir. — Einige schreiben, Einige ziehen das Schwert, Andere führen die Pflugschaar. Aber es giebt auch welche, die für Andere beten, und ich gehöre zu ihnen. Gebt mir etwas! —

Arutin Effendi. (rauchend) „Ja; aber jetzt kaufe ich Gebeli (bester syrischer Taback), und mit dem Gelde, das ich dem Tabackskrämer gebe, kauft er für sich und seine Kinder Brod. Du aber betest für mich, und ich bete für Dich."

Yussuff Effendi. — Wenn Deine Gebete mir Gutes von Gott verschaffen, wird Dir Gott unmittelbar Gutes thun, oder mittelst meines Geldes? —

Fakir. „Gott belohnt Mildthätigkeit, und sie ist nöthig zum Seelenheil. Gott hat unserm Propheten also geschrieben: La illah, ul Allah, wa Mahommed rassuli llahi *)"

Stephan Effendi. — Unsere Fakiren sprechen eben so; Ihr nennet unsere Fakiren Giaurs, und sie Euch Ungläubige: wem sollen wir glauben? —

Fakir. „Issaoui ist auch der Prophet Gottes. Er sagte Euch die Wahrheit, aber ihr kreuzigtet ihn. Ueben die Christen nicht Mildthätigkeit?"

Kalavagi. (eifrig) — Issaoui ist der einzige Prophet. Er ist der Sohn Gottes, und weil er uns gelehrt hat mildthätig zu sein, sind wir es gegen alle Welt, geben aber unsern Priestern den Vorzug, und halten uns nicht verbunden muselmännische Priester und Bettler zu unterstützen. —

Fakir. „Ist nicht Gott da oben der einzige Gott?"

Kalavagi. — Das ist er, wenn Du aber glaubst, Scheik, daß er Leuten helfe, die nichts thun als seinen Namen anrufen, so geh in's Said, weit von den Menschen entfernt, und Tauben werden kommen und Dir Brod bringen. —

Yussuf Effendi. „Warum gehst Du nicht nach der Chasneé (Schatzkammer) und läßest Dir Geld geben, da Du doch täglich für Sultan Mohammed Ali betest?"

Fakir. (wie vom Donner gerührt) — Was, Muhammed Pascha! Ich bete für Sultan Mahmud; möge der Prophet ihn mit dem Saume seines Kleides bedecken! —

*) Es giebt keinen Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet.

Auch die Druckerei, wo die arabiſche Zeitung von Cairo gedruckt wird, befindet ſich in der Citadelle. Es iſt eine höchſt unbedeutende Anſtalt, die nirgends außer in Aegypten bemerkenswerth wäre. Es waren nur wenige Setzer und Drucker da, aber alle ſchienen ziemlich gewandt in ihrem Gewerbe. Die arabiſchen Manuſcripte, aus denen ſie ſetzten, nur auf einer Seite geſchrieben, waren ſo, wie ſie europäiſchen Setzern ſelten zu Theil werden, höchſt leſerlich und mit äußerſt ſorgfältiger Interpunction.

Durch die Gemächer, wo die Diplomaten und Secretaire arbeiteten, kamen wir in das Rathszimmer, wo wir beim Präſidenten, einem luſtigen alten Türken eingeführt wurden, der mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit ſchwatzte und lachte. Der Rath, deſſen Chef er iſt, beſteht aus einer Anzahl öffentlicher Beamten und Schreiber, die ſich täglich verſammeln. Dieß hat man in Europa den Senat, die Repräſentative Verſammlung oder das Parlament Aegyptens genannt; es iſt aber ein ganz eigenthümliches Parlament. Hat der Paſcha etwas Angenehmes auszuführen, ſo thut er es ſelbſt, ohne dieſen erbärmlichen Rath hinzuzuziehen, der, wie Mehemed wohl weiß, es doch nicht wagen würde, eine von der ſeinigen abweichende Meinung auszuſprechen. Wenn aber Geld oder irgend eine Gunſt von ihm verlangt wird, welche zu gewähren ihm nicht gelegen iſt, welche direkt abzuſchlagen aber unklug ſein würde, ſo heuchelt er plötzlich eine hohe Ehrfurcht vor der Autorität ſeines Rathes, weiſt die Supplikanten auf denſelben, dem er mittlerweile ſeine gebieteriſchen Befehle zuſchickt, und doch das Gehäſſige der abſchläglichen Antwort ihm aufbürdet. So iſt das ägyptiſche Parlament beſchaffen!

Der Gegenſtand, welcher ſodann unſere Neugierde feſſelte, war der Harem. Freilich ſahen wir die Damen nicht; es war ſchon viel, in die Frauengemächer eintreten zu dürfen, und die

Divans zu sehen, von denen sie sich eben unsertwegen entfernt hatten. Wir gingen über einen geräumigen mit Kies bestreuten Hof, und traten dann in eine weite Halle, die durch viele Reihen eleganter Säulen in Abtheilungen getrennt war. Eine große Treppe aus weißem Marmor führte in das Hauptgemach im ersten Stocke. Es hatte die Gestalt eines griechischen Kreuzes, war groß, hoch, geschmackvoll verziert, mit zahlreichen Fenstern, welche beinahe dieselbe Aussicht wie die obige, von der Terasse, beherrschten. Das Prunkgemach, wo der Pascha, wenn er in Cairo ist, sich gewöhnlich in der Umgebung seiner Familie aufhält, war mit einem sehr schönen Teppich belegt, mit einem weichen, mit Scharlachtuch überzogenen Divan und mit seidenen Gehängen, rund um das Zimmer herum, versehen. Im Fond war ein mit Zierathen aus Schnitzwerk, schlanken Säulen mit vergoldeten Capitälern geschmückter Alkoven. Die Decke war mit Arabesken und Landschaften verziert, die selbst in London Bewunderung erregen würden.

In einem großen Gemache in diesem Theil des Palastes zeigte man uns die Kinder des Pascha's — für mich der interessanteste Anblick von allen, der meinen Gedanken Schwingen verlieh, durch die sie im Augenblick nach einem tausend Meilen weit entfernten Orte versetzt waren. Im Durchgehen durch ein kleines Vorzimmer sahen wir einen jungen Mameluken, einen griechischen oder georgischen Knaben von ungefähr 9 Jahren, schön wie ein Engel; sein ausgezeichnet kleiner Mund, helle Gesichtsfarbe, schwarze Augen, gewölbte Augenbrauen, sanft gebogene Stirn und reiche Locken, alles trug dazu bei, diesen Knaben zu einem der schönsten zu machen, die ich je gesehen.

Die drei jungen Prinzen saßen am andern Ende des Zimmers, nebeneinander auf einem Teppich, Unterricht im Schreiben von ihrem Lehrer empfangend. Als wir ihnen vorgestellt wur-

den, blickten sie mit Verwunderung auf, so daß wir sehen konnten, daß ihnen selten Fremde vorkommen. Sie warfen einander viele verstohlene Blicke zu, sprachen aber nicht. Sie müssen von drei verschiedenen Müttern gewesen sein, da sie fast von gleichem Alter waren. Der jüngste, der 5 Jahr alt sein mochte, war grün gekleidet, sein feuriges, stolzes Auge zeichnete ihn von seinen Brüdern aus. Eine Anzahl anderer Knaben erhielten gleichzeitig den Unterricht. Der Hofmeister der Prinzen war ein ernster ehrwürdiger Türke, der Gefallen an der Vorstellung seiner Schüler zu finden schien, obgleich er nicht in den gewöhnlichen Fehler fiel, ihnen durch übertriebenes Lob zu schmeicheln.

Man hatte mir abgerathen um die Erlaubniß zur Besichtigung der alten Moschee zu bitten, aus Furcht, daß es abgeschlagen werden würde; doch während die Uebrigen anderweitig beschäftigt waren, schritt ich auf den Eingang zu, den ein Neger und ein Araber bewachten, welche beide sehr gutmüthig aussahen; ich fragte sie durch Zeichen, ob ich hier eingehen dürfte, und sie antworteten mir in derselben Sprache, Ja. Es war eine geräumige Halle mit einer Reihe von Arkaden rund herum, nicht unähnlich dem Säulengang in einem Kloster. Das Minaret, das hoch über die ganze Citadelle hinwegragt, verdient Beachtung wegen der Reinheit seiner Gestalt, deren verschiedene Theile mit der luftigen Kuppel im schönsten Einklange stehen. An jeder Seite des Thorweges stand eine antike Säule; die zur Linken trug ein seltsames Capital, das keiner der architektonischen Ordnungen angehörte; die Säule auf der rechten Seite hingegen war eine corinthische, die mit vollendeter Kunst ausgearbeitet war.

Innerhalb der starken und hohen Mauer der Citadelle finden sich nur noch wenige Ueberreste von Saladins Palast: einige aufrechtstehende Säulen, welche die Decke einer Halle getragen zu haben scheinen; ein Thorweg im schwerfälligen sarazenischen

Stil und ein Theil der massiven Mauer. Doch alles dieß wird bald neueren Gebäuden Platz machen müssen; schon steht an der Stelle, die einst der alte Palast eingenommen, eine vom Pascha erbaute elegante Fontaine, und nicht weit davon ein Bazar, wo die Bewohner der Festung sich mit ihren Bedürfnissen versehen können.

Der Gouverneur Habib Effendi hatte sichtlichen Anstand genommen, uns eine schriftliche Erlaubniß auszustellen, die Grabmäler der Familie des Pascha's zu sehen; wir begaben uns aber ohne Erlaubniß dahin. Die Gräber liegen mitten im öffentlichen Begräbnißplatze, südlich von der neuern Stadt. Nie sah ich einen für die Wohnung des Todes geeigneteren Ort. Der einfache Grabstein, das Mal, der Cenotaph, das Mausoleum — sie heben sich alle mitten aus der öden Wüste hervor. Das Leben, und alles was daran erinnert, scheint fast impertinent in dieser verlassenen Region. Dennoch zeugen die Gebäude, welche die Hinterbliebenen hier ihren Lieben errichtet haben, von Geschmack und Einbildungskraft. Mitten unter den Gräbern stand ein isolirtes Haus, aus welchem Musik und die Stimmen der Almé ertönten — sie feierten hier eine Hochzeit!

Als wir den umschlossenen Raum erreichten, welcher die Grabmäler der Familie des Pascha's enthält, fanden wir den Wächter neben einem Mausoleum sitzend, welches durch eine steinerne von vier Säulen getragene Kuppel geschützt wurde. Ueber den Gräbern war ein in verschiedenen Gemächern getheiltes Gebäude errichtet. Der Fußboden war mit reichen persischen Teppichen belegt, das Licht durch grüne Vorhänge gedämpft, ein Kuppelfenster ließ das Licht auch von oben herab. Die Grabmäler sind aus Marmor und bestehen aus einer Art Sarkophag, auf einer oblongen Basis von Sandstein. Zu Häupten und zu Füßen steht ein niedriger Pilaster mit einem aus Marmor ausgehauenen

Turban. Säulen und Sarkophage sind mit arabischen und türkischen Inschriften in goldenen Buchstaben bedeckt. Im Kirchhof des Père Lachaise zu Paris kann sich nur das Grabmal von Abélard und Heloise und das der Gräfin Demidoff mit diesen messen. Jenes des Tussun Pascha, eines feurigen jungen Mannes, dessen Tod viel Aehnlichkeit mit dem Raphaels gehabt haben soll, war mit welken Blumen bestreut. Wenige Schritte davon stand das seiner Mutter, rund um sie her die der übrigen Mitglieder der Familie. Das Ganze machte auf mich einen höchst feierlichen Eindruck. Hierher begeben sich am Todestage eines jeden der Entschlafenen, oder wenn sie traurig sind, die weiblichen Verwandten um zu beten und zu weinen. In der Nähe dieser Grabmäler stehen schon mehrere steinerne Unterlagen zur Aufnahme der Sarkophage Neuhinzukommender.

5.

Santons — die ägyptische Schwalbe — enge Straßen — Reinlichkeit der Araber zu Cairo — die Pyramiden — Alt-Cairo — schöne Aussicht vom Strome aus — Ebene von Memphis — Erhabenheit der Pyramiden — die Führer (Beduinen) — Sphynx — der Tod Maze's — Hinabsteigung in das Innere der Pyramiden — das Zimmer des Königs — das der Königin — Ahmed Pascha's Palast — Gärten von Schubra.

Schon am Abend meiner Ankunft in Cairo begegnete mir ein Santon. Gänzlich nackt, bloß mit einer zerlumpten Decke lose um die Schulter hangend, stieß er sich durch die Volksmenge auf den Straßen. Schmutzig, hager, ausgemagert, mit Augen aus denen der Wahnsinn hervorstierte, sah er einem wilden Thiere ähnlicher als einem menschlichen Wesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele dieser Vagabunde bloß aus Hang zum Müßiggang diese bequeme Lebensart wählen; wenn aber der Pascha es einmal ernstlich mit der Civilisation Aegyptens meint, so

muß er damit anfangen, diese ganze Race in's Irrenhaus oder nach den Galeeren zu schicken; nicht minder jene noch infamere Klasse, die mit parfümirten Locken und weibischem Costüme auf den Straßen Cairo's das Auge beleidigt und den Namen Mann herabwürdigt.

Die Brust der gemeinen Schwalbe in Aegypten ist ganz roth; ist dieß vielleicht eine besondere Art, die nicht wandert?

Die Winternächte sind äußerst kalt in Unter-Aegypten, während des Tages eine wahre Juli-Hitze herrscht, doch nur in der Sonne. Indeß weht doch ein beständiger scharfer Wind, welcher warme Kleidung rathsam macht. Die Orientalen, und besonders die Aegypter, haben sich beim Bau ihrer Städte nach der Eigenthümlichkeit ihres Clima's gerichtet. Ihre Straßen sind gekrümmt und eng, was sie des Nachts gegen die große Kälte und des Tags gegen die eben so große Hitze schützt. Aus demselben Grund ist es als ein Vortheil zu betrachten, daß die Häuser hoch sind, und sich oben fast berühren. In den Bazars und besuchteren Straßen sind Teppiche zwischen den Häusern gezogen, sonst würde es dort im Sommer von 8 Uhr Morgens bis 5 Nachmittags nicht auszuhalten sein.

Seit den Beschreibungen der jüngsten Reisenden haben viel Veränderungen in Cairo stattgefunden; die Straßen, früher eckelhaft schmutzig, zeichnen sich jetzt durch ihre Reinlichkeit aus, da die Einwohner täglich dreimal die Beischläge ihrer Häuser müssen reinigen lassen. 400 Karren, von Stieren gezogen, schaffen das Mülln zur Stadt hinaus, nachdem es durch Siebe von allem was als Brennstoff noch benutzt werden kann, getrennt worden; das übrige dient zur Ausfüllung von Gräben und Unebenheiten in der Umgegend der Stadt. Auch die alten Schutthaufen werden mit großen Kosten abgetragen, und das so gewonnene Land zu Gärten und Olivenpflanzungen verwendet.

Am 4. December machten wir uns, noch während es dunkel war, auf den Weg nach den Pyramiden. Die Straßen Cairo's bieten in solcher Frühe einen unheimlichen Anblick dar: keine Laterne, nichts das sich regte, keine Spur von Einwohnern, als hier und da einen arabischen Portier in seinem Mantel gehüllt, auf der nackten Erde schlafend. Ganze Trupps wilder Hunde verfolgten uns zur Stadt hinaus, wo wir die Fellahs des Ibrahim Pascha schon bei der Arbeit fanden. Als wir uns Masr el Atikeh (Alt-Cairo) näherten, sahen wir zu unserer Linken den großen Aqueduct, der das Wasser des Nil nach der Citadelle führt. Gegen Sonnenaufgang erreichten wir die Fähre, und schifften uns auf dem Nil ein. Die Aussicht vom Flusse aus war prächtig. Die langen Reihen weißer Gebäude längs dem östlichen Ufer, der Thurm des Nil-Messers, die Haine und Gärten auf der Insel Rhudah, das von Palmwäldern eingehüllte Dorf Ghizeh, hie und da die zwischen den Bäumen durchschimmernde lybische Wüste, die erhabenen Spitzen der Pyramiden, der breite Rücken des von zahlreichen Segeln belebten Flusses, das von den ersten Sonnenstrahlen erhellte Firmament — alles dieses bildete ein unbeschreiblich schönes Panorama. Zu Ghizeh angekommen, bestiegen wir wieder unsere Thiere und ritten nach Sakkiet-Mekkah. Ein großer Theil der Ebene war von Dattelwäldern bedeckt, riesenhafte Bäume, die in regelmäßigen Linien wie aus einem geebneten Teppich von Gras oder üppigem Getraide emporstiegen. Zerstreut unter diesen Gehölzen und zahlreichen kleineren Hainen von Tamarisken und Akacien lagen Dörfer, Moscheen und Heiligengräber. Hier und da gab es Felder von reifem Dhurra Sesi, einer Art indischen Korns von colossalem Wachsthume, das den Arabern ihr Hauptnahrungsmittel liefert. Hamilton zählte an einer Aehre dieser Getraideart 3000 Körner, 1800 bis 2000 scheinen sie im Durchschnitt alle zu haben.

Wegen des vielen von der Ueberschwemmung noch zurückgebliebenen Wassers mußten wir oft große Umwege machen, als läge unser Weg nach Osten. Auf diesen Wendungen erblickten wir das Mokattam-Gebirge, und bald zeigten sich in der Ferne, im Süden, die Pyramiden von Sakkarah, Abusir und Daschur; ich zählte sieben, obgleich ihrer weit mehr sind. Noch entfaltete sich ihre ganze Größe dem Auge nicht, denn wir sahen keinen Gegenstand in ihrer Nähe, dessen Contrast uns einen Maßstab hätte an die Hand geben können. Da sie, in der Wüste, der sie an Farbe gleichen, isolirt stehen, so scheinen sie einen Theil derselben auszumachen, und gleichsam dazu zu gehören. Bald kam es uns vor, als wären wir nur noch ein paar Felder von ihnen entfernt, während wir noch mehrere Stunden zu reiten hatten. Dann und wann warf die Sonne ihre Strahlen auf sie und vergoldete ihre Riesenhäupter, und die Wolkenschatten zogen über sie weg, wie über ein Gebirge. Nachdem wir den Bahr-Yussuff passirt hatten, betraten wir endlich die Wüste, wo unsere Thiere bei jedem Schritte bis an die Knie in den Sand versanken. Hier eilte eine Menge Beduinen auf uns zu, und boten sich als Führer an. Endlich erreichten wir das tiefe Thal, in welchem die große Sphynx, bis an den Kopf vom Sande verschüttet, liegt. Drei edle zweigreiche Bäume, von einem geheimen Quell genährt, gewährten mitten in diesem brennenden Thale einen angenehmen Schatten *).

Gewiß, nur das Genie konnte diese titanischen Tempel erheben, und so vollkommen ist demselben die Verkörperung seiner colossalen Idee gelungen, daß das roheste Gemüth beim Anblick

*) Nur flüchtig berühren wir die Beschreibung, welche der Verfasser von den Pyramiden giebt, bloß dasjenige heraushebend, was nicht in tausend Schilderungen vor ihm schon gesagt ist.
Red.

dieſer geheimnißvollen Strukturen von einem Funken der Begeiſterung durchdrungen, von einem unwillkührlichen Bewußtſein des Erhabenen ergriffen wird. Es hat nie an Leuten gefehlt, welche die Affectation hatten, die Pyramiden etwas Nutzloſes zu nennen. Kann das aber nutzlos ſein, was den Geiſt erhebt über das Alltagsleben? was der Einbildungskraft die Ideen von Dauer, Größe und Macht veranſchaulicht? Man nehme uns die Freuden der Einbildungskraft, was ſind wir dann noch? Warum hat die Kunſt in allen Zeitaltern die ſchaffende Kraft der Natur nachgeahmt? damit wir uns von jenem Gefühl der Unbedeutendheit, das uns die Schwäche unſerer phyſiſchen Kräfte einflößt, durch die Thätigkeit einer uns verliehenen höheren Macht befreien möchten. Dem ſei wie ihm wolle, ich fühlte mich verpflichtet gegen Cheops, Cephrenes und Mycerinus für dieſes Wunderwerk, das ſie in den Regionen der Lüfte herſtellten, und wodurch ſie zahlloſen Generationen einen ſo hohen Genuß bereiteten. Wenn ſie bei Ausführung ihrer Entwürfe ihre Unterthanen gedrückt haben, ſo iſt das freilich ſehr zu bedauern; doch wie viele Fürſten neuerer Zeit laſſen ſich mit gleicher Rückſichtsloſigkeit des Glückes ihrer Völker in Kriege ein, die auf weit nutzloſere Weiſe ihre Schätze erſchöpfen, ohne für die Nachwelt Belehrung oder Genuß zu ſtiften?

Unter den Namen, welche ich oben auf der Pyramide in den Steinen eingegraben fand, ſah ich keinen von größerer Berühmtheit; meiner vergrößerte ihre Anzahl. Die Luft war klar und begünſtigte die weite Ausſicht. Nach Süden ſahen wir in regelloſen Gruppen die Pyramiden von Sakkarah, Abuſir und Daſchur liegen, gleich coloſſalen Zelten in der Sonne glänzend. Im Weſten zog ſich die lybiſche Wüſte in Wellenlinien grenzenlos bis an den fernen Horizont hin, ſcheinbar ohne alle Vegetation, eine ewige Beute der Sandſtürme und Wirbelwinde.

Eine Heerde Gazellen, oder ein Haufe Beduinen über die Ebene ziehend, würde diesem monotonen Bilde einiges Relief gegeben haben, doch weder das eine noch das andere wollte sich unsern Blicken darbieten. Im Vordergrund, unter unsern Füßen, schwoll der Sand zu Hügeln von verschiedenen Gestalten, die uns wie die Anfänge neuer Pyramiden erschienen. Nach Norden und Osten hingegen bot die Landschaft einen vollkommenen Contrast zu dieser Scenerie dar; der Tag ist nicht verschiedener von der Nacht; und wenn die Kämpfe des Osiris mit dem Typhon eine symbolische Darstellung des Kampfes der Wüste mit dem befruchtenden Flusse sein sollten, so befanden sich die Götter noch jetzt hier, beide in Schlachtordnung aufgestellt; aber ach, der böse Dämon erschien offenbar längst im Vortheil und gewann seinem Gegner täglich mehr Boden ab. Indessen prangt alles, was von der Nil-Ebene noch übrig bleibt, in üppiger Vegetation und Schönheit: Kornfelder, grüne Wiesen, Gehölze von verschiedenem Wuchse und in allen Farben, zerstreute Dörfer, tausend glänzende Wasserflächen, vor allem der breite glanzvolle Nilstrom, wie ein Gott nach allen Seiten hin Fruchtbarkeit und Ueberfluß ausbreitend. Weiterhin lagen die weißen Gebäude Cairo's, Babylons (?) und Rhudahs, begrenzt von dem hohen Bergrücken des Gebl Mokattam, von welchem die blendenden Strahlen der Mittagssonne zurückprallten.

Als wir uns zur Rückkehr anschickten, und ich mich dem Rande der Platform näherte, die steile rauhe Außenwand der Pyramide hinunterblickend, verwunderte ich mich nicht mehr über den Zufall, der dem armen Maze das Leben kostete, ja es ist vielmehr zu verwundern, daß dergleichen Zufälle nicht häufiger sind; indessen fehlt es nicht an Leuten, welche annehmen, Maze habe sich absichtlich hinabgestürzt, aus demselben Grunde, welcher den Herostrat bewog, den Dianentempel zu Ephesus zu zerstören.

Beim Hinabsteigen halfen mir zwei Araber, auf jeder Seite einer, die mit der Behendigkeit einer Gazelle von Stufe zu Stufe hüpften. Unten glücklich angekommen, schaute ich noch einmal, fern von allem Lärm, Gelächter und Gezänk mit den Beduinen, fern von allen lebenden Wesen, außer dem Adler der Wüste, der die Höhe der Pyramide im Sonnenstrahl umkreiste, das Wunderwerk an, und fühlte mich wohlthätig von den erhabensten Gefühlen durchschauert. Beide größere Pyramiden stehen offenbar durch unterirdische Gänge mit einander in Verbindung.

Nachdem meine Vorbereitungen zur Reise nach Nubien getroffen waren, verwendete ich die übrige Zeit meines Aufenthalts in Cairo zur Besichtigung der noch nicht gesehenen Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt. Am 9. December nahmen wir den Palast Ahmed Pascha's, der als Gouverneur von Hedschas abwesend war, in Augenschein. Es ist das schönste Gebäude in ganz Cairo, zwei Stock hoch, mit einer großen in der Gestalt eines griechischen Kreuzes erbauten Halle in jeder Etage. Alle Gemächer sind im prächtigsten Stil möblirt, die Decken mit vergoldeten Arabesken, die Wände mit Malereien bedeckt.

Nachmittags ritten wir nach Schubra, wo Mehemed Ali eine Villa besitzt, die jedoch kein sonderliches Aeußere darbietet; dagegen gehören die Gärten zu den schönsten, die ich je gesehen habe. Sie bedecken 30 bis 40 Morgen Landes. In Mosaik gepflasterte Pfade, gleich denen in den Grotten von Isola Bella, trennen die vielgestaltigen Gartenparteien, die noch außerdem von schönen Gittern eingefaßt sind. Die geschmackvolle kleine Laube, wo der Pascha, wie bereits erwähnt, in den Sommernächten einige Stunden zuzubringen pflegt, ist ganz besonders mit den schönsten exotischen Blumen ausgeschmückt.

(Fortsetzung folgt).

V.

Miscellen.

(Aus einem Schreiben aus Kasan).

— — Eine Art Fuhrwerk, dessen man sich in unsern Gegenden häufig bedient, ist eigenthümlich genug, um eine Beschreibung zu verdienen. Es ist oft ungefähr funfzehn Schritte lang, und nur eine Elle hoch von der Erde, so daß es nicht leicht umwerfen kann. Es besteht aus zwei Vorder- und zwei Hinterrädern, die durch zwei lange geradegewachsene und elastische Birkenstangen verbunden sind. In der Mitte auf diesen Birkenbäumen ist die Kalesche angebracht, in welcher der Reisende sitzt, und er sitzt darin bequemer als im besten englischen Wagen auf Federn. Dieses Fuhrwerk wird gewöhnlich von drei nebeneinander gehenden Pferden gezogen, heißt Karandassy, und ist eine sibirische Erfindung.

Ein Missionair zu Serampur, William Ward, erzählt, in Schantipuru und Dhaka würde Muslin gemacht, von dem man das Stück zu 100 Rupien (à 20 Sgr.) verkaufe. Die Geschicklichkeit der Hindus in diesem Manufacturzweige ist bewundernswerth. „Personen, mit denen ich über diesen Gegenstand gesprochen habe, versichern, an zwei Orten in Bengalen, Sonarga und Wikrumpuru, werde von einigen Familien so außerordentlich feiner Muslin verfertigt, daß man vier Monate zum Weben eines Stückes brauche, das für 400 bis 500 Rupien verkauft werde. Wenn dieser Muslin auf das Gras gelegt wird, und der Thau ist darauf gefallen, so bemerkt man ihn nicht mehr.“

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

VI.

Reisen in der Nil-Ebene,

von

James Augustus St. John.

(Fortsetzung).

6.

Bad und Kiosk in den Gärten von Schubra — Giraffen — des Pascha's Stuterei — Neidi-Pferde — Abreise von Bulak — arabische Bootsleute — Aussehen der arabischen Berge — Steinbrüche bei El-Massara — Sturm auf dem Nil — der Sikfak und das Crocodill — Neugierde der Araber — Gestalten der arabischen Frauen — Pelikane — die falsche Pyramide — Räuber auf dem Nil — seltsames Phänomen — Beduinendorf Ikfur — merkwürdiger Befehl Mehemed Ali's.

Die Bäder in den Gärten von Schubra bedecken über einen Morgen Bodens, und bestehen aus einer Anzahl von Kiosken, die durch eine Colonade zierlicher schlanker Marmorsäulen mit einander verbunden sind. In der Mitte befindet sich ein großes viereckiges Wasserbecken, das aber zur Zeit unseres Besuches leer war. Bisweilen rudert der Pascha mit seinen Frauen in diesem Bassin, in dessen Mitte die Bäder des Harem stehen. Sie sind aus Marmor und mit Crocodill-Figuren geziert. Die Kiosks enthalten Ankleidezimmer mit Divans, wo der Pascha mit seinen

Linde

Frauen, nach genommenem Bade, Kaffee trinkt. Uebrigens nahmen sich diese Gebäude nicht sonderlich prächtig aus; der Pascha hat sie wohl nur gebaut, um den Türken zu imponiren, sie aber seitdem wieder in Verfall gerathen lassen, weil seine einfache Sitten nicht lange Geschmack an dergleichen Spielereien fanden.

In den Gärten befindet sich eine zweite Menagerie; einige englische Rehe, ein Kängaru; von vier Giraffen, die hier gehalten wurden, sind drei im Winter der Kälte erlegen, das vierte schenkte man einem Engländer zu Cairo. Auch eine Stuterei hält der Pascha zu Cairo. Die Pferde stehen auf einem offenen Platze um einen Hof herum. Verschiedene darunter sind milchweiß, und die Wärter behaupten, es seien lauter Neidis; allein dieß ist nicht wahr, da mehrere aus Dongola darunter sind. Ein echtes Neidi-Pferd war castanienbraun und zeichnete sich durch seinen schönen schlangenartigen Kopf aus. Die Neidi-Pferde sind in der Regel höher als die Ungrischen, sehen aber wegen ihres zarten Körperbaues kleiner aus. Das Dongola-Pferd ist schwarz, hat lange weiße Beine und einen matten Blick. Die Art, wie die Araber ihre Pferde, sowohl im angebauten Lande als in der Wüste, anbinden, ist den Thieren im höchsten Grade nachtheilig: jeder Vorderfuß ist mittelst eines Strickes so kurz an den entsprechenden Hinterfuß gebunden, daß der erstere dadurch bedeutend unter den Körper zurückgezogen wird. Im Stall ist der Kopf des Pferdes durch zwei Stricke an die Decke und durch zwei andere an den Fußboden befestigt; dies mag, wenn mehrere Pferde im Stalle stehen, bei den Arabern nöthig sein, da sie keine Flankirbäume haben, allein die Methode ist bei ihnen schon so zur Gewohnheit geworden, daß sie sie auch dann anwenden, wenn das Pferd allein steht und wenn es noch so fromm ist. Dieß ist der wahrscheinlichste Grund, weshalb die meisten Pferde in Aegypten gebrochene Beine haben.

Am 10. December reisten wir vom Hafen von Bulak in einer Kandscha ab. Es ist dieß ein bedecktes Boot mit zwei Moscheen, zwei dreieckigen Segeln und Cajüten auf dem Verdeck, eine für die Passagiere und eine für die Speisevorräthe. Die Bootsleute mit ihrem Capitain nehmen das Vordertheil der Kandscha ein, der Steuermann sitzt auf der Passagier-Cajüte. Wir hatten umsomehr Ursache unsere Reise zu beschleunigen, als der Nil in sehr schneller Abnahme war, und wir bei längerem Verzuge in Cairo schwerlich mehr die Cataracte passiren konnten.

Die Aussicht, gleich nachdem man Bulak hinter sich hat, ist höchst interessant. Da der Wind nur sehr schwach war, so griffen die Araber gleich den ehemaligen venetianischen Gondoliers zu ihren Rudern, und erleichterten sich die Arbeit durch einen nicht unangenehmen Gesang. Als wir die südliche Spitze der Insel Rhudah und den Thurm des Nilmessers passirten, ertönte eine sehr liebliche Musik aus dem Palaste des Halim-Bey.

Alt-Cairo gegenüber kam der Hafen-Capitain, da er zwei Boote ohne Flaggen sich nähern sah, heran, um sie zu untersuchen, enthielt sich aber höflich an Bord zu steigen, sobald man ihm sagte, daß sie Engländern gehörten. Unsre Leute kannten den Befehl des Pascha's, daß Reisende weder von den Zoll-Offizianten noch anderen Behörden auf irgend eine Weise belästigt werden sollten und antworteten dem Türken ziemlich keck, was dieser aber gar nicht übel nahm.

Bald nach Sonnenuntergang gingen wir dicht am westlichen Ufer vor Anker, da der Pascha weislich angeordnet hat, daß die Bootsleute nach Dunkelwerden nicht gezwungen sein sollten, zu fahren. Das vor Anker Gehen muß indeß nicht buchstäblich verstanden werden, denn wir befestigten das Boot an's Land bloß mittelst eines kurzen am Ufer eingetriebenen Pfahles. Gleich darauf zündete mein Dollmetsch — ein Hadschi, d. h.

V.

Miscellen.

(Aus einem Schreiben aus Kasan).

— — Eine Art Fuhrwerk, dessen man sich in unsern Gegenden häufig bedient, ist eigenthümlich genug, um eine Beschreibung zu verdienen. Es ist oft ungefähr funfzehn Schritte lang, und nur eine Elle hoch von der Erde, so daß es nicht leicht umwerfen kann. Es besteht aus zwei Vorder- und zwei Hinterrädern, die durch zwei lange geradegewachsene und elastische Birkenstangen verbunden sind. In der Mitte auf diesen Birkenbäumen ist die Kalesche angebracht, in welcher der Reisende sitzt, und er sitzt darin bequemer als im besten englischen Wagen auf Federn. Dieses Fuhrwerk wird gewöhnlich von drei nebeneinander gehenden Pferden gezogen, heißt Karandassy, und ist eine sibirische Erfindung.

Ein Missionair zu Serampur, William Ward, erzählt, in Schantipuru und Dhaka würde Muslin gemacht, von dem man das Stück zu 100 Rupien (à 20 Sgr.) verkaufe. Die Geschicklichkeit der Hindus in diesem Manufacturzweige ist bewundernswerth. „Personen, mit denen ich über diesen Gegenstand gesprochen habe, versichern, an zwei Orten in Bengalen, Sonarga und Wikrumpuru, werde von einigen Familien so außerordentlich feiner Muslin verfertigt, daß man vier Monate zum Weben eines Stückes brauche, das für 400 bis 500 Rupien verkauft werde. Wenn dieser Muslin auf das Gras gelegt wird, und der Thau ist darauf gefallen, so bemerkt man ihn nicht mehr."

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

VI.

Reisen in der Nil-Ebene,

von

James Augustus St. John.

(Fortsetzung).

6.

Bad und Kiosk in den Gärten von Schubra — Giraffen — des Pascha's Stuterei — Neidi-Pferde — Abreise von Bulak — arabische Bootsleute — Aussehen der arabischen Berge — Steinbrüche bei El-Massara — Sturm auf dem Nil — der Sikkak und das Crocodill — Neugierde der Araber — Gestalten der arabischen Frauen — Pelikane — die falsche Pyramide — Räuber auf dem Nil — seltsames Phänomen — Beduinendorf Ikfur — merkwürdiger Befehl Mehemed Ali's.

Die Bäder in den Gärten von Schubra bedecken über einen Morgen Bodens, und bestehen aus einer Anzahl von Kiosken, die durch eine Colonade zierlicher schlanker Marmorsäulen mit einander verbunden sind. In der Mitte befindet sich ein großes viereckiges Wasserbecken, das aber zur Zeit unseres Besuches leer war. Bisweilen rudert der Pascha mit seinen Frauen in diesem Bassin, in dessen Mitte die Bäder des Harem stehen. Sie sind aus Marmor und mit Crocodill-Figuren geziert. Die Kiosks enthalten Ankleidezimmer mit Divans, wo der Pascha mit seinen

Linde

Frauen, nach genommenem Bade, Kaffee trinkt. Uebrigens nahmen sich diese Gebäude nicht sonderlich prächtig aus; der Pascha hat sie wohl nur gebaut, um den Türken zu imponiren, sie aber seitdem wieder in Verfall gerathen lassen, weil seine einfache Sitten nicht lange Geschmack an dergleichen Spielereien fanden.

In den Gärten befindet sich eine zweite Menagerie; einige englische Rehe, ein Kängaru; von vier Giraffen, die hier gehalten wurden, sind drei im Winter der Kälte erlegen, das vierte schenkte man einem Engländer zu Cairo. Auch eine Stuterei hält der Pascha zu Cairo. Die Pferde stehen auf einem offenen Platze um einen Hof herum. Verschiedene darunter sind milchweiß, und die Wärter behaupten, es seien lauter Neidis; allein dieß ist nicht wahr, da mehrere aus Dongola darunter sind. Ein echtes Neidi-Pferd war castanienbraun und zeichnete sich durch seinen schönen schlangenartigen Kopf aus. Die Neidi-Pferde sind in der Regel höher als die Ungrischen, sehen aber wegen ihres zarten Körperbaues kleiner aus. Das Dongola-Pferd ist schwarz, hat lange weiße Beine und einen matten Blick. Die Art, wie die Araber ihre Pferde, sowohl im angebauten Lande als in der Wüste, anbinden, ist den Thieren im höchsten Grade nachtheilig: jeder Vorderfuß ist mittelst eines Strickes so kurz an den entsprechenden Hinterfuß gebunden, daß der erstere dadurch bedeutend unter den Körper zurückgezogen wird. Im Stall ist der Kopf des Pferdes durch zwei Stricke an die Decke und durch zwei andere an den Fußboden befestigt; dies mag, wenn mehrere Pferde im Stalle stehen, bei den Arabern nöthig sein, da sie keine Flankirbäume haben, allein die Methode ist bei ihnen schon so zur Gewohnheit geworden, daß sie sie auch dann anwenden, wenn das Pferd allein steht und wenn es noch so fromm ist. Dieß ist der wahrscheinlichste Grund, weshalb die meisten Pferde in Aegypten gebrochene Beine haben.

Am 10. December reiſten wir vom Hafen von Bulak in einer Kandſcha ab. Es iſt dieß ein bedecktes Boot mit zwei Moſcheen, zwei dreieckigen Segeln und Cajüten auf dem Verdeck, eine für die Paſſagiere und eine für die Speiſevorräthe. Die Bootsleute mit ihrem Capitain nehmen das Vordertheil der Kandſcha ein, der Steuermann ſitzt auf der Paſſagier-Cajüte. Wir hatten umſomehr Urſache unſere Reiſe zu beſchleunigen, als der Nil in ſehr ſchneller Abnahme war, und wir bei längerem Verzuge in Cairo ſchwerlich mehr die Cataracte paſſiren konnten.

Die Ausſicht, gleich nachdem man Bulak hinter ſich hat, iſt höchſt intereſſant. Da der Wind nur ſehr ſchwach war, ſo griffen die Araber gleich den ehemaligen venetianiſchen Gondoliers zu ihren Rudern, und erleichterten ſich die Arbeit durch einen nicht unangenehmen Geſang. Als wir die ſüdliche Spitze der Inſel Rhudah und den Thurm des Nilmeſſers paſſirten, ertönte eine ſehr liebliche Muſik aus dem Palaſte des Halim-Bey.

Alt-Cairo gegenüber kam der Hafen-Capitain, da er zwei Boote ohne Flaggen ſich nähern ſah, heran, um ſie zu unterſuchen, enthielt ſich aber höflich an Bord zu ſteigen, ſobald man ihm ſagte, daß ſie Engländern gehörten. Unſre Leute kannten den Befehl des Paſcha's, daß Reiſende weder von den Zoll-Offizianten noch anderen Behörden auf irgend eine Weiſe beläſtigt werden ſollten und antworteten dem Türken ziemlich keck, was dieſer aber gar nicht übel nahm.

Bald nach Sonnenuntergang gingen wir dicht am weſtlichen Ufer vor Anker, da der Paſcha weislich angeordnet hat, daß die Bootsleute nach Dunkelwerden nicht gezwungen ſein ſollten, zu fahren. Das vor Anker Gehen muß indeß nicht buchſtäblich verſtanden werden, denn wir befeſtigten das Boot an's Land bloß mittelſt eines kurzen am Ufer eingetriebenen Pfahles. Gleich darauf zündete mein Dollmetſch — ein Hadſchi, d. h.

einer, der die Wallfahrt nach Mekka schon gemacht hat — und die Bootsmannschaft ein Feuer am Ufer an und kochten ihr Abendbrot, welches aus Linsensuppe und Brod bestand, denn zu Fleischspeisen reicht ihr kärglicher Lohn nicht aus. Ihr beständiges Getränk ist Nilwasser, und bei dieser groben, einfachen Kost sind sie dennoch gesund, kräftig und thätig wie die Irländer. Wir brachten den Abend in meiner Cajüte mit Vergleichung der Angaben älterer Reisenden über die Lage von Memphis zu.

Am nächsten Morgen (11. December) war der Wind uns so entgegen, daß der Reis (Capitain) eine Anzahl Leute zum Ziehen an der Leine bestellen mußte. Diese Art des Fortziehens der Schiffe auf dem Nil ist schon vor Tausenden von Jahren in Anwendung gewesen, wie sich unter andern aus Malereien in den Königsgräbern zu Gurnu ergab. Einer der Araber, der mich dahin begleitete, wähnte, es stellten diese Malereien Scenen aus der andern Welt dar und rief traurig aus: „Ach, selbst in der andern Welt müssen die armen Araber noch an der Leine ziehen!“ An einigen Stellen ist das Wasser so seicht, daß selbst diese leichte Gattung von Fahrzeugen nicht Wasser genug hat, und nur mit Mühe durch Ruder beinahe fortgestoßen werden müssen *). Das Tau-, Ruder-, und Segelwerk einer Kandscha ist im elendesten Zustande. Nachmittags kamen wir dicht bei Deir Hattein, einem kleinen Orte vorbei, wo ein Theil der Armee des Pascha's cantonirte.

Mein Dollmetsch Hadschi Suleyman, hatte den Tag bevor er Cairo verließ, das Unglück, einen fünfzehn Monat alten Knaben, den er nach dem Propheten genannt hatte, zu verlieren.

---

*) Doch wohl nur in der Zeit des Sinkens des Nils, denn diese Zeit war es, als unser Reisender die Fahrt nach Theben machte. Red.

Dem armen Manne ging es sehr nahe, obgleich er noch einen Sohn hatte; gar oft saß er nachdenkend, und wenn er sein Schweigen brach, so war sein dahingeschiedener Liebling der Gegenstand, und seine rauhen Wangen waren dann von Thränen benetzt. Als er mir diesen Morgen meine Pfeife gebracht hatte, stellte er sich, während ich meinen Kaffee trank, neben mich, und bemerkte in einem erzwungen heiteren Tone, daß, wenn Kinder stürben, sie nicht bloß selbst in den Himmel kämen, sondern auch täglich für ihre Aeltern zu Gott beteten. Darum freuten sich fromme Leute oft, wenn sie ein Kind verlören, weil es ihnen eine beständige Fürbitte bei dem Allmächtigen verschaffte; „aber", fügte er mit auf das Herz gelegter Hand hinzu, „es schmerzt denn doch hier." Das Begräbniß des Kindes hatte 30 Piaster gekostet, und um diese Ausgabe zu bestreiten hatte der arme Teufel seine syrische Burmise und mehrere Hemden verkaufen müssen.

Dem Dorfe Deir gegenüber fängt die arabische Bergkette an Höhe bedeutend zu verlieren an. Am östlichen Ufer giebt es nur wenige Spuren des Anbaues, da der Raum zwischen dem Gebirge und dem Flusse sehr eng und felsig ist; auch am westlichen Ufer rückt die Wüste dem Flusse näher; so daß dieß vielleicht der engste Theil des Nilthales in Unter-Aegypten ist. Der Gipfel des Mokattam-Gebirges ist so flach, als wenn er künstlich geebnet wäre, und da der westliche Abhang perpendiculair ist, so hat das Gebirge das Aussehen einer Schutzmauer, die in einer Länge von 500 (englischen) Meilen Aegypten gegen die Angriffe der östlichen Wüste schützt.

Bei dem großen Dorfe El Massara angekommen, verließen wir unsere Boote und begaben uns auf Eseln nach den ungeheuern Steinbrüchen östlich vom Dorfe, aus denen höchst wahrscheinlich die Steine zu den großen öffentlichen Werken und den Pyramiden von Memphis genommen wurden. Jeder Nil-

Weiler steht eingehüllt in einem Hain von Dattelbäumen, welche den Reichthum und die Schönheit des Ortes ausmachen. Auf der Ebene die wir durchritten, um an den Fuß des Gebirges zu gelangen, stand viel von dem schönen hohen Grase, aus welchem die ägyptischen Matten verfertigt werden. Der Raum vor dem Gebirge ist mit ungeheuren Haufen Schuttes aus den Steinbrüchen angefüllt. Der Steinbruch hat in der That das Aussehen, als wäre der titanische Versuch gemacht worden, den ganzen Berg abzutragen. Beim ersten Anblick scheint es, als wenn alle Städte Aegyptens, die nach Diodorus von Sicilien 18,000 an der Zahl waren, aus diesen Brüchen hätten erbaut werden können. Der Berg ist von oben bis unten entzweigespalten, in Blöcke zersägt, und freie Räume, so groß wie der Grosvenor-Platz in London, sind der Ebene gleichgemacht. An andern Stellen ist der Fels ausgehöhlt, woraus ungeheure Hallen entstanden, die durch von Norden nach Süden laufende Colonaden aus gigantischen Pfeilern mit einander in Verbindung stehen. In Europa können höchstens die Steinbrüche von Syrakus mit diesen Werken verglichen werden, wo nach der Niederlage von Nikias und Demosthenes die 7000 Athener eingesperrt wurden. Die Katakomben zu Alexandrien sind, verglichen mit den Aushöhlungen von El Massarah, bloße Mäuselöcher, dennoch sind die Steinbrüche zu Haischar Silsilis im Said noch weit ungeheurer als diese. An einer Stelle zieht sich das Gebirge in einer geraden Linie zurück, macht dann eine plötzliche Wendung, läuft eine Viertelmeile parallel mit dem Flusse, und schießt sodann abermals in gerader Linie in eine Spitze nach der Ebene aus. Zwischen den beiden so gebildeten Flügeln ist Raumes genug für eine kleine Stadt, und doch war dieser ganze Zwischenraum einst von Felsen angefüllt, der in Blöcke zertheilt, den Nil hinüber transportirt wurde. Hier und da, unweit dem

Eingange der Höhlen, haben sich colossale Felsenmassen von den überragenden Klippen losgelöst, und sind in die Ebene hinabgestürzt, wo sie von den überall in Menge vorhandenen Schutthügeln aufgehalten wurden. Einige der umherliegenden Blöcke sind offenbar durch Menschenhände von ihrem Urfelsen losgetrennt worden, allein weiter ging selbst ägyptische Ausdauer und mechanische Kraft nicht. Keine menschliche Macht konnte sie fortbewegen, und wo sie hinfielen, da mußte man sie auf immer liegen lassen.

Auf den Gipfeln der Schutthügel genossen wir des schönen Anblicks jener langen Reihe von Pyramiden, welche nach Westen die äußerste Grenze des angebauten Landes bezeichnet. Unter unsern Füßen zog in gerader Linie, quer durch die Ebene, die alte Straße vorbei, sie erreicht nördlich von El Massarah, den Pyramiden von Abusir gegenüber, an den Ufern des Flusses, ihr Ende.

Es würde mir viel Vergnügen gemacht haben, am heutigen Tage Diodor von Sicilien bei mir am Bord gehabt zu haben; er würde gewiß von seinem Wahn zurückgekommen sein, daß der Nil keine heftigen Sturmwogen schlage. Wir hatten aus Vorsicht große Steine als Ballast eingenommen; doch die Windstöße waren so heftig, daß die Steine auf die eine Seite der Kandscha rollten, und wenn das Fahrzeug sich in diesem Augenblicke nicht gehoben hätte, so mußten wir mit Mann und Maus zu Grunde gehen. Gar viele Boote gehen auf diese Weise unter, besonders weiter hinauf, wo das Gebirge näher an's Ufer tritt; ich selbst sah die Masten von mehreren aus der Mitte des Stromes hervorragen. Am Abend legten wir bei Schuk, Tahin gegenüber, an.

Am nächsten Morgen stiegen wir an's Land, um Turteltauben zu schießen, die sich besonders in den kleinen Gehölzen, in

der Nähe der Dörfer aufhalten. Mein Reisegefährte Herr Monro, schoß einen schönen kleinen Vogel, den die Araber Sikſak nennen, und von welchem sie die sonderbare Sage haben, daß er sich beständig in der Nähe des Crocodills aufhalte, wenn dieses am Lande schläft, und dasselbe bei Annäherung von Gefahr durch seinen scharfen Ton aufwecke. Dieser Vogel ist offenbar kein anderer als der Trochilus des Herodot, welcher nach diesem Geschichtschreiber in den offenen Rachen des Crocodills kriecht und die Blutegel darin verzehrt, wofür das Ungeheuer aus Dankbarkeit dem Vogel kein Leid zufügt. Diese Sage hat sich bei den Fellahs noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und sie wissen sie noch durch folgenden Zug zu verschönern. An den Schulterspitzen hat der Sikſak ein kleines scharfes Horn, gleich einer Adlerkralle. Wenn nun, meinen die Araber, das Crocodill manchmal vergißt, daß sein Wohlthäter es eben von seinen Peinigern, den Blutegeln, befreie, und den Rachen schließt, so breitet der Sikſak seine Flügel aus, wodurch die scharfen Hörner heraustreten, und mit diesen sticht er in die weiche Seite des Rachens, bis das Crocodill sich der Gegenwart seines Freundes wieder erinnert und ihm einen freien Ausgang gestattet. Dem sei wie ihm wolle, soviel ist gewiß, daß man immer in der Nähe des Crocodills einen oder mehrere Sikſaks sieht, die sich dem Unthier unerschrocken nähern, und oft ganz dicht bei ihm stehen.

Es war sehr amüsant die Verwunderung der Araber über die Wirkung des Gewehres zu sehen, wenn mein Freund einen Vogel aus der Luft herabholte. Männer, Frauen und Kinder umdrängten mich dann, um durch meine Lorgnette zu sehen, von der sie annahmen, daß sie zur Wirkung des Schusses mit beitrage.

Am Ufer des Flusses, vor dem Dorfe, saß eine Anzahl junger Weiber, welche Brod, Datteln, Zwiebeln ꝛc. verkauften;

die meisten hatten Kinder an ihrer Brust liegen, offenbar ihre ersten, denn die Brust hatte noch nicht jene hängende Gestalt angenommen, welche im vorgerückteren Alter den Aegypterinnen eigenthümlich ist. Sie waren fast alle tättowirt, einige hatten ganze Stellen aus dem Coran auf das Kinn eingegraben. So lange die Araberin jung ist, hat sie einen schönen Busen, zierlich gestaltete Gliedmaßen, kleine Hände und Füße, große dunkle Augen und ein ziemlich hübsches Gesicht; ist aber die Blüthe ihres Alters vorbei, so nehmen ihre Züge etwas Scharfes und Hartes an, und ihre Brüste erlangen eine unglaubliche Länge, wie denn alle ihre Glieder ungemein dürre werden. Im Alter sind sie sehr häßlich; unter allen Umständen aber bleibt dem Araber jene Miene gutmüthiger Einfalt, die ihm das Herz des Fremden gewinnt. Die Bewohner von Cairo hingegen hegen eine tiefe Verachtung gegen diese armen Fellahs, daher man ihren Beschreibungen nicht trauen, sondern selbst beobachten muß, wenn man von den ägyptischen Bauern einen richtigen Begriff haben will.

In der Nähe von Sagulteh sah ich ein Feld mit herrlich blühendem Weizen, und doch war die Pflugschaar oder die Egge nie darüber gegangen, sondern nach dem Rücktritt des Flusses war der Saamen auf den weichen Schlammboden ausgestreut worden, worauf man Schaafe und Schweine über das Feld trieb, die den Saamen fest in den Boden traten. Schon Herodot berichtet dieses, und man hat Unrecht gehabt seine Angabe zu bezweifeln, wiewohl diese Methode natürlich nur dicht am Flußufer, wo angeschwemmter Schlamm von hinlänglicher Tiefe zurückbleibt, gebräuchlich ist.

Die Muhamedaner betrachten alle durch Schuß erlegten Thiere als unrein, wenn der Jäger nicht, bevor es ganz todt war, ihm, den Kopf nach Mekka gekehrt, den Hals mit dem

Weiler ſteht eingehüllt in einem Hain von Dattelbäumen, welche den Reichthum und die Schönheit des Ortes ausmachen. Auf der Ebene die wir durchritten, um an den Fuß des Gebirges zu gelangen, ſtand viel von dem ſchönen hohen Graſe, aus welchem die ägyptiſchen Matten verfertigt werden. Der Raum vor dem Gebirge iſt mit ungeheuren Haufen Schuttes aus den Steinbrüchen angefüllt. Der Steinbruch hat in der That das Ausſehen, als wäre der titaniſche Verſuch gemacht worden, den ganzen Berg abzutragen. Beim erſten Anblick ſcheint es, als wenn alle Städte Aegyptens, die nach Diodorus von Sicilien 18,000 an der Zahl waren, aus dieſen Brüchen hätten erbaut werden können. Der Berg iſt von oben bis unten entzweigeſpalten, in Blöcke zerſägt, und freie Räume, ſo groß wie der Grosvenor-Platz in London, ſind der Ebene gleichgemacht. An andern Stellen iſt der Fels ausgehöhlt, woraus ungeheure Hallen entſtanden, die durch von Norden nach Süden laufende Colonaden aus gigantiſchen Pfeilern mit einander in Verbindung ſtehen. In Europa können höchſtens die Steinbrüche von Syrakus mit dieſen Werken verglichen werden, wo nach der Niederlage von Nikias und Demoſthenes die 7000 Athener eingeſperrt wurden. Die Katakomben zu Alexandrien ſind, verglichen mit den Aushöhlungen von El Maſſarah, bloße Mäuſelöcher, dennoch ſind die Steinbrüche zu Haiſchar Silſilis im Said noch weit ungeheurer als dieſe. An einer Stelle zieht ſich das Gebirge in einer geraden Linie zurück, macht dann eine plötzliche Wendung, läuft eine Viertelmeile parallel mit dem Fluſſe, und ſchießt ſodann abermals in gerader Linie in eine Spitze nach der Ebene aus. Zwiſchen den beiden ſo gebildeten Flügeln iſt Raumes genug für eine kleine Stadt, und doch war dieſer ganze Zwiſchenraum einſt von Felſen angefüllt, der in Blöcke zertheilt, den Nil hinüber transportirt wurde. Hier und da, unweit dem

Eingange der Höhlen, haben sich colossale Felsenmassen von den überragenden Klippen losgelöst, und sind in die Ebene hinabgestürzt, wo sie von den überall in Menge vorhandenen Schutthügeln aufgehalten wurden. Einige der umherliegenden Blöcke sind offenbar durch Menschenhände von ihrem Urfelsen losgetrennt worden, allein weiter ging selbst ägyptische Ausdauer und mechanische Kraft nicht. Keine menschliche Macht konnte sie fortbewegen, und wo sie hinfielen, da mußte man sie auf immer liegen lassen.

Auf den Gipfeln der Schutthügel genossen wir des schönen Anblicks jener langen Reihe von Pyramiden, welche nach Westen die äußerste Grenze des angebauten Landes bezeichnet. Unter unsern Füßen zog in gerader Linie, quer durch die Ebene, die alte Straße vorbei, sie erreicht nördlich von El Massarah, den Pyramiden von Abusir gegenüber, an den Ufern des Flusses, ihr Ende.

Es würde mir viel Vergnügen gemacht haben, am heutigen Tage Diodor von Sicilien bei mir am Bord gehabt zu haben; er würde gewiß von seinem Wahn zurückgekommen sein, daß der Nil keine heftigen Sturmwogen schlage. Wir hatten aus Vorsicht große Steine als Ballast eingenommen; doch die Windstöße waren so heftig, daß die Steine auf die eine Seite der Kandscha rollten, und wenn das Fahrzeug sich in diesem Augenblicke nicht gehoben hätte, so mußten wir mit Mann und Maus zu Grunde gehen. Gar viele Boote gehen auf diese Weise unter, besonders weiter hinauf, wo das Gebirge näher an's Ufer tritt; ich selbst sah die Masten von mehreren aus der Mitte des Stromes hervorragen. Am Abend legten wir bei Schuk, Tahin gegenüber, an.

Am nächsten Morgen stiegen wir an's Land, um Turteltauben zu schießen, die sich besonders in den kleinen Gehölzen, in

Messer abschnitt. Ich fragte daher meinen Dollmetsch, ob er denn mit gutem Gewissen von unserm Wild essen könne? er antwortete: Wir, die wir Reisende bedienen, essen alles, selbst Schweinefleisch. Reiche Türken in Cairo und andern orientalischen Orten verabscheuen zwar Schweinefleisch, halten aber doch ein solches Thier in ihrer Behausung, als ein Präservativ gegen die sympathetische Wirkung des „bösen Auges" (Neides).

Der Nil hatte oberhalb Sagulteh's das Aussehen eines kleinen Sees und war mit reizenden Eilanden übersäet. Ueber das schnelle Entstehen und Verschwinden solcher Eilande und über Veränderung des Bettes des Nil's überhaupt hat man viel Uebertriebenes verbreitet. Alle große Ströme, welche von Zeit zu Zeit aus ihren Ufern treten, sind mehr oder weniger unbeständig in ihrem Laufe; dieß ist besonders mit dem Ganges der Fall, auch mit dem Nil, doch gehen hier die Veränderungen keineswegs so schnell vor sich, als die Reisenden darstellen; so z. B. fanden wir noch alle wichtige Inseln, Landvorsprünge und Krümmungen, die in der vor mehreren Jahren erschienenen trefflichen Karte des Obersten Leake verzeichnet sind, noch ganz in demselben Zustande war. Dagegen ist es gegründet, daß bisweilen die ältesten Bäume dem unterminirenden Wasser des Nil erliegen; noch diesen Morgen sah ich am Rande des Flusses einen Baum liegen, der, obgleich nicht mehr ganz, noch 60 Fuß lang war. An andern Stellen hangen die Trümmer von Moscheen und Dörfern über die hohlen Ufer, jeden Augenblick gänzlichen Einsturz drohend.

Der Nil war hier mit ganzen Völkern Pelikane bedeckt, die in langen Reihen auf dem Wasser ruhten, und bei unserer Annäherung einer nach dem andern kreischend und die Wellen mit den Fittigen schlagend aufflogen. Einer dieser Vögel, den wir schossen, wog 30 Pfund. Das dichte, weiche Gefieder auf

der Bruſt war milchweiß an der Wurzel, aber an den Spitzen von wunderſchöner Roſenfarbe, was einen lieblichen Anblick gewährt, wenn der Vogel aufſteigt und die Bruſt gegen die Sonne kehrt. Gehörig zubereitet würde dieſer Theil der Pelikanhaut herrliche Damenmüffe abgeben, und käme dieſer Artikel jemals in Mode, ſo würde der Nil ganz Europa damit verſehen können und viele arme Araber beſchäftigen. Das Fleiſch gleicht rohem Rindfleiſch, hat aber einen unangenehmen öligen Fiſchgeſchmack. Da der Pelikan der größte Vögel iſt den die Araber kennen, ſo nennen ſie ihn „das Fluß-Cameel.“

Eine geraume Zeit glaubten wir die falſche Pyramide (Harâm el Kedâb) im Angeſicht zu haben. Dieſem ſonderbaren Denkmal gegenüber lagen die formloſen Hügel, welche die Lage von Atarbechis*) (eine der Städte der Venus, das Aphroditopolis der Griechen) bezeichnen.

Gegen Abend legte ſich ein fremdes Boot, mit Arabern angefüllt, dicht bei dem meinigen vor Anker. Es geſchah dieß aus Sicherheit, denn Räuber nicht minder berüchtigt als die Dacoits auf dem Ganges, machen ſich auf dem Nil furchtbar.

Was wir Tags vorher für die falſche Pyramide gehalten hatten, erkannten wir heute (13. December) für jene Säule ohne Namen, welche zwiſchen dieſer Struktur und den Pyramiden von Daſhur ſteht. Erſt heute früh zeigte ſich die Harâm el Kedâb. Gewöhnlich fährt man auf dieſem Theil des Stroms längs dem weſtlichen Ufer; da wir aber die Hügel von Atarbechis zu unterſuchen wünſchten, ſo nahmen wir die öſtliche Seite. Mehrere kleine maleriſche Eilande ragen hier hoch über den Strom hervor. Unweit davon liegt das Dorf Eſſuf, weſtlich wovon, nach Bruce, die Ruinen von Atarbechis liegen. El

*) Athor-baki, die Stadt Athors.

Waddi, vielleicht das Wodan des genannten Reisenden, steht dicht am Flusse, dem dritten, nicht fünften, der erwähnten Eilande gegenüber; einige 100 Schritte davon, mehr landeinwärts, liegt das größere Dorf Iksur.

Beim Umfahren eines spitzen Vorgebirges wurde mein Boot vom wirbelnden Strome so stark gestoßen, daß die Ziehleine riß, und es mit Pfeilschnelle den Strom hinabschoß. Solche Unfälle vermehren die ohnehin schwere Arbeit der armen Fellahs ungemein, doch die gute Laune, das angestammte Geburtsrecht dieser Race, ist unverwüstlich; gewinnt die Leidenschaft die Oberhand bei ihnen, so ist es nur auf einen Augenblick. So war es auch hier: da die wahre Ursache ihres Verdrusses, die Wirbel des Stroms, taub war, so schimpften sie weidlich auf einander; sobald jedoch die Zugleine wieder hergestellt war, und das Boot einen ruhigern Theil des Stromes gewonnen hatte, war alles vergessen, und freundlich und heiter nahmen sie ihre Arbeit wieder auf.

Iksur, in einem herrlichen Palmenwäldchen gelegen, scheint von einem Beduinenstamm bewohnt, der einst nomadisirte. Obgleich halb verlassen, da der Pascha die meisten jungen Leute zu Rekruten hat wegnehmen lassen, ist es doch größer, besser angelegt und reinlicher als die meisten ägyptischen Dörfer. Die Armuth dieser Ortschaften ist ungemein groß: nichts war für Geld zu haben, weder Brod, Fleisch, Butter noch Eier. Das Geflügel, was die Leute hatten, war eben so abgemagert, wie sie selbst. Wie gewöhnlich schaarte sich das halbe Dorf um uns her; trotz ihrer angebornen Ehrerbietung vor Tauben liefen sie doch eifrig, um die zu holen, die wir durch eine Kugel niederbrachten.

Zu El Waddi sah ich zwölf große, schöne Palmbäume, die einer einzigen Wurzel entsprossen.

In allen diesen Dörfern hörten wir Verwünschungen gegen den Pascha ausstoßen, wegen der drückenden Art, wie er seine Armee rekrutirt. Die List, zu welcher die Fellahs ihre Zuflucht nehmen, um seinem Despotismus zu entgehen, beweist ihre Liebe zur Heimath und ihre Abneigung gegen das Militairleben; keinesweges ihre Feigheit, denn sind sie einmal im Felde, so schlägen sie sich mit großer Tapferkeit. Sobald in einem Dorfe die Kunde anlangt, daß eine Rekrutirungspartei im Anzuge ist — und die Kunde verbreitet sich gleich einem Flugfeuer — blenden sich viele mit Arsenik, andere stoßen sich mit einem scharfen Instrument ein Auge aus, oder hauen sich den Vorderfinger der rechten Hand ab. Wir hatten einmal nicht weniger als dreizehn Araber in unserm Dienste, die alle auf diese Weise verstümmelt waren. Ja, es giebt Mütter, die ihre kleine Kinder geblendet oder verstümmelt haben, als ob des Pascha's Kriege nie enden würden. Diese Verfahrungsweise ist so allgemein geworden, daß die Regierung es endlich für nöthig hielt, Strafen darauf zu setzen. Als Ende Juli's 1832 der Befehl zu Cairo erschien, daß jeder Notable eine Anzahl Leute stellen, und für jeden Fehlenden 700 Piaster bezahlen solle, boten die Straßen einen verödeten Anblick dar, wie während der Pest, die Läden waren geschlossen, alle Geschäfte stockten und die Weiber heulten wie für die Todten. Die Soldaten und die, welche zur Auffangung der Leute gebraucht wurden, fanden es bald ein einträglicheres Geschäft Invaliden und andere zum Dienst untaugliche Personen zu pressen, die sich dann durch Geld wieder loskauften.

Doch selbst dieser tyrannische Befehl reichte nicht hin; der Pascha erließ daher im März 1833 einen andern, worin er drohte, daß er für Jeden, welcher sich selbst verstümmelte, einen Ersatzmann aus seinen Verwandten nehmen, den Verstümmelten aber lebenslänglich auf die Galeeren schicken würde.

Auf der andern Seite muß man dem Paſcha die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er Sicherheit in ſeinen Staaten hergeſtellt hat: vor zwanzig Jahren waren die Dörfer in dieſer Gegend ſo viele Raubneſter; dieſe Race iſt zwar jetzt nicht gänzlich erloſchen, doch ſehr gelichtet, da der Paſcha viele in die Armee geſteckt hat, wo ſie ihre Gewandtheit auf eine andere Weiſe anwenden können. Wenn nur Subjekte wie dieſe von den Italiänern des Paſcha's weggenommen würden, ſo hätte ſich die ägyptiſche Bauernſchaft wenig zu beklagen; doch wie zahlreich auch die Spitzbuben in Aegypten ſein mögen, ſo würde Ibrahim doch wohl ſchwerlich ſeine ſyriſchen Siege gefeiert haben, befände ſich nicht gar mancher ehrliche ſeiner Familie entriſſene Mann in ſeinen Armeen.

Wir legten für die Nacht ſüdlich von El Waddi an, und die Schackals, die immer zahlreicher zu werden ſcheinen, wie man Flußaufwärts kommt, unterhielten uns mit ihrem Geheul, das dem Heulen der Leute gleicht, die man im Oſten miethet, um die Todten zu betrauern. Die Hunde bekundeten ihre Wachſamkeit durch häufiges Bellen. Außer dieſen Tönen hörte man nichts als das Rauſchen des Waſſers und das Krachen der altersſchwachen Kandſcha.

7.

Gefährliche Uferstürze des Nil — die Kandscha des Reisenden geht fast unter — Zank mit den Eingebornen — Sandsturm am Nil — Baumwollenpflanzung — Besuch wilder Thiere — Tiefe des Bodens von Aegypten — der Kiascheff von Sohl — ein Beduinischer Cavalier — verborgene Schätze — Heilmittel gegen den Aussatz — der Reisende erblickt die arabische Bergkette — moslemische Fakiren — Dankbarkeit der Araber — Seltenheit der Katzen — wohlfeile Lebensmittel — ein ermordeter Mann — Schönheit des Flusses — Ankunft zu Benisuef.

Am Morgen des 4. December sahen wir mehrere Dörfer längs dem arabischen Ufer des Nil. Es war dieß ein wahrer Unglückstag, der mir und meinem Fahrzeuge fast verderbenbringend wurde. Der Wind blies vom Süden, wir mußten also drei Mann an's Ufer schicken, um an der Leine zu ziehen. Als der Wind an Heftigkeit zunahm, und wir gewahrten, daß drei Leute der Arbeit nicht gewachsen waren, war es zu spät ihre Zahl zu vermehren, wegen des steilen und abschüssigen Ufers. Gegen 10 Uhr Morgens kamen wir an eine Stelle, wo das Ufer wenigstens 20 Fuß hoch und am Fuße, vom beständigen Wühlen des Wassers, ganz ausgehöhlt war, so daß eine Avalanche (wie Heber die Uferstürze des Ganges, die so vielen Schiffen verderblich werden, nennt) sehr zu befürchten war. Hier machte der Strom eine plötzliche Wendung, und das Wasser schoß mit solcher Heftigkeit von der andern Seite des Winkels herum, daß viele schäumende Wirbel entstanden; über diese Hölle von Wasser die Kandscha wegzuziehen, erforderte mehr Kräfte als meine Arbeiter noch hatten. Zum Unglück war der Strom auch dicht am Ufer so tief, daß keine Stange am Bord lang genug war, um damit das Boot von der überhangenden Bank abzuhalten. Der unwiderstehlichen Gewalt des Wassers nachgebend, riß die Kandscha die Arbeiter an der Leine rückwärts um, schoß stromabwärts und

Pressen ausgegangen war, um seine eigenen Dorfbewohner nicht hergeben zu müssen.

Wir hatten El Kotoreh nicht weit hinter uns, so nahm der Himmel das Aussehen an, welches einen Sandsturm verkündet. Der ganze Horizont am Rande der lybischen Wüste ward durch eine Wolke von schwarzgelber Farbe, hin und wieder mit tiefem Blutroth gefleckt, verfinstert. Nur ein Typhon*) den ich im Messenischen Golf ausgestanden hatte, hielt mit diesem schrecklichen Phänomen am Firmament die Vergleichung aus. Noch blies der Wind schwach, allein bald fielen jene schweren großen Regentropfen, welche jedesmal Vorboten dieser afrikanischen Stürme sind. Wir befanden uns auf freiem, flachen Felde, und eilten daher einem kleinen Wäldchen zu, das sich in einiger Entfernung zeigte; allein zu spät! der Regen stürzte schon mit unglaublicher Heftigkeit nieder, wir warfen uns daher unter einer Sandschicht, der letzten, welche die Ueberschwemmung landeinwärts gespült hatte, so lang wir waren, zu Boden. Als ich den Kopf in die Höhe hob, bot sich mir ein furchtbar großartiges Schauspiel dar: nach Nord, Ost und Süd war die Landschaft durch dichten Treibregen verfinstert; im Westen aber hatte der Wirbelwind eine ungeheure Menge Sandes aus der Wüste emporgehoben, und jagte ihn in kräuselnden Wolken, gleich dem Rauche einer brennenden Stadt in die Höhe vor sich her, den ganzen Himmel verdunkelnd. Diese entsetzliche Staubwolke wälzte sich nach der Nil-Ebene und hatte das Aussehen, als wollte sie diese sammt dem ganzen Flusse verschlingen. Im nächsten Augenblick hatte sie uns auch schon erreicht. Fluß, Erde

*) Obgleich der Ausdruck Typhon gewöhnlich nur von den Stürmen der ostindischen See gebraucht wird, so ist er doch auf die, welche die engen und gefährlichen griechischen Gewässer peitschen, völlig anwendbar.

und Luft, alles entschwand unsern Blicken. Das Herz pochte mir entsetzlich, und es war mir, als wollte die Lunge springen, mit der größten Schwierigkeit holte ich Athem. Um nicht zu ersticken, wie es Vielen bei dieser Erscheinung schon ergangen ist, hüllten wir die Gesichter in unsere Mäntel und drückten sie fest an die Erde. Keiner wagte es den Mund zu öffnen; so zog die erste Wuth des Sturmes über unsern Köpfen dahin; unter den heftigsten Regengüssen eilte ich nach meinem Boote zurück, ich fand den Reis und die ganze Mannschaft aus allen Kräften arbeitend, daß das Boot nicht in die Mitte des Flusses gerissen werde; der Nil glich einem sturmbewegten Meere, schwarz von Schlamm, seine Ufer hinwegreißend; unser Boot ward wie eine Nußschaale hin und hergeschleudert, fünf Taue, an denen die Mannschaft aus allen Kräften hielt, reichten kaum aus; denn obgleich der Regen die Sandwolken jetzt niedergeschlagen hatte, so gewann der Wind doch noch immer an Heftigkeit. Erst spät im Nachmittag beglänzte die Sonne wieder den noch sehr aufgeregten Strom. Der Sturm hatte unter meinen Sachen große Verheerungen angerichtet, worunter nicht die kleinste war, daß er mir das Kaffeegeschirr zerbrochen, denn woher in dieser Gegend anderes herbeischaffen? — Ich ging am Abend wieder an's Land. Der größte Theil der westlichen Ebene war in Baumwollenpflanzungen angelegt, die, theils mit der gelben Blüthe, theils mit der aufbrechenden schneeweißen Frucht bedeckt, einen wunderschönen Anblick gewährten. Die Baumwollenblume ist glockenförmig, der Tulpe nicht unähnlich, aber kleiner; wenige Sträucher dürften sie an Schönheit übertreffen.

Spät in der Nacht, während ich Obiges schrieb, hörte ich einen Satz auf mein Verdeck, wie von einem wilden Thiere das vom Ufer aus darauf gesprungen wäre. Ich ergriff mein Pistol und eine Lampe, um es zu schießen, allein da der Wind

letztere ausblies, so verfehlte ich das Thier, und konnte nicht einmal ermitteln, ob es ein Wolf, Hyäne oder wilder Hund war. Der Hadschi, der Reis, die Wache und alle Uebrigen lagen schlafend umher, mich sollte es daher nicht wundern, wenn ich des Morgens einmal einen von ihnen erwürgt fände.

Am Morgen des 15. December hielten wir uns in den ersten Stunden an das afrikanische Ufer, wo die Ebene mit reifen Dhurra-Feldern, und an einigen Stellen mit dem üppigsten grünen Rasen bis an den Flußrand bedeckt war. Ueberall in diesem Lande bieten sich dem Reisenden Beweise von der Tiefe des angeschwemmten Bodens dar, die an manchen Stellen nicht weniger als 25 bis 30 Fuß betragen kann, und durchgängig schwarz und weich wie Butter ist.

Etwas unterhalb Atfih's sahen wir die Mannschaften dreier Fischerboote, welche mehrere Tage ohne Erfolg gefischt hatten, und nun eben mit den Bauern sich herumzankten, weil sie deren Felder berauben wollten, wahrscheinlich um sich schadlos zu halten. Uebrigens sind die Fische des Nils geschmacklos und ungesund, wie die aller Flüsse, die vielen Schlamm führen.

Von dem Orte Dulab el Halfah des Obersten Leake, welchen wir noch heute hätten passiren müssen, hatten die Fellahs nie etwas gehört, und Neslet Abdallah, welches er auf die arabische Küste verlegt, liegt, nach den Fellahs, auf der entgegengesetzten.

Sohl, wohin wir jetzt kamen, ist eins der hübschesten Dörfer Aegyptens, und seine Umgebung zeugt von Reichthum und fleißigem Anbau; ausgedehnte Waizen- und Tabacksfelder, mit schönen Datteln- und Mimosa-Gehölzen untermischt, erheben sich aus einem herrlichen grünen Thale. Der Weg, der durch diese Gehölze nach dem Dorfe führt, würde selbst in Europa als ein schöner Spaziergang gelten. Die Häuser sind hübsch gebaut, aus

ungebrannten Backsteinen, die Straßen reinlich, und das Aussehen des Volkes zeugt von Comfort und Behaglichkeit, was man in Aegypten wahrlich nicht alle Tage zu sehen bekommt. Wir begaben uns sogleich in das Haus der Kiascheff, denn Reisende, die Lebensmittel bedürfen, thun am Besten sich gleich an den Dorfobern zu wenden. Wir fanden ihn vor seiner Thüre im Schatten auf einer Matte sitzend, neben ihm einen zierlich bewaffneten Beduinen, und mehrere ehrwürdig aussehende Araber standen um beide herum. Er empfing uns höflich, lud uns ein, uns neben ihn auf die Matte zu setzen und befahl einem seiner Diener ein Schaaf zu schlachten, da wir doch wohl bei ihm zu Mittag essen würden. Da wir diese Ehre ablehnen mußten, so wurden Pfeifen und Kaffee herumgereicht, und der alte Mann gab uns eine Statistik seines Dorfes; die Bevölkerung bestand aus 1200 Seelen, wovon nur ein Drittel männlichen Geschlechtes, da der Pascha die meisten jungen Männer für die Armee ausgehoben hatte. In einer Stadt auf der andern Seite des Nils, gab es sogar nur noch einen Mann auf zwölf Frauen, so daß voriges Jahr der Anbau des Zuckerrohrs aus Mangel an Händen gänzlich unterbleiben mußte.

Der oben erwähnte Elegant von Beduine lag mir an, ich möchte ihm erlauben, mich nach Nubien zu begleiten. Er hielt sich nämlich fest überzeugt, daß ich und alle Europäer, welche diese Regionen bereisen, es nur thäten, um Gold zwischen den Gräbern und den unterirdischen Gewölben zu suchen. Meine abschlägige Antwort hielt er für Geiz.

Erst dicht bei diesem Dorfe konnten wir die falsche Pyramide genau sehen. Es scheint, daß man Anfangs eine großartige Struktur beabsichtigte, sie nachher aufgab, und später eine kleinere Pyramide wie auf ein Piedestal darauf setzte.

Bei einer kleinen Jagd-Excursion in einem benachbarten Weiler begegnete meinem Reisegefährten, Herrn Monro, ein Trupp Beduinen, gerade als er eine Taube geschossen hatte. Ein Beduine näherte sich ihm und fragte, ob es ein Weibchen wäre? und als sich zeigte, daß dieß der Fall war, bat er sich einige Tropfen von dem Blute aus, womit er einige Aussatzbeulen an der Brust einrieb. Das Volk hält dieß für ein Heilmittel. Auch das Tättowiren gilt ihnen als ein solches gegen diese Krankheit.

Das Aussehen der arabischen Berge ist hier sehr merkwürdig; es sind theils voneinander getrennte Hügel, die halbvollendeten Pyramiden gleichen, theils unregelmäßige Bergreihen von verschiedener Höhe.

Am 16. December verließen wir unsern Ruhepunkt, Wasta, noch vor Sonnenaufgang. Südlich von diesem Dorfe, auf der afrikanischen Seite, bietet das Land einen Anblick von ausgezeichneter Fruchtbarkeit dar, überall Waizen-, Dhurra-, Indigo-, Taback- und Zuckerrohrfelder.

Im kleinen Dorfe Beni Eddeir sahen wir zwei Fakiren, wovon der eine, dem wir ein kleines Almosen reichten, uns zum Dorfe hinausfolgte und uns mit Segnungen überhäufte; der andere lag auf einem großen Aschenhaufen, wie ein indischer Yoghi, von Fliegenschwärmen bedeckt. Kinder giebt es in diesen Dörfern nur wenige. Unter den Türken mag das kretensische Hemmungsmittel die Ursache der geringen Bevölkerung sein, hier aber ist es das Elend; denn wenn viele Kinder geboren werden, so sterben die schwächlichen aus bloßer Vernachlässigung.

Zwischen Maimum und Zeitun erblickten wir in der Ferne die lybische Bergkette. In diesem Theile des Nil-Laufes ist die Schifffahrt wegen der Avalanchen, heftigen Strömung, zahlreichen sandigen Eilande und Untiefen und der plötzlichen Windstöße äußerst gefährlich.

Fast alle meine Araber haben Wunden an den Armen oder Füßen, die ich ihnen täglich verbinde, weßhalb sie mir den Titel eines Hakim Baschi oder Obersten der Arzneikundigen gegeben haben. Ganz entgegengesetzt den gewöhnlichen Ansichten der Europäer in Aegypten, welche im Lande wohnen ohne je in Berührung mit den Eingebornen zu kommen, fand ich, daß dieses arme Volk für die geringste Wohlthat, die ihm erwiesen wird, innig dankbar ist. Was die Arbeiter in den Böten insbesondere betrifft, so sind es höchst dienstgefällige, sich gut aufführende Leute, die eine viel bessere Behandlung verdienen, als ihnen gewöhnlich zu Theil wird.

Die Frauen, freilich aber nicht die in den Städten, sind scheu und züchtig. Diesen Morgen reichte ich einem jungen Mädchen, welche in echt orientalischem Styl Wasser aus dem Flusse geschöpft, und mit ihrem Wasserkruge ein sehr steiles Ufer hinanzusteigen hatte, die Hand, um ihr heraufzuhelfen, doch sie lehnte es mit einem gutmüthigen „Neiu, mein Herr!“ ab.

Wenn heutzutage todten Katzen in Aegypten noch dieselben Leichenfeierlichkeiten zu Theil würden, wie im Alterthum, so würde der Aufwand nicht bedeutend sein, denn nirgends habe ich so wenig Katzen gesehen als hier; seit meiner Abreise von Alexandrien gewiß kein Dutzend. Das Clima ist der Vermehrung dieses Thieres vielleicht ungünstig.

Den 17. December. Bei Zeitun springen die arabischen Berge fast bis an den Fluß vor, und das Ganze bietet das Aussehen einer von der See verlassenen Küste dar. Auch ist die Wüste von beiden Seiten mit zahllosen Muscheln, großentheils fossilen bedeckt, was die Hypothese des Herodot, daß das Nil-Thal einst ein Arm der See gewesen, zu bestätigen scheint. Auch am Nil selbst ist hier eine bedeutende Abnahme unverkennbar, er scheint vom Sand der Wüste wie verschlungen, und

viele große Sandbänke und niedrige Eilande zersplittern seine Großartigkeit. Er ist übrigens auch hier mit zahlreichen Flügen von Pelikanen bedeckt. Die Behauptung einiger Schriftsteller, daß diese Vögel, gleich der wilden Ente, während des Fluges einen Keil bilden, hat sich uns nirgends bestätigt.

Bald nachdem man bei Busch vorbeigekommen ist, theilt eine große Sandinsel den Strom in zwei sehr ungleiche Hälften, von denen nur die östliche schiffbar ist. An der nördlichen Spitze ist die Insel sehr niedrig, erhebt sich aber allmählig und läuft im Südosten in hohe perpendikuläre Abhänge aus, gegen welche der Strom sehr heftig anprallt. Hohes dichtes Schilf bedeckt die ganze Insel, die bei warmem Wetter ein wahres Schlangennest sein muß. Wegen des Sandes auf dieser Insel ist ein Aufenthalt hier besonders während des Windes für die Augen höchst gefährlich.

Beim Dorfe Schendavieh fanden wir drei Fellahs und einen Knaben an einem Grabe für einen Ermordeten arbeitend, dessen Leiche frei auf dem Felde lag; ein Greis saß daneben und schaute schweigend den Arbeitern zu, eben so der Knabe. Der Mord war offenbar mit der gewöhnlichen Waffe der Fellahs, einem rohen Speer, vollbracht.

Nesle gegenüber sahen wir mehrere Schiffszimmerleute mit dem Bau eines sehr hübschen Bootes beschäftigt. Gleich den Parsi in Bombai scheinen die Araber eine Art von instinktmäßiger Anlage zum Schiffbau zu haben: nirgends kann man schönere, ihrem Zwecke entsprechendere Wasserfahrzeuge finden, als die Nil-Kandscha's.

Der Fluß wird hier sehr breit, und gewinnt bei Benisuef, wo wir Abends ankamen, das Ansehen eines großen Sees. Vor den Barakken, einem großen ansehnlichen Gebäude, befindet sich ein auf drei Seiten mit hohen Bäumen eingefaßter Platz.

Die eine Reihe Bäume, lauter Mimosas, läuft parallel mit dem Nil; ein schöner Spaziergang und zugleich der Landungsplatz für Fremde. Die türkischen und albanesischen Soldaten die hier lustwandelten, waren heitere und höfliche Menschen, sehr verschieden von denen, die man noch vor wenigen Jahren hier antraf, wo jeder Reisende, der sich in diese ungastfreundliche Regionen wagte, sein Leben so zu sagen in der Hand trug.

8.

Benisuef — der Bazar — Contrast der Costüme — Zuckerplantagen — Turteltauben — Regen — Gebirgsgegend — Gefühl der Gesundheit — Wechsel der Atmosphäre — Lufting auf dem Flusse — Regenbogen — anmuthige Landschaft — Strohboote — Gesichtsfarbe der Eingebornen — prachtvoller Sonnenuntergang — Gebrauch der Tortur — Anzündung der Ebene — Ueberreste eines Beduinenlagers — Lage von Cynopolis — Ruinen — Felsenkammern — Salz — Monolithen-Tempel — Kolokossanee — Tänzerinnen — der Vogelberg — Aushöhlungen — Lage von Achoris.

Früh am Morgen des 18. December stiegen wir mit unsern Arabern an's Land, um die Stadt zu sehen. Benisuef ist ein Ort von einiger Wichtigkeit, hat mehrere Moscheen und Caravanserais und große Privatgebäude; dann einen geräumigen, wohlversehenen Bazar, der gewöhnlich einmal wöchentlich von allen Bauern der Umgegend besucht wird. Wir fanden ihn eben voll von Menschen — ein interessanter doch nicht heiterer Anblick, denn mit wenigen Ausnahmen hatten Käufer wie Verkäufer ein armseliges Aussehen. Unter den Ausnahmen verstehe ich vorzüglich die Officiere eines hier einquartirten Cavallerie-Regiments, deren prunkende, von Gold glänzende Uniformen einen unangenehmen Contrast bildeten gegen das zerlumpte Aussehen der halb vor Hunger sterbenden Fellahs. Nimmt man die Lebensbedürfnisse

aus, so sind die übrigen zum Verkauf ausgestellten Waaren in einem ägyptischen Bazar von der Art, daß sie auf einem Markt in einer englischen Provinz nur Verachtung erregen würden. So bestand in einem Laden dieser Art der ganze Vorrath von englischen Irdenwaaren in einem kleinen weißen Waschbecken, einem Suppen- und einigen Dessert-Tellern der gemeinsten Gattung, und ich kaufte die meisten davon für vier Piaster. Weiterhin steht ein Mann der Pfeifenköpfe verkauft und dessen ganzes Lager für fünf Schillings zu erstehen ist, und doch ernährt ihn dieser Handel! Wieder ein Anderer hat einige Zwiebeln, und ein Vierter nicht viel mehr Datteln. Ein Mann, welcher kleine heiße Kuchen, die er während des Verkaufes backt, das Stück zu 10 Paras feilbietet, schien die besten Geschäfte zu machen. Das Brot wird in demselben Verhältniß wohlfeiler als man den Nil hinaufkommt; so kauften wir zu Benisuef für einen Piaster 16 kleine sehr schmackhafte Brotkuchen; 32 Eier für denselben Preis, 10 Citronen für eben so viele Paras, 1 Pfund Hammelfleisch für 25 Paras; Butter und Milch, aber beide von vortrefflicher Qualität, waren etwas theurer. Von diesem Theil des Marktes begaben wir uns nach einem andern, welcher zwischen Schutthaufen im Norden der Stadt gehalten wird. Hier war die Scene lebendiger: auf der einen Seite, längs einer alten Mauer, waren Irdenwaaren aller Art ausgestellt, die arabischen Verkäuferinnen kauerten hinter ihrem Kram, lachend und schäkernd mit einander. Nicht weit von diesen befand sich eine Gruppe ambulanter Leinwandhändlerinnen, jede mit einem Stück grober Leinwand auf dem Schooße; noch weiterhin ein Mann mit Matten, ein anderer mit bedrucktem Kattun, ein dritter mit gelben Rüben und anderm Gemüse. Mitten unter diesen armen Leuten, gleichsam um die Armseligkeit ihres Anzugs zu beschämen, tummelte eine Anzahl Cavallerie-Officiere in reicher Uni-

form ihre prächtigen Pferde. Ihr Anführer, in verhältnißmäßig glänzenderem Anzuge, schien, seinem nußbraunen Schnurbarte nach zu urtheilen, ein deutscher Renegat zu sein, wiewohl ich erst einen Tag vorher einen Araber mit rothem Barte gesehen hatte, wie man denn selbst Mumien mit rothem Haar gefunden hat. Ein großes Gebäude mit zahlreichen Glasfenstern und grünen Jalousien, am nördlichen Ende der Stadt, einst eine der Baumwollen-Manufakturen des Pascha's, ist jetzt in ein Hospital umgewandelt. Eine der Hauptmoscheen ist vom Nil schon ganz unterminirt, der, wenn er nicht künstlich abgedammt wird, bald die ganze Stadt wegspülen wird.

Etwas nördlich von Benisuef beginnen die großen Zuckerplantagen Aegyptens, welche nebst dem Dhurra-Korne die ganze Industrie der Einwohner dieser Gegend auszumachen scheinen, da ich wenig Tabacks- Baumwollen- oder Indigo-Pflanzungen oder auch Waizenfelder wahrnahm. Das Dhurra aber erreicht hier die Höhe von 12 Fuß, wie zu Radschputana. Bald nach Sonnenaufgang, am 19ten, kamen wir bei den vereinigten Dörfern Baranga und Beni Maadi an, deren Lage an einem erhabenen Bogen den der Fluß hier in seinem Laufe beschreibt, einer großen Stadt würdig wäre, und in vieler Hinsicht jener von Benares gleicht. Von der arabischen Seite springt ein niedriges sandiges Cap bis an den Rand des Nil, es endigt am Fuße des hohen Felswalles, der nach Osten zu das heilige Thal begrenzt. Die ebengenannten Dörfer stehen auf dem afrikanischen Ufer, welches mit dem Flusse einen Halbmond um das Cap herum bildet. Zum Erstenmale, seit wir in Aegypten waren, sahen wir hier Truthähne auf dem Hühnerhof.

Unterhalb Bibbé's und der Insel, welche dort den Fluß theilt, benetzt der Strom unmittelbar den Fuß des arabischen Gebirges, dessen kahle, rauhe Stirn durch keinen einzigen grünen

Halm geschmückt ist, und dessen verschiedene Erdschichten hier zu Tage ausgehen, was einen ausserordentlich öden und wilden Anblick darbietet. Hiervon nehme ich jedoch die Gipfel aus, welche von Baranga aus gesehen, in schöner himmelblauen Farbe prangten, wie manche Alpenspitzen. Auf der eben genannten Insel bei Bibbé steht ein kleines Dorf, das erste auf dem Nil, das ich gesehen habe.

Seit ich mich auf dieser Flußreise befinde hat meine Gesundheit von Tag zu Tage zugenommen, so daß mir das bloße Athmen eine wahre Wollust ist. Wer diese Empfindung auf der Reise in Hochländern an sich verspürt, ist geneigt, sie der Reinheit der Luft zuzuschreiben; in dem niedrigen feuchten Nilthale muß es eine andere Ursache gehabt haben, nämlich die leichtverdauliche Nahrung, das vortreffliche Wasser, die beständige Bewegung und die angenehme Beschäftigung der Einbildungskraft durch immer neue Gegenstände. Dem Wetter kann die Erscheinung keinesweges zugeschrieben werden, denn dies ist häufigen und heftigen Wechseln unterworfen; so war es z. B. heute früh mild und warm wie im Frühling; Nachmittags wehete ein scharfer, kalter Wind über den Fluß, daß die Fingerspitzen schmerzten wie am frostigsten Wintertage. So lange die Sonne schien, war es Sommer; kaum trat sie aber hinter Wolken, so machte sich der Winter geltend. Bis jetzt hatten wir noch alle Tage Regen; ein Beweis, wie unrichtig die Meinung ist, daß es in diesem Theile Aegyptens nie regne. Während der ersten Woche unserer Fahrt auf dem Nil hat es wenigstens zehnmal geregnet, und zwar nicht einige Tropfen, als wäre es etwas ungewöhnliches, sondern in langen, schweren und durchnässenden Güssen, welche gewiß höchst wohlthätig für das Wachsthum waren. Eine andere unrichtige Meinung, die schon im Herodot vorkommt, ist die, daß vom Nil nicht wie von andern Strömen

ein kalter Luftzug sich erhebe; ich habe vielmehr gefunden, daß dies überall am Nil und selbst dann der Fall ist, wenn seine Oberfläche noch so ruhig ist; dieser Luftzug hatte stets dieselbe Richtung wie der Lauf des Wassers unter ihm. Heut Abend bemerkte ich zwei Regenbogen, einen nach dem andern. Bald darauf fiel ein starker Regen. Wie malerisch war der Anblick während dieser Naturerscheinungen! ein prachtvolles goldenes, schwarzgesprenkeltes Himmelszelt, mit einem Regenbogen von unbeschreiblichem Farbenglanze, sich wölbend über Felder vom üppigsten Grün, über Heerden von Cameelen, Büffeln und Schaafen, über Felsen, Wälder und gelbe Sandwüste, endlich über einen Strom von ungeheurer Breite, der, ein der Sonne würdiger Spiegel, ihren Glanz zurückgab. Diese erhabenen Eindrücke wurden durch die Einbildungskraft noch erhöht: das Land das wir vor uns sahen, war Aegypten, der Fluß der Nil, die Berge, welche im Abschiedsstrahl der Sonne glänzten, die arabischen und die grenzenlose Sandstrecke hinter welcher sie unterging, die lybische Wüste. Was ist's, das dieses berühmte Thal, wir mögen es mit eigenen Augen oder durch die Anderer betrachten, uns so höchst interessant macht? Nicht die Fruchtbarkeit Aegyptens, noch seine Handelswichtigkeit, noch seine Ruinen, wie gewaltig sie auch sind, erzeugen den Zauber, der unsere Einbildungskraft fesselt. Es ist vielmehr die Anschauung des Contrastes zwischen Fruchtbarkeit und Oede, zwischen Zerstörung und Erzeugung, zwischen Leben und Tod, kurz zwischen dem Osiris und Typhon der Mythologie, welche hier neben einander wirken. Auf der einen Seite verbreitet der Nil, dem Himmel nachahmend, Leben und Ueberfluß; auf der andern ist die Wüste, mit ihren Wirbelwinden, ihren giftigen Windstößen, ihren beweglichen Sandbergen stets bereit, sich über die fruchtbare Ebene zu stürzen und in einem Augenblick das Werk von Jahrhunderten zu zerstören.

Auf diesem Theile des Nil begegneten uns mehrere mit Stroh beladene, aus Ober-Aegypten kommende Boote. Das Stroh lag in viereckigen Haufen 16 bis 20 Fuß hoch aufgethürmt, so glatt, daß dem Winde nirgends ein Anhaltpunkt geboten, und so gut balancirt, daß das Gleichgewicht des Bootes nicht im Geringsten gefährdet war.

Auf den Feldern bemerkte ich die Art und Weise wie die jungen Cameele entwöhnt werden. Der Euter der Alten ist mit einem dichten Geflechte umzogen, welches auf den Rücken festgebunden ist, so daß das Junge sich vergeblich abmüht seine gewöhnliche Nahrung zu finden.

Am Morgen des 20. December lag über dem Nil ein dichter weißer Nebel, der alles wie Regen durchnäßt, und alle Gegenstände dem Auge entzieht; als er sich verzogen hatte und die Sonne am Himmel glänzte, schien die ganze Ebene wie mit Perlen überstet.

Die westlichen Berge treten hier so weit vom Strom zurück, daß sie kaum sichtbar sind, während auf der östlichen Seite die Felsen bis an den Wasserrand vorspringen. Bei Feschn (dem alten Fenchi) ist ihre Bildung höchst auffallend, oben ein ebener Gipfel, von diesem abwärts lange, wellenförmige Sandhügel, welche auf einer Basis von Kalkstein ruhen.

Früh am Morgen des 21sten verließen wir Sheik Embarak und liefen in den westlichen Canal des Flusses ein, worauf wir bei einem Dorfe vorbeikamen, wo eine Menge Boote am Ufer hielten, theils auf Ladung wartend, theils vom widrigen Winde aufgehalten. Die Mosquitos hören hier ganz auf. In den Feldern sahen wir Heuschrecken von der Größe eines kleinen Vogels. Früher fand ich am Ufer einen todten Käfer von 2 Zoll Länge und 1 Zoll Breite.

Die Physiognomie der Eingebornen verändert sich sichtlich. Je weiter wir Flußaufwärts steigen; je schwärzlicher werden sie. Doch zeigen sich sonderbare Anomalien, welche vielleicht der durch Handelsverkehr und Eroberung bewirkten vielfältigen Vermischung der Racen zuzuschreiben sind. In einem und demselben Dorfe stößt man auf Personen, besonders Kinder, die fast so weiß sind wie Europäer, und im nächsten Hause auf beinahe ganz schwarze. In vielen Gesichtern ist die Mischung der arabischen mit den Neger-Physiognomien unverkennbar und sie tritt ebenfalls mehr hervor, je mehr man Flußaufwärts kommt. Herodot sagt, die alten Aegypter waren schwarz aber schön, was auch bis zu einem gewissen Grade noch heute wahr ist, aber nur von der rein Nubischen Race, die einen gerechteren Anspruch auf die Abkunft von den alten Tempelerbauern hat, als die elenden Kopten, Mischlinge sowohl in Hinsicht auf Blut als auf Sprache. Wahrscheinlich würde man auch durch das Studium der Nubischen Dialekte mehr Aufschlüsse über ägyptische Alterthümer erlangen, als das Koptische jemals gewähren dürfte.

Weder die tiefe Olivenfarbe des Hindu noch das röthlichere Braun des Arabers beleidigt beim ersten Anblicke das Auge; doch wenn die Illusion der Neuheit vorüber ist, so machen beide einen unangenehmen Eindruck auf den unbefangenen Beschauer. Noch habe ich keines von jenen schönen Abyssinischen Mädchen gesehen, von welchen die Reisenden solche reizende Schilderungen liefern; auch unter den Beduinenweibern, die mehr Reize als die Abyssinierinnen besitzen, ist mir keine vorgekommen, welche das Prädikat: „Schön", verdiente. Leugnen läßt sich indeß nicht, daß viele von ihnen hübsche Gesichter und die meisten große dunkle Augen haben.

Die neueren Aegypter sind keineswegs, wie ihre Vorfahren nach Herodot's Bericht gewesen, starke Fischesser; auch liefert ihr

Fluß, wie schon oben bemerkt, außer dem Aal, keine wohlschmeckenden Fische. Die meisten Fische werden in den kleinen Seen, Teichen und Canälen gefangen, welche die Ueberschwemmung des Nil bildet, so daß es scheint, daß die Fische in denselben ihre Eier legen, welche im Sand zurückbleiben, und zur gehörigen Zeit von dem befruchtenden Wasser belebt werden. Dieselbe Erscheinung wird auch in Ostindien bemerkt.

Die Sonne ging mit unbeschreiblichem Glanze unter, um sie her war der Himmel wie polirtes Gold, dieses ging in Saffran über, dieses in Violet, dieses in Dunkelblau und dieses endlich in das schöne Himmelblau, das den orientalischen Nächten eigenthümlich ist. Alle diese Farbenübergänge spiegelten sich auf der Oberfläche des Flusses wieder, der in solchen Augenblicken mehr als je die Benennung verdient, den ihm die Alten beilegten: „Mimiker des Himmels" *).

Wir legten für die Nacht an einem wilden, wenig besuchten Ufer an, welches wegen Unsicherheit durch Räuber berüchtigt war; auch schienen die Leute der andern Boote, die wir hier vorfanden, erfreut über den Zuwachs an Stärke den wir brachten. Als Ibrahim Pascha auf seiner Rückkehr von Sennaar hier vorbeikam, befahl er dem Kiascheff eines der Raubnester, die Räuber welche die Schiffahrt beunruhigten, zu verhaften und ihm vorzuführen. Der Kiascheff schützte Anfangs seine Unfähigkeit vor, allein Drohungen oder Schläge bewogen ihn, einen armen Teufel, der im Verdacht stand, einer der Räuber zu sein, dem Ibrahim vorzuführen. Er erhielt 500 Hiebe mit dem Kurbasch, um seine Mitschuldigen anzugeben, und als diese die gewünschte Wirkung nicht hervorbrachten, wurde ihm mit glühenden Eisenstangen gedroht. Diesem kräftigen Argument widerstand

*) ἀντίμιμον οὐρανοῦ.

ſtand er nicht, und er gab nun zweihundert ſeiner Nachbarn an, von denen hundert und funfzig wirklich hingerichtet wurden. Leider aber gewährt dieſe ſummariſche Verfahrungsweiſe keine Sicherheit, daß nicht Unſchuldige ſtatt der Schuldigen litten.

Einige Dörfer in dieſer Umgegend ſind von bedeutendem Umfange, und haben wohlverſehene, ſtarkbeſuchte Märkte, wie z. B. Benimazar, wo ſogar Kartätſchen für Geld zu haben waren. Alle liegen auf dem weſtlichen Ufer; auf dem entgegengeſetzten rückt die Wüſte faſt bis an den Strom heran, und läßt nur an einigen Stellen Raum für eine Reihe Dattelbäume oder einen ſchmalen Streifen Schilf und Gras, das den Cameelen, Büffeln und Kühen eine magere Nahrung gewährt. Wenn dieſes Gras zu rauh zur Fütterung wird, oder der Boden zu etwas Anderem benutzt werden ſoll, ſo wird es angezündet. Die ſich weit und breit ausdehnenden Flammen wüthen dann mit unglaublicher Heftigkeit, ſchlängeln ſich bald mit fürchterlicher Schnelligkeit den Boden entlang, unter dem brennenden Schilf ein Geknitter gleich einem Pelotonfeuer verurſachend, bald heben ſie ſich hoch in die Lüfte, und bieten dem Reiſenden einen furchtbar großartigen Anblick dar.

In dieſem Theil des Landes gehen alle Bauern bewaffnet, einige mit Gewehr und Piſtolen, andere mit einem kurzen Speere.

Am Morgen des 23. December fuhren wir nach der andern Seite des Fluſſes hinüber und verließen die Boote bei Nesle Sheikh Haſſan. Hier trat die Wüſte faſt bis an den Rand des Fluſſes, welcher von ungeheuren Schichten ſtark mit Muſcheln vermiſchten Felſens eingeſäumt iſt, der viel Aehnlichkeit mit dem hat, welchen Xenophon in Meſopotamien fand. In dieſen Felſen, dicht am Fluſſe, waren große Ciſternen eingegraben, welche wohl von den Bewohnern der alten Cynopolis als

Filtrirbassins benutzt worden waren *) Während wir damit beschäftigt waren, die Ruinen der „Hundestadt" aufzusuchen, zog ein ungeheurer Steinblock, der isolirt auf der Ebene stand, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir schritten darauf zu, und fanden unterwegs andere Steinkolosse, denen die Gestalt von Tempeln, Capellen ꝛc. gegeben war. Einige waren noch trefflich erhalten. Es war uns schon vorher die Menge kleiner Grübchen in der Erde in diesem Theil der Ebene aufgefallen, und wir hatten vermuthet, es seien die Fährten von Schakals, doch dem war nicht so. Wir begegneten nämlich, nachdem wir die Steintempel hinter uns hatten, einer Frau, die mit einem einfachen Werkzeuge nach Salz grub, welches sich hier in kaum drei Zoll Tiefe von der Oberfläche in vortrefflicher Qualität vorfindet. Ich bin überzeugt, wenn diese Salzläger gehörig bearbeitet würden, so könnten sie ganz Aegypten reichlich mit Salz versehen. Der obenerwähnte große Steinblock zeigte sich in der Nähe als aus drei Stücken bestehend, wovon das größte der bedeutendste Monolith ist, den ich je gesehen. Er steht auf einem Hügel und scheint früher von einer Mauer umgeben gewesen zu sein, wie denn auch die an der nördlichen Seite des Blocks angefangenen Sculpturen darauf hindeuten, daß die Aegypter einst die Absicht hatten, einen monolithischen Tempel daraus zu machen. Wir hatten auch Gründe zu glauben, daß der Stein bereits inwendig ausgehöhlt war, doch seine Höhe (etwa 60 Fuß) verhinderte uns, dies näher zu untersuchen. Zwischen diesem Felsen und dem Flusse giebt es eine Menge bedeutender Erhöhungen, aus Backsteinen und Schutt

*) D. h., Bassins für den Niederschlag des Nilwassers. In Aegypten benutzt man übrigens das Wasser, welches in dem Filtrirgefäße zurückbleibt; in Syrien das, welches durch dasselbe hindurchgelassen ist.

bestehend, in welchen kürzlich Ausgrabungen vorgenommen wurden. Sie bezeichnen höchst wahrscheinlich den Punkt, wo einst die Stadt des Anubis lag.

Wir kreuzten den Fluß und besuchten auf dem westlichen Ufer das große Dorf Kolokosaneh, das zahlreiche Kaffeehäuser und Tänzerinnen der ausgelassensten Gattung hat. Der Weg von dort nach Semelud ist ein mit Waizen, Zuckerrohr und Dhurra reich cultivirtes Land. Semelud, ein großer und stark bevölkerter Ort, mit einer Moschee, die sich durch ein herrliches Minaret auszeichnet, liegt mitten in einem Palmenwald. Es war gerade Erndtezeit und die Bauern droschen mit langen Stöcken das Dhurrakorn auf den Feldern; sie schienen wohlgenährt und sich glücklich zu fühlen, eine große Seltenheit in Aegypten.

24. December. Die ungeheuern perpendikulären Klippen der Vogelberge engen den Strom nach Osten zu eine lange Strecke ein. Etwas nördlich vom Dorfe Gebl et Teir, biegt sich das Gebirge einwärts in einen Halbkreis. Zwischen den Hörnern des dadurch gebildeten Halbmondes sahen wir die Ruinen einer Mauer, welche einst beide verbunden zu haben scheint. Die Menge der Vögel (Cormorants und wilde Enten) ist wunderbar. Jeden Morgen kommen sie aus der Wüste, und obgleich sie in großer Höhe fliegen, so hört sich ihr Flug doch an wie das Rauschen eines Sturmes. Sie lassen sich dann auf den Spitzen der Klippen nieder, und schießen von Zeit in den Strom hinab nach Fischen, die hier ohne Zweifel sehr zahlreich sind. Der Berg ist hier an verschiedenen Punkten gespalten, und rauhe Pässe öffnen den Weg nach der arabischen Wüste. Die Hitze in diesem Thale, wiewohl sehr groß — bedeutender als in Italien während des Juli — ist keinesweges unangenehm.

Das Dorf Gebl et Teir liegt in einem engen Thale zwischen rauhen steilen Klippen, und ist einer der wildestausſehenden Orte, die mir vorgekommen sind. Wir gingen von da nach Teheneh, wo einst Achoris (Nekropolis) gestanden haben soll. Hier sahen wir einen sarazenischen Thorweg, verschiedene römische Ruinen, Bruchstücke einer viereckigen Säule mit ägyptischen Capitälern, Opfertröge, eine halb in Schutt vergrabene Statue der Isis, und zahllose Katakomben, Inschriften ꝛc.

9.

Nekropolis — Milde des ägyptischen Winters — Minieh — Wohlfeilheit der Lebensmittel — Wohnungen der Pilger — Grabmäler zu Beni-hassan — ägyptische Trias — Zucker-Raffinerie — Inseln auf dem Nil — Fleisch des Crocodills — Manfalut — arabische Mährchenerzähler.

Der Berg ist von allen Seiten hoch über der Ebene von Grabgewölben durchbrochen, und nur mit großer Vorsicht ist ihm nahe zu kommen. In denselben fanden wir große viereckige Säulen und Nischen, offenbar zur Aufnahme von Bildsäulen bestimmt; ferner viereckige Brunnen oder Mumien-Gruben, von nicht weniger als 50 Fuß Tiefe, jetzt aber halb verschüttet. Von der nördlichen Seite des Berges hat man einen Anblick über die Lage der alten Stadt am Eingange ins Thal, welches in einen Bergpaß mündet. Der ganze Raum ist gegenwärtig von röthlich aussehenden Schutthaufen bedeckt. Unser Wegweiser führte uns nach einer in den senkrechten Absturz des Berges gehauenen Capelle, 200 Fuß hoch über der Ebene, die selbst die Beachtung derjenigen verdient, welche die großen Hypogea Ober-Aegyptens und Nubiens gesehen haben. Die Treppe, welche einst zur Capelle hinaufführte, ist jetzt zerstört, und der Zugang daher mit großer Gefahr verbunden. Gleich beim Eintritt

zieht der zierliche Thorweg die Aufmerksamkeit auf sich; rechts befindet sich das Symbol des Knuphis, eine große Cobra di capello zierlich um den Stab des Osiris gewunden, und den Kopf nach Norden kehrend, auf beiden Seiten der göttlichen Schlange stehen Lotusstengel mit halb geschlossenen Blumen; auf der entgegengesetzten Seite sieht man eine männliche Figur fast im griechischen Costüm, wahrscheinlich einen der Gouverneurs unter den Ptolmäern vorstellend, jedenfalls aber ist es die Bildsäule eines Mannes, dessen Ueberreste hier ruhen und dessen Apotheose hier dargestellt wird; denn in allen den mystischen Darstellungen an den äußern Wänden kehrt immer dieselbe Gestalt wieder. Unter den verschiedenen Gruppen zog mich die eine besonders an, einen Mann darstellend, mit drei Lotusblumen auf dem Haupte und von einem Hunde begleitet, der fragend zu ihm hinaufblickt. Das Innere, welches sehr gut erhalten, ist ein wahres ägyptisches Pantheon in Miniatur, alle Götter sind an den Wänden dargestellt. Auf den Gipfel dieses Felsens, von wo aus man bis in eine große Entfernung das Land überschauen kann, ist ein Wasserbehälter von 22 Fuß Länge und 16 Fuß Breite eingehauen, jetzt größtentheils mit Schutt angefüllt, wahrscheinlich aber ging dies Reservoir bis auf das Niveau des Flusses. Auf dieser uneinnehmbaren Höhe hat früher eine Burg gestanden.

Von Nekropolis wanderten wir nach Minieh. An dem Fuße der Berge, die wir passirten, bemerkten wir eine große Menge von Höhlen, welche nach wilden Thieren rochen und stark mit Knochen bestreut waren. Der Nil vor Minieh wird von einigen Reisenden als breit, von andern als schmal bezeichnet; es kommt dieses daher, daß der Strom hier durch eine niedrig liegende Insel getheilt wird, und wenn diese mit Wasser bedeckt ist, so hat er allerdings eine große Breite; die Insel tritt

hervor, wenn der Nil unter einem gewissen Niveau steht, und dann ist er vor Minieh nicht sonderlich breit.

Der Bazar von Minieh ist geräumig und außerordentlich reinlich gehalten. Wir kauften auf demselben vierzig Brotkuchen für einen Piaster und vierthalb Flaschen Milch für etwas über einen Pfennig. In allen diesen Ortschaften sind die Kaffeehäuser, wo zu allen Zeiten Tänzerinnen sich aufhalten, beständig den Fremden offen. Die Wohnungen der Hadschi, d. h. solche, welche die Pilgerschaft nach Mekka gemacht haben, zeichnen sich durch einen weißen Stuck aus, auf welchem Fische und alle Arten von Ungeheuern dargestellt sind. Minieh hat mehrere Moscheen, gerade, reinliche Straßen und ziemlich nette Kaufläden, und scheint überhaupt bevölkerter und reicher als irgend eine der mehr Flußabwärts gelegenen Ortschaften.

Um Mittag trafen wir zu Benihassan, dem Speos Artemidos (Höhle der Diana von d'Anville) ein. Wir besahen hier die Gräber, welche in den Fels eingehöhlt sind und alle nach vorne ausmünden, wie so viele Straßendurchgänge. In dem einen scheint früher die ägyptische Trias, Isis, Osiris und Horus dargestellt gewesen zu sein, die Bilder waren aber zu sehr verstümmelt, um irgend etwas mit Bestimmtheit darüber sagen zu können *) Ueberhaupt dürften sich die hiesigen Alterthümer mehr als irgend welche in Aegypten dazu eignen, Licht über die Gebräuche der alten Bewohner des Landes zu verbreiten. — Das Dorf Benihassan ist an Umfang nicht viel geringer als Minieh. Nahe dabei befindet sich eine Schlucht, wo, wenn die ägyptische

*) Die Künstler, welche Herr Champollion bei sich hatte, sollen colorirte Zeichnungen von allen diesen Gemälden entworfen haben; zu Ehren der Kunst ist zu hoffen, daß ihr Urtheil weniger befangen war, als das ihres antiquarischen Gefährten.
Anmerk. des Verf.

Bubastis der griechischen Bergnymphe Artemis glich, sie sich mit Vergnügen muß angebetet gesehen haben, denn wenn Unfruchtbarkeit, Einsamkeit und gänzliche Verödung ihr angenehm waren, so konnte sie keinen passenderen Aufenthalt finden. Während Suleiman ihre Höhle aufsuchte, nahmen wir verschiedene andere, die einst von Einsiedlern bewohnt sein mochten, in Augenschein. Sie befinden sich zum Theil fast in der Mitte der Felsenhöhen, so daß ihre Bewohner nur mittelst Leitern hinauf konnten. Die Höhle der Artemis liegt in dem Thale, südlich von Benihassan, und zeichnet sich von den übrigen nur im Aussehen größern Alterthums aus. Wir segelten Abends noch bei Mondenlicht bis Scheikh Abadé, wo einst Antinoopolis lag, von dem sich aber keine Ruinen mehr vorfinden.

Früh am 27sten kamen wir nach Rhadamone, wo der Pascha eine Zucker-Raffinerie hat, in welcher unter Leitung des Herrn Tonina, eines Italieners, ungefähr hundert Araber beschäftigt werden. Herr Tonina beklagte sich über das Vorurtheil der Muhamedaner, welches ihn verhindert, bei Bereitung des Zuckers Rinderblut zu benutzen, indem Milch und Eier nur ein schlechtes Surrogat dafür seien. Auch ein guter Rum wird hier fabrizirt.

Am 28sten kamen wir unweit des alten Canals Bahr Yussuf vorbei, der wohl nie sehr breit war, aber außerordentlich hohe Ufer hat, von denen man eine schöne Aussicht auf die Umgegend genießt. Jetzt ist er ganz verschüttet. Die Behauptung, daß die östliche Bergkette von Rhadamone bis nach Manfalut dicht an das Wasser herantrete und überall ausgehöhlt sei, ist nicht ganz richtig: nördlich vom Dorfe Scheik Said tritt sie vielmehr bedeutend vom Nil zurück, und erst bei Gherf nähert sie sich dem Flusse wieder, nachdem sie einen großen Halbkreis gebildet hat. Jenseits Gherf aber entfernt sich das Gebirge

wieder nach Osten, und läßt eine bedeutende Fläche für den Anbau, die sich mehrere englische Meilen nach Süden hinzieht. Bis zu diesem Punkte giebt es wenige Aushöhlungen in der Fronte des Gebirges, das ohne Klippen und Abgründe sich allmählig nach der Wüste hinzieht.

In der Gegend von Manfalut hielten wir uns auf Vorfindung von vielen Crocodillen gefaßt, deren Fleisch von den Nubiern gegessen wird und im Rufe steht, ein wirksames Heilmittel gegen Fieber zu sein. Bei genanntem Orte nimmt das östliche Gebirge eine erhabenere Gestalt an, bald glaubt man zertrümmerte Burgen mit Terrassen, bald Thürme und Wälle von kolossaler Größe zu sehen. Diese Klippen haben zahllose Grotten, die theils im natürlichen Zustande gelassen, theils zu Tempeln umgebildet sind. Am Abend gewährte die Landschaft im Mondenschein einen herrlichen Anblick, die überhangenden Klippen spiegelten sich in dem stillen, klaren Strom. Es ist merkwürdig, daß die alten Aegyptier ein so sonderbares undichterisches Volk waren, da sie doch ein Land bewohnten, wo die Natur alle jene physikalischen Quellen des Enthusiasmus zusammengedrängt hat, welche den Funken des Genies entzünden, und anderswo nur vereinzelt zu finden sind. Die kahlen Felsen der arabischen Kette, die noch vor wenigen Minuten in dem Strahle der untergehenden Sonne erglühten, standen jetzt im Mondenlicht wie bleiche Gespenster da.

Manfalut, wo wir übernachteten, soll nicht so bevölkert sein als Minieh, scheint jedoch größer und besser gebaut, und hat einen schönern Bazar als irgend ein Ort, den ich, seit wir Cairo verlassen, gesehen habe. Die Straßen zeichnen sich, wie zu Minieh, durch ihre gerade Linien und durch Reinlichkeit aus, und die Läden sind sehr gut angelegt. Daß die Waaren weder neu noch glänzend sind, ist an einem so entfernten und wenig besuch-

ten Orte natürlich. Tänzerinnen sah ich hier nicht; dagegen giebt es überall in dieser Gegend Mährchenerzähler, welche sich sehr gut ernähren, indem sie von Kaffeehaus zu Kaffeehaus wandern, und theils die Erzählungen aus Tausend und eine Nacht, theils selbsterfundene rezitiren. Mein Dragoman Suleiman wußte deren viele, erzählte gut, und war eine Art von lebendiger Romanen-Bibliothek. Ein großer Theil des Vergnügens, welches diese Mährchen den Arabern gewähren, entsteht aus dem Glauben, welchen der Erzähler selbst daran hat. Unbekannt mit den Grenzen des Möglichen, stören ihn die gewagtesten Wunder nicht. Nicht Liebe, sondern Ehrgeiz ist das Hauptthema, wie denn diese Leidenschaft hier Alt und Jung beherrscht.

Bei Siut nimmt die lybische Bergkette eine größere Höhe an und springt bedeutend östlicher vor als gewöhnlich. Auf dem Strom nimmt die Zahl der Inseln zu, was der Landschaft einen neuen Reiz verleiht. Zu Wasta erhielten wir den Besuch der Verwandten von zweien unserer Bootsleute, die hier gebürtig waren. Rührend war es, als der Vater meine Hand erfaßte und seine beiden Söhne meiner besondern Sorgfalt empfahl, so lange wir uns außerhalb Aegyptens aufhalten würden; während die Mutter und die Schwestern etwas weiter ab standen und sich bemühten ihre Thränen zu verbergen.

10.

Eingriffe der Wüste in die Nil-Ebene — arabische Mädchen — Behandlung der Frauen in Aegypten — Kohle des Acacienbaumes — Charakter der Fellahs — Gau-el-Kebir — Suhai — Panopolis — koptisches Kloster — Lord Aberdeen und der Pascha — der Dum-Baum — Minschieh — Physiognomie der Türken und Beduinen — Crocodille — außerordentliche Schönheit und Fruchtbarkeit der Thebais — Abydos.

Die arabischen und lybischen Gebirge, wovon die erstern noch immer bei weitem die höchsten sind, nähern sich bei Tahta einander wieder. Große Strecken vortrefflichen Bodens am östlichen Ufer in dieser Provinz sind seit einiger Zeit trotz der zahlreichen Canäle, die die Felder durchschneiden und das Wasser während der Ueberschwemmung bis an den Fuß der Berge führen, außer Cultur gerathen, und werden, wenn nicht bald wieder angebaut, in kurzer Zeit einen Theil der Wüste ausmachen. Ich begegnete hier mehreren hübschen arabischen Mädchen, welche Körbe mit Kohlen zum Verkauf nach den Dörfern trugen. Esel und Cameele, welche mit derselben Waare beladen waren, wurden von Männern getrieben; gleich den Weibern selbst die Bürde tragen, fällt den Barbaren nicht ein. Ueberhaupt werden die Frauen in Aegypten nicht besser als Lastthiere behandelt. Dessenungeachtet leben die Araber sehr gut mit ihren Frauen die, an kein besseres Loos gewöhnt, glauben, daß es so sein müsse. Ich bin aber überzeugt, daß ihr frühzeitiges Altwerden mehr von der schweren Arbeit als vom Clima herrührt, wie denn die Frauen der wohlhabenderen Klassen ihre Schönheit wirklich weit länger behalten als die der niedrigen. Uebrigens habe ich weder von Aerzten noch von den Eingebornen je erfahren können, daß die Mädchen in diesem Lande früher mannbar werden als in Europa, obgleich manchmal Mädchen von 11 Jahren verheirathet

werden; das ist aber ein Mißbrauch, da sie selten vor 15 Jahren Kinder bekommen.

In dieser ganzen Umgegend, namentlich bei Katieh wird viel Holzkohle aus dem hier in großem Ueberfluß wachsenden Acacienbaum verfertigt; auch etwas Gummi arabicum aus demselben Baum, doch nicht bedeutend genug zum Handel, das in Aegypten gewöhnlich gebrauchte kommt aus dem Hinterlande oder aus der Wüste. Auch die Beduinen führen eine große Menge Acacien-Kohle nach Aegypten, es muß daher irgendwo in der Wüste weit ausgedehntere Gehölze geben, als man glaubt; denn sie treiben diesen Handel seit undenklichen Zeiten, und scheinen der Nachfrage stets genügen zu können.

Reinlichkeit ist an den Fellahs eben nicht zu rühmen, ihre Kleider wimmeln in der Regel von Ungeziefer; dagegen sind sie gewerbfleißig und thätig, was zu einem bessern Zustand führen müßte, wenn die Regierung dieser Thätigkeit eine zweckmäßigere Richtung zu geben verstände. Selbst die alten Aegypter scheinen bei all' ihrer gepriesenen Weisheit das wahrhaft-Nützliche nicht gekannt zu haben. Da Eitelkeit oder Aberglaube der Hauptbeweggrund war, so war das Resultat ihrer Leistungen glänzende Paläste, Gräber und Tempel, die den Zustand des Volks um nichts besserten. Canäle, Brücken und große Heerstraßen, zu deren Anlegung kein Land größere Mittel bietet, waren bei ihnen stets untergeordnete Zwecke, denn das Wohl des Volkes ist unter solchen Regierungsformen nichts, der Glanz des Monarchen Alles. Viel besser müssen auch die Reisenden und Bücherwürmer nicht denken, welche den Staub und die Gebeine der alten Mumien-Verfertiger höher achten, als die lebende Generation, welche jetzt den Boden bearbeitet, und die in ihren mit Dhurra-Stroh bedeckten Hütten, in der That

10.

Eingriffe der Wüste in die Nil-Ebene — arabische Mädchen — Behandlung der Frauen in Aegypten — Kohle des Acacienbaumes — Charakter der Fellahs — Gau-el-Kebir — Suhai — Panopolis — koptisches Kloster — Lord Aberdeen und der Pascha — der Dum-Baum — Minschieh — Physiognomie der Türken und Beduinen — Crocodille — außerordentliche Schönheit und Fruchtbarkeit der Thebais — Abydos.

Die arabischen und lybischen Gebirge, wovon die erstern noch immer bei weitem die höchsten sind, nähern sich bei Tahta einander wieder. Große Strecken vortrefflichen Bodens am östlichen Ufer in dieser Provinz sind seit einiger Zeit trotz der zahlreichen Canäle, die die Felder durchschneiden und das Wasser während der Ueberschwemmung bis an den Fuß der Berge führen, außer Cultur gerathen, und werden, wenn nicht bald wieder angebaut, in kurzer Zeit einen Theil der Wüste ausmachen. Ich begegnete hier mehreren hübschen arabischen Mädchen, welche Körbe mit Kohlen zum Verkauf nach den Dörfern trugen. Esel und Cameele, welche mit derselben Waare beladen waren, wurden von Männern getrieben; gleich den Weibern selbst die Bürde tragen, fällt den Barbaren nicht ein. Ueberhaupt werden die Frauen in Aegypten nicht besser als Lastthiere behandelt. Dessenungeachtet leben die Araber sehr gut mit ihren Frauen die, an kein besseres Loos gewöhnt, glauben, daß es so sein müsse. Ich bin aber überzeugt, daß ihr frühzeitiges Altwerden mehr von der schweren Arbeit als vom Clima herrührt, wie denn die Frauen der wohlhabenderen Klassen ihre Schönheit wirklich weit länger behalten als die der niedrigen. Uebrigens habe ich weder von Aerzten noch von den Eingebornen je erfahren können, daß die Mädchen in diesem Lande früher mannbar werden als in Europa, obgleich manchmal Mädchen von 11 Jahren verheirathet

werden; das ist aber ein Mißbrauch, da sie selten vor 15 Jahren Kinder bekommen.

In dieser ganzen Umgegend, namentlich bei Katieh wird viel Holzkohle aus dem hier in großem Ueberfluß wachsenden Acacienbaum verfertigt; auch etwas Gummi arabicum aus demselben Baum, doch nicht bedeutend genug zum Handel, das in Aegypten gewöhnlich gebrauchte kommt aus dem Hinterlande oder aus der Wüste. Auch die Beduinen führen eine große Menge Acacien-Kohle nach Aegypten, es muß daher irgendwo in der Wüste weit ausgedehntere Gehölze geben, als man glaubt; denn sie treiben diesen Handel seit undenklichen Zeiten, und scheinen der Nachfrage stets genügen zu können.

Reinlichkeit ist an den Fellahs eben nicht zu rühmen, ihre Kleider wimmeln in der Regel von Ungeziefer; dagegen sind sie gewerbfleißig und thätig, was zu einem bessern Zustand führen müßte, wenn die Regierung dieser Thätigkeit eine zweckmäßigere Richtung zu geben verstände. Selbst die alten Aegypter scheinen bei all' ihrer gepriesenen Weisheit das wahrhaft-Nützliche nicht gekannt zu haben. Da Eitelkeit oder Aberglaube der Hauptbeweggrund war, so war das Resultat ihrer Leistungen glänzende Paläste, Gräber und Tempel, die den Zustand des Volks um nichts besserten. Canäle, Brücken und große Heerstraßen, zu deren Anlegung kein Land größere Mittel bietet, waren bei ihnen stets untergeordnete Zwecke, denn das Wohl des Volkes ist unter solchen Regierungsformen nichts, der Glanz des Monarchen Alles. Viel besser müssen auch die Reisenden und Bücherwürmer nicht denken, welche den Staub und die Gebeine der alten Mumien-Verfertiger höher achten, als die lebende Generation, welche jetzt den Boden bearbeitet, und die in ihren mit Dhurra-Stroh bedeckten Hütten, in der That

in allem, was die wahre Würde der menschlichen Natur betrifft, dem abergläubigen und herabgewürdigten Pöbel der Pharaonen und Ptolomäer weit überlegen ist.

Nördlich von Tahta gewinnt der Nil die Breite eines Sees. Wir kamen bei dem Dorfe Gau-el-Kebir vorbei; es ist dies die Lage des alten Antaeopolis, von dem aber, außer den aus Backsteinen errichteten Untersätzen einiger Häuser und einem Stück Gemäuer am Rande des Flusses, alles durch die Fluth weggespült ist. Südlich von Gau liegt das malerische Dorf Räineh, am Fuße des Berges Scheik Haridi, wo sich zwei enge Schluchten befinden, durch die zur Regenzeit reißende Bergströme hervorzutreten pflegen. Im Allgemeinen ist diese endlose Felskette jedoch nicht unterbrochen und meist von einer und derselben Höhe, als hätte die Natur sie ausdrücklich zu einem Damm gegen das hinter ihr liegende Tafelland der Wüste bestimmt. Ist man aber auf ihren Gipfeln, so erblickt man, wie in den Alpen, statt einer Ebene die kahlen Häupter anderer Bergrücken, die sich weiter erstrecken, als das Auge reicht. Nicht weit von Räineh begegnete uns ein großes Boot, mit Sklaven aus Darfur und andern Negerländern beladen. Wir sahen die Neger und Negerinnen ohne Kopfbedeckung in der Sonne stehen, gleich so vielen Stücken Viehs die zur Schlachtbank geführt werden, und viel Besseres sind ihnen die nördlichen Länder nicht, Aegypten nicht ausgenommen, da sie auch hier vor Kälte zu Tausenden sterben.

Das östliche Gebirge, welches bisher fast immer in gerader Linie von Süd nach Nord fortlief, fängt jetzt an in der Richtung sehr zu schwanken, bald halbkreisförmig sich einwärts biegend, dann wieder in scharfen, vollkommen senkrechten Vorgebirgen in die Ebene vortretend. Bisweilen sieht man mehrere dieser Promontorien zugleich in schiefer Richtung sich dem Flusse nä-

hernd, so, daß sie dem Auslauf zwei verschiedener parallel laufender Ketten ähnlich sehen; doch wenn man weiter segelt, entdeckt man bald die klippigen Gehänge, welche diese Spitzen mit einander verbinden. Wiewohl kein Grashalm auf diesen öden Klippen zu sehen ist, so ist die Natur doch auch hier nichts weniger als monoton. Man schaue diese Ketten des Morgens an, wenn ihre dunkeln Kuppeln, gegen das blaßrothe Himmelsgewölbe anstrebend, die ersten Farben der Morgenröthe empfangen; die Sonne tritt dann hinter ihnen hervor und die höchsten Piks glänzen mit unaussprechlicher Pracht; des Mittags ist der Glanz, mit welchem sie die Sonnenstrahlen von sich werfen, fast schmerzlich, doch bei Sonnenuntergang glaubt man Riesensäulen von Türkisen oder Amethysten vor sich zu sehen. Dies sind Hunderte von Meilen weit die einzigen, den Reisenden anziehenden Gegenstände, denn Ruinen giebt es in diesem Theile der Ebene nicht, und gäbe es deren auch, so haben sie, nachdem man so viele schon gesehen, den Reiz der Neuheit verloren. Dagegen ist die Natur in diesem Lande ewig schön und neu, und wenn die ägyptischen Denkmäler alle in Staub verwandelt sein werden, und die Lage Thebens eben so schwierig aufzufinden sein wird, wie die von Babylon oder Memphis, so wird Aegypten mit seinem unerschöpflich fruchtbaren Boden, seinen Wüsten und, vor Allem, mit seinem mächtigen Strome, welcher fast mit der Regelmäßigkeit der Sonne und des Mondes steigt und fällt, noch immer ein Wunderland bleiben.

Selbst der Wind, welcher über dem Nil weht, ist merkwürdig: fast in allen Jahreszeiten streicht er in gleicher Richtung mit dem Stromlaufe oder in entgegengesetzter, Seitenwinde giebt es höchst selten, was den zwei Bergreihen zuzuschreiben ist, welche das Thal von beiden Seiten einschließen.

Heute sahen wir das erste Crocodill, welches sich auf einer niedrigen Sandbank am Ufer an der Sonne erwärmte. Bald nachher kamen wir bei Soohai vorüber, dem alten Crocodilopolis, eine Stadt von einiger Wichtigkeit, mit drei Moscheen, deren Minarets über das Geblätter der Dattelpalmen schön hervorragten. Der Nil, welcher an Breite und Großartigkeit zunimmt, je weiter man aufwärts steigt, war diesen Abend, als wir im Glanz des Mondes uns Ekhmim, dem alten Panopolis, näherten, von unaussprechlicher Schönheit.

Den 1. Januar 1833. In der Stadt des Pan oder ägyptischen Chemmis, hatten außer diesem Lustgott, dessen unzweideutiges Symbol bei den Aegyptern ein Bock war, auch König Perseus und Danae einen Tempel. Wir konnten außer einigen umherliegenden Säulentrümmern keine eigentliche Ruinen von Panopolis finden, ebensowenig den von Acacienbäumen umgebenen Bergsee, welchen die Mönche Herrn Belzoni beschrieben, von dem aber Niemand hier im Orte jemals was gehört hat. Ich begab mich selbst nach dem Kloster von Ekhmim, fand jedoch den einzigen Mönch der es bewohnt nicht zu Hause, und sein koptischer Diener konnte mir keinen Aufschluß über den unsichtbaren See geben. Das Kloster ist gut gebaut; aber seine ganze Bibliothek besteht in einem kleinen Stoß arabischer und koptischer Manuskripte. Dagegen sahen wir mehrere Frauen in diesem Mönchskloster, die das Gesicht sorgfältiger als Muhamedanerinnen vor uns verhüllten! Nach Aussage des koptischen Dieners wohnen etwa funfzig Christen in dem Orte. Das koptische Kloster war gänzlich unbewohnt und in Trümmer zerfallen. Ekhmim hat kaum 3000 Einwohner, sie sehen meist gesund aus, und einige gehen nicht in Lumpen, was, wie schon bemerkt, eine Seltenheit unter den Unterthanen des Pascha's ist, wiewohl er nichts davon zu wissen scheint, denn als Lord Aberdeen ihm sagen ließ,

daß man ihm nicht gestatten würde, die Christen aus Candien nach Aegypten zu verpflanzen, um Araber nach Candien zu bringen, antwortete er: „Ist Lord Aberdeen ein solcher Narr, zu glauben, ich würde meine guten Araber für seine lausigen Griechen vertauschen?“ Die Griechen müssen aber an jenen Thierchen sehr reichlichen Ueberfluß haben, wenn sie noch lausiger sein sollen als „die guten Araber“ des Pascha. Uebrigens ist das wohlfeile Leben zu Ekhmim beispiellos: 41 Zwiebeln kosteten 1 Heller, ein Maaß der schönsten Milch nicht mehr, 4 Tauben 1 Piaster, 58 Eier dasselbe. Auf der Ebene von Ekhmim sahen wir den ersten Dum-Baum (Palma Thebaica); er ist nicht so schön wie die Dattelpalme. Sowohl Ekhmim als Minshieh, wohin wir jetzt kamen, stellen befestigte Plätze vor, doch die Mauern können kaum die Schakals abhalten. Zu Esserat sahen wir auf dem Markte Schaafe, deren große Schweife ganz der Beschreibung des Herodot (Buch 3 Cap. 113) entsprachen. Auffallend war im letztern Orte die Menge einäugiger Personen, ein Beweis, daß die ägyptische Augenkrankheit noch immer fortwüthet. Auf der Rückkehr zu unserer Kandscha bemerkten wir am östlichen Ufer ein großes Crocodill, umgeben von einer Menge weißer Ibisse; obgleich aus der Schußweite gänzlich entfernt, erschrak es doch bei unserer Erscheinung und stürzte sich in die Tiefe des Stroms.

Girgeh, die ehemalige Hauptstadt Ober-Aegyptens, ist noch jetzt ein bedeutender und hübscher Ort und scheint ein Emporium des Binnenhandels zu sein. Die Umgegend ist reich und fruchtbar und der Fluß hier von ungewöhnlicher Breite. Auf unserm Weg von da nach Bellianeh gab es sehr viele Crocodille; wie wenig die Leute sich aber vor ihnen fürchten beweist der Umstand, daß einer der Bootsmänner, dem seine Mütze in's Wasser

fiel, im Angesicht dieser Ungeheuer in den Fluß sprang und eine bedeutende Strecke schwamm.

Von Bellianeh begaben wir uns landeinwärts, um das Memnonium von Abydos zu sehen. Wir ritten Anfangs aus Neugierde scharf zu, doch bald gewann die herrliche Landschaft durch die wir kamen, mehr Reize für uns, als die Ueberreste des Alterthums. Die ewig junge Natur ist von der Art, daß sie uns lebhaft an Miltons Schilderung des Paradieses erinnerte, und ich begriff nun, warum die Römer ihre Siechen, und die Türken diejenigen, welche durch Ausschweifung vor der Zeit alt geworden, an die Ufer des Nil zu schicken pflegten, nirgends konnten sie ein lieblicheres Clima im Winter finden, als in der Thebais. Diese ganze Ebene wird stark vom Nil überschwemmt, so daß vor einigen Monaten da Boote segeln konnten, wo wir jetzt den Reichthum und die Schönheit der Erndten bewunderten. Eine der großen Ursachen von Aegyptens Fruchtbarkeit ist der außerordentliche Thau, welcher, wie in allen Ländern wo die Atmosphäre in der Regel frei von Wolken ist, während der Nacht fällt und die Erde so tief durchnäßt, wie der stärkste Regen.

Wenn die Reisenden von den Farben der Gemälde von Abydos sagen, sie seien so frisch, daß man glauben sollte, sie wären gestern erst aufgelegt, so begehen sie eine lächerliche Uebertreibung; als Beweis mag dienen, daß ich die Farbe einer Figur für grün hielt, und mein Gefährte für blau; doch ist nicht zu leugnen, daß Roth und Gelb sich besser erhalten haben als Blau und Grün.

(Schluß folgt).

IV. Ueber

Bubastis der griechischen Bergnymphe Artemis glich, sie sich mit Vergnügen muß angebetet gesehen haben, denn wenn Unfruchtbarkeit, Einsamkeit und gänzliche Verödung ihr angenehm waren, so konnte sie keinen passenderen Aufenthalt finden. Während Suleiman ihre Höhle aufsuchte, nahmen wir verschiedene andere, die einst von Einsiedlern bewohnt sein mochten, in Augenschein. Sie befinden sich zum Theil fast in der Mitte der Felsenhöhen, so daß ihre Bewohner nur mittelst Leitern hinauf konnten. Die Höhle der Artemis liegt in dem Thale, südlich von Benihassan, und zeichnet sich von den übrigen nur im Aussehen größern Alterthums aus. Wir segelten Abends noch bei Mondenlicht bis Scheikh Abadé, wo einst Antinoopolis lag, von dem sich aber keine Ruinen mehr vorfinden.

Früh am 27sten kamen wir nach Rhadamone, wo der Pascha eine Zucker-Raffinerie hat, in welcher unter Leitung des Herrn Tonina, eines Italieners, ungefähr hundert Araber beschäftigt werden. Herr Tonina beklagte sich über das Vorurtheil der Muhamedaner, welches ihn verhindert, bei Bereitung des Zuckers Rinderblut zu benutzen, indem Milch und Eier nur ein schlechtes Surrogat dafür seien. Auch ein guter Rum wird hier fabrizirt.

Am 28sten kamen wir unweit des alten Canals Bahr Yussuf vorbei, der wohl nie sehr breit war, aber außerordentlich hohe Ufer hat, von denen man eine schöne Aussicht auf die Umgegend genießt. Jetzt ist er ganz verschüttet. Die Behauptung, daß die östliche Bergkette von Rhadamone bis nach Manfalut dicht an das Wasser herantrete und überall ausgehöhlt sei, ist nicht ganz richtig: nördlich vom Dorfe Scheik Said tritt sie vielmehr bedeutend vom Nil zurück, und erst bei Gherf nähert sie sich dem Flusse wieder, nachdem sie einen großen Halbkreis gebildet hat. Jenseits Gherf aber entfernt sich das Gebirge

in zwei Klaſſen. Es giebt Strafgaleeren für die gröberen Verbrecher, dorthin werden die Räuber und Mörder aus Spanien oder Cuba geſchickt, und die Soldaten der Garniſon von St. Juan, welche ſich militairiſcher Vergehungen, des Ungehorſams gegen ihre Oberen, der Deſertion, des Trunkes und anderer, da wo ſtrenge Disciplin fehlt und Umgang mit der untern verderbten Volksklaſſe das Militair verſchlechtert, ganz natürlich herrſchender Laſter ſchuldig gemacht. Die Sträflinge werden auf dieſe Galeeren gewöhnlich für einen Zeitraum von drei bis zehn Jahren, wenn nicht auf Lebenszeit geſchickt. Zweitens giebt es die ſogenannten Corrections-Preſidios, zu denen Eingeborne der Inſel auf ein bis zwölf Monat für geringe Vergehungen und Unordnungen verurtheilt werden.

Niemand kann verkennen, wie unheilvoll eine Strafanſtalt iſt, in welcher man Mörder und Todtſchläger, Straßenräuber und Hausdiebe, Brandſtifter und politiſche Verbrecher, kurz jede Art von Uebertretern der Geſetze zuſammendrängt. Der verhärtete unverbeſſerliche Schurke, der für unzählige Räubereien und Mordthaten verurtheilt iſt, wird da zuſammengeſperrt mit dem jungen Neuling im Verbrechen, deſſen Herz ſchlug und deſſen Hand zitterte beim erſten Fehltritt. Kein Unterſchied iſt in der Behandlung der Schuldigen von ſo verſchiedenem Grade als die Dauer der Strafzeit. Die ſittliche und leibliche Mißhandlung iſt für Alle dieſelbe. Alle ſchleppen die Kette, Alle ſind der öffentlichen Schande Preis gegeben; Alle arbeiten, eſſen und ſchlafen und verkehren fortwährend mit einander; Alle gehen Morgens zu den öffentlichen Arbeiten im ſchmutzigſten ekelhafteſten Aufzuge und mit klirrenden Eiſen zum Erbarmen der Vorübergehenden. Ein Trupp Soldaten begleitet ſie. Sie quälen ſich den Tag mit einer Arbeit hin, welche ihnen keine Luſt abgewinnt und keine Frucht trägt. Sie lauern nur auf die Ge-

legenheit zu entwischen, und rechnen darauf, unter dem Volk, welches sie bemitleidet und über ihr Elend ihr Verbrechen vergißt, eine Freistatt zu finden. Auch erhalten sie Nachrichten durch ihre Freunde und Mitschuldige, welche in Freiheit sind und ihre Flucht zu begünstigen suchen. Mit Sonnenuntergang werden die Gefangenen durch die Stadt zurückgeführt in ihren Kerker. Die Schlafräume sind gemeinlich so überfüllt, daß die ekelhafte Atmosphäre nicht minder die Gesundheit zerrüttet als jede Reizbarkeit des Sinnes, und endlich jedes Gefühl und jede sittliche Regung aufreibt. Junge Kerle, die vielleicht das Zollamt um zwei Thaler betrogen haben, werden zur Erduldung des härtesten Looses unter alte verstockte Sünder gesteckt. Die Kost ist so schlecht und schmal, daß der rüstigste bald erlegt und versiecht, und so elend als fühlloser Geiz sie nur einzurichten weiß. Die Speise-Inspektoren kaufen die Vorräthe im Ganzen und vom Schlechtesten, und verkürzen außerdem die Sträflinge noch am Maß und Gewicht. So schändliche Büberei wird verübt werden, so lange man nicht besonderen Fleiß darauf verwendet, zu den Aufsehern der Gefängnisse einsichtsvolle, anerkannt sittliche, fromme Männer, die Festigkeit des Charakters mit Menschenfreundlichkeit verbinden, sorgsam auszuwählen. Diese sollten nicht sich selbst überlassen, sondern beaufsichtigt und controlirt sein; würde ihre Handlungsweise den Augen rechtschaffener Unterbeamten ausgesetzt, so wäre mancher Willkür dadurch eine Schranke gesetzt. Sonst aber werden die Strafanstalten Höhlen des Elends, des Verderbens und der Verführung bleiben.

Die Sträflinge schlafen, indem eine einzige Linnendecke ihnen als Bette dient, auf dem harten Boden; sie lernen bald den Beschwerden und Entbehrungen Trotz bieten und gerathen in einen Zustand, der sie den Sinnen wie dem sittlichen Gefühl gleich widerwärtig macht. Die üble Einrichtung der

Gebäude, der Mangel an gesetzlichen Bestimmungen und die schändliche Administration der Presidios sind so groß, daß jede theilweise Verbesserung gänzlich fruchtlos sein würde. Sie müssen neu eingerichtet, neu organisirt und in Abtheilungen nach Graden der Strafbarkeit gebracht werden. Milde und Gerechtigkeit müssen die Grundsätze zu ihrer Verwaltung feststellen. Die demoralisirende Natur solcher Gefängnisse ist ja anerkannt und Jedermann weiß, daß die Sträflinge viel schlechter und verderbter daraus hervorgehen als sie hineingekommen sind; denn Scham, Gefühl, Gewissen sind gänzlich ertödtet worden in diesen Schmelzen des Verbrechens, diesen Treibhäusern des Lasters, deren Leitung und Beaufsichtigung Schurken gegeben ist, welche vom Elend der Menschheit Beute machen und sich mästen wollen. Wenn man darauf achten wollte, und es wäre wohl der Mühe werth, so würde man finden, daß drei Viertheile der Mordthaten und Wegebelagerungen in ganz Spanien von Verbrechern, die aus den Presidios gekommen sind, verübt werden. Rechnet man den Schaden, welchen Raub und Mord jährlich thun, und den Verlust der Arbeit derer, welche davon leben, so ist, auch ohne Rücksicht auf die sittliche Verschlechterung des Volks, welche damit zusammenhängt, sich aber nicht nach Geldeswerth schätzen läßt, die Summe ohne Zweifel zehnmal größer als der Kostenbetrag ordentlicher Straf- und Besserungshäuser. Wie Viele, die jetzt aus den Presidios entlassen werden oder entweichen, ohne Gewerb, ohne Unterhalt, mit Schande gebrandmarkt, könnten, an Arbeitsamkeit gewöhnt, wieder in's Leben treten und noch einmal nützliche, redliche Menschen werden! Welcher vernünftige Mensch wird gegenwärtig einem entlassenen Sträfling Arbeit oder auch nur Nachtquartier geben? muß er doch fürchten, daß zum Lohn für seine Gastlichkeit der Beherbergte um Mitternacht aufstehe, ihm den Dolch in die Brust zu stoßen,

oder den Brand in sein Haus zu werfen! Käme daher selbst mit rechtschaffenen Absichten Jemand aus den Presidios zurück, was unwahrscheinlich genug ist, so würde ihn doch die öffentliche Meinung verdammen und ausstoßen; und wäre er noch kein Dieb, so müßte er's nun werden. Wenn nun schon Jeder, der um ein kleines Vergehen, um einer Dienstverletzung willen so grausam bestraft worden, späterhin zur Verzweiflung getrieben und zum Verbrechen sich gezwungen findet, wie wird es erst um solche stehen, die schon verderbt und gewissenlos in die Presidios eingetreten sind? werden sie nicht nach Ablauf ihrer Strafzeit wie wilde Bestien auf die gesittete Menschheit losgelassen sein, nackt, hungrig, schamlos, abgehärtet, hülflos, heimathlos und freundlos? Voll Haß gegen die Welt, welche sie ausgestoßen, fliehen sie in Wald und Gebirge, gesellen sich der ersten besten Bande zügelloser Freibeuter und brechen mit Racheschnauben hervor zu Raub und Mord. Die Menschen sind ihre Feinde, die weite Welt ihr Jagdrevier. Nach Jahren voller Gefahr und Schandthat werden sie vielleicht wiederum gefangen und in die Presidios gebracht, wo sie dann als vollendete Verbrecher selbst wieder Lehrer der Jüngeren werden.

Leider aber wird nicht bloß das zu einem Presidio verurtheilte Individuum zu Grunde gerichtet, sondern auch seine Familie. Ob Weib und Kind Theil gehabt an der Schuld des Mannes oder nicht, sie verlieren nicht nur den Arm, der sie beschützt, der für sie arbeitet, sie stehen als befleckt da, vor allen ihren Nachbarn; keiner hält sie seines Mitleids, seines Umgangs werth. Nicht der ärmste Bauer eines spanischen Dorfes wird die Tochter eines Mannes heirathen, der zu den Galeeren verurtheilt gewesen, es ist ein untilgbarer Schandfleck.

Hier ist nur ein schwaches Bild gegeben, die Wirklichkeit ist noch viel trostloser, schrecklicher und von ausgebreiteteren Folgen

in allem, was die wahre Würde der menschlichen Natur betrifft, dem abergläubigen und herabgewürdigten Pöbel der Pharaonen und Ptolomäer weit überlegen ist.

Nördlich von Tahta gewinnt der Nil die Breite eines Sees. Wir kamen bei dem Dorfe Gau-el-Kebir vorbei; es ist dies die Lage des alten Antaeopolis, von dem aber, außer den aus Backsteinen errichteten Untersätzen einiger Häuser und einem Stück Gemäuer am Rande des Flusses, alles durch die Fluth weggespült ist. Südlich von Gau liegt das malerische Dorf Räineh, am Fuße des Berges Scheik Haridi, wo sich zwei enge Schluchten befinden, durch die zur Regenzeit reißende Bergströme hervorzutreten pflegen. Im Allgemeinen ist diese endlose Felskette jedoch nicht unterbrochen und meist von einer und derselben Höhe, als hätte die Natur sie ausdrücklich zu einem Damm gegen das hinter ihr liegende Tafelland der Wüste bestimmt. Ist man aber auf ihren Gipfeln, so erblickt man, wie in den Alpen, statt einer Ebene die kahlen Häupter anderer Bergrücken, die sich weiter erstrecken, als das Auge reicht. Nicht weit von Räineh begegnete uns ein großes Boot, mit Sklaven aus Darfur und andern Negerländern beladen. Wir sahen die Neger und Negerinnen ohne Kopfbedeckung in der Sonne stehen, gleich so vielen Stücken Viehs die zur Schlachtbank geführt werden, und viel Besseres sind ihnen die nördlichen Länder nicht, Aegypten nicht ausgenommen, da sie auch hier vor Kälte zu Tausenden sterben.

Das östliche Gebirge, welches bisher fast immer in gerader Linie von Süd nach Nord fortlief, fängt jetzt an in der Richtung sehr zu schwanken, bald halbkreisförmig sich einwärts biegend, dann wieder in scharfen, vollkommen senkrechten Vorgebirgen in die Ebene vortretend. Bisweilen sieht man mehrere dieser Promontorien zugleich in schiefer Richtung sich dem Flusse nä-

hernd, so, daß sie dem Auslauf zwei verschiedener parallel laufender Ketten ähnlich sehen; doch wenn man weiter segelt, entdeckt man bald die klippigen Gehänge, welche diese Spitzen mit einander verbinden. Wiewohl kein Grashalm auf diesen öden Klippen zu sehen ist, so ist die Natur doch auch hier nichts weniger als monoton. Man schaue diese Ketten des Morgens an, wenn ihre dunkeln Kuppeln, gegen das blaßrothe Himmelsgewölbe anstrebend, die ersten Farben der Morgenröthe empfangen; die Sonne tritt dann hinter ihnen hervor und die höchsten Piks glänzen mit unaussprechlicher Pracht; des Mittags ist der Glanz, mit welchem sie die Sonnenstrahlen von sich werfen, fast schmerzlich, doch bei Sonnenuntergang glaubt man Riesensäulen von Türkisen oder Amethysten vor sich zu sehen. Dies sind Hunderte von Meilen weit die einzigen, den Reisenden anziehenden Gegenstände, denn Ruinen giebt es in diesem Theile der Ebene nicht, und gäbe es deren auch, so haben sie, nachdem man so viele schon gesehen, den Reiz der Neuheit verloren. Dagegen ist die Natur in diesem Lande ewig schön und neu, und wenn die ägyptischen Denkmäler alle in Staub verwandelt sein werden, und die Lage Thebens eben so schwierig aufzufinden sein wird, wie die von Babylon oder Memphis, so wird Aegypten mit seinem unerschöpflich fruchtbaren Boden, seinen Wüsten und, vor Allem, mit seinem mächtigen Strome, welcher fast mit der Regelmäßigkeit der Sonne und des Mondes steigt und fällt, noch immer ein Wunderland bleiben.

Selbst der Wind, welcher über dem Nil weht, ist merkwürdig: fast in allen Jahreszeiten streicht er in gleicher Richtung mit dem Stromlaufe oder in entgegengesetzter, Seitenwinde giebt es höchst selten, was den zwei Bergreihen zuzuschreiben ist, welche das Thal von beiden Seiten einschließen.

Heute sahen wir das erste Crocodill, welches sich auf einer niedrigen Sandbank am Ufer an der Sonne erwärmte. Bald nachher kamen wir bei Soohai vorüber, dem alten Crocodilopolis, eine Stadt von einiger Wichtigkeit, mit drei Moscheen, deren Minarets über das Geblätter der Dattelpalmen schön hervorragten. Der Nil, welcher an Breite und Großartigkeit zunimmt, je weiter man aufwärts steigt, war diesen Abend, als wir im Glanz des Mondes uns Ekhmim, dem alten Panopolis, näherten, von unaussprechlicher Schönheit.

Den 1. Januar 1833. In der Stadt des Pan oder ägyptischen Chemmis, hatten außer diesem Lustgott, dessen unzweideutiges Symbol bei den Aegyptern ein Bock war, auch König Perseus und Danae einen Tempel. Wir konnten außer einigen umherliegenden Säulentrümmern keine eigentliche Ruinen von Panopolis finden, ebensowenig den von Acacienbäumen umgebenen Bergsee, welchen die Mönche Herrn Belzoni beschrieben, von dem aber Niemand hier im Orte jemals was gehört hat. Ich begab mich selbst nach dem Kloster von Ekhmim, fand jedoch den einzigen Mönch der es bewohnt nicht zu Hause, und sein koptischer Diener konnte mir keinen Aufschluß über den unsichtbaren See geben. Das Kloster ist gut gebaut; aber seine ganze Bibliothek besteht in einem kleinen Stoß arabischer und koptischer Manuskripte. Dagegen sahen wir mehrere Frauen in diesem Mönchskloster, die das Gesicht sorgfältiger als Muhamedanerinnen vor uns verhüllten! Nach Aussage des koptischen Dieners wohnen etwa funfzig Christen in dem Orte. Das koptische Kloster war gänzlich unbewohnt und in Trümmer zerfallen. Ekhmim hat kaum 3000 Einwohner, sie sehen meist gesund aus, und einige gehen nicht in Lumpen, was, wie schon bemerkt, eine Seltenheit unter den Unterthanen des Pascha's ist, wiewohl er nichts davon zu wissen scheint, denn als Lord Aberdeen ihm sagen ließ,

daß man ihm nicht gestatten würde, die Christen aus Candien nach Aegypten zu verpflanzen, um Araber nach Candien zu bringen, antwortete er: „Ist Lord Aberdeen ein solcher Narr, zu glauben, ich würde meine guten Araber für seine lausigen Griechen vertauschen?" Die Griechen müssen aber an jenen Thierchen sehr reichlichen Ueberfluß haben, wenn sie noch lausiger sein sollen als „die guten Araber" des Pascha. Uebrigens ist das wohlfeile Leben zu Ekhmim beispiellos: 41 Zwiebeln kosteten 1 Heller, ein Maaß der schönsten Milch nicht mehr, 4 Tauben 1 Piaster, 58 Eier dasselbe. Auf der Ebene von Ekhmim sahen wir den ersten Dum-Baum (Palma Thebaica); er ist nicht so schön wie die Dattelpalme. Sowohl Ekhmim als Minshieh, wohin wir jetzt kamen, stellen befestigte Plätze vor, doch die Mauern können kaum die Schakals abhalten. Zu Esserat sahen wir auf dem Markte Schaafe, deren große Schweife ganz der Beschreibung des Herodot (Buch 3 Cap. 113) entsprachen. Auffallend war im letztern Orte die Menge einäugiger Personen, ein Beweis, daß die ägyptische Augenkrankheit noch immer fortwüthet. Auf der Rückkehr zu unserer Kandscha bemerkten wir am östlichen Ufer ein großes Crocodill, umgeben von einer Menge weißer Ibisse; obgleich aus der Schußweite gänzlich entfernt, erschrak es doch bei unserer Erscheinung und stürzte sich in die Tiefe des Stroms.

Girgeh, die ehemalige Hauptstadt Ober-Aegyptens, ist noch jetzt ein bedeutender und hübscher Ort und scheint ein Emporium des Binnenhandels zu sein. Die Umgegend ist reich und fruchtbar und der Fluß hier von ungewöhnlicher Breite. Auf unserm Weg von da nach Bellianeh gab es sehr viele Crocodille; wie wenig die Leute sich aber vor ihnen fürchten beweist der Umstand, daß einer der Bootsmänner, dem seine Mütze in's Wasser

fiel, im Angesicht dieser Ungeheuer in den Fluß sprang und eine bedeutende Strecke schwamm.

Von Bellianeh begaben wir uns landeinwärts, um das Memnonium von Abydos zu sehen. Wir ritten Anfangs aus Neugierde scharf zu, doch bald gewann die herrliche Landschaft durch die wir kamen, mehr Reize für uns, als die Ueberreste des Alterthums. Die ewig junge Natur ist von der Art, daß sie uns lebhaft an Miltons Schilderung des Paradieses erinnerte, und ich begriff nun, warum die Römer ihre Siechen, und die Türken diejenigen, welche durch Ausschweifung vor der Zeit alt geworden, an die Ufer des Nil zu schicken pflegten, nirgends konnten sie ein lieblicheres Clima im Winter finden, als in der Thebais. Diese ganze Ebene wird stark vom Nil überschwemmt, so daß vor einigen Monaten da Boote segeln konnten, wo wir jetzt den Reichthum und die Schönheit der Erndten bewunderten. Eine der großen Ursachen von Aegyptens Fruchtbarkeit ist der außerordentliche Thau, welcher, wie in allen Ländern wo die Atmosphäre in der Regel frei von Wolken ist, während der Nacht fällt und die Erde so tief durchnäßt, wie der stärkste Regen.

Wenn die Reisenden von den Farben der Gemälde von Abydos sagen, sie seien so frisch, daß man glauben sollte, sie wären gestern erst aufgelegt, so begehen sie eine lächerliche Uebertreibung; als Beweis mag dienen, daß ich die Farbe einer Figur für grün hielt, und mein Gefährte für blau; doch ist nicht zu leugnen, daß Roth und Gelb sich besser erhalten haben als Blau und Grün.

(Schluß folgt).

IV. Ueber

VII.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Puertorico,

von

Oberſt Flinter.

(Fortſetzung).

11.

Preſidios doppelter Art — Zuſtand der Gefängniſſe — Schulen der Verbrechen — vielerlei Nachtheile für den Staat — Loos der Entlaſſenen aus Preſidios — Schickſal der Familien von Sträflingen — was Gefängniſſe ſein ſollten — Einfluß der Gefängnißſtrafe auf den Soldatenſtand — einzelne Thatſachen — Vergleichung mit dem britiſchen Verfahren — beſondere Verhältniſſe auf Puertorico — Gefängniß zu Mahon auf Minorca — Einſperrung von Kindern — Gefängniß zu Majorca.

Einen großen Theil der Aufmerkſamkeit, welche ich den Einrichtungen der ſpaniſchen Colonien gewidmet habe, zog die Verfaſſung des Gefängnißweſens auf ſich. Ich habe perſönlich die Gefängniſſe und Galeeren beſucht und mich genau über jede Einzelheit unterrichtet. Ich vermag aber nicht den Abſcheu und Ekel zu ſchildern, womit die Erinnerung an alle Gräuelſcenen von menſchlicher Entwürdigung und Elend, deren ich dort Zeuge war, mich ſtets von neuem erfüllt. Die Preſidios, oder (nach dem gewöhnlichen Ausdrucke) Galeeren von Puertorico, zerfallen

fiel, im Angesicht dieser Ungeheuer in den Fluß sprang und eine bedeutende Strecke schwamm.

Von Bellianeh begaben wir uns landeinwärts, um das Memnonium von Abydos zu sehen. Wir ritten Anfangs aus Neugierde scharf zu, doch bald gewann die herrliche Landschaft durch die wir kamen, mehr Reize für uns, als die Ueberreste des Alterthums. Die ewig junge Natur ist von der Art, daß sie uns lebhaft an Miltons Schilderung des Paradieses erinnerte, und ich begriff nun, warum die Römer ihre Siechen, und die Türken diejenigen, welche durch Ausschweifung vor der Zeit alt geworden, an die Ufer des Nil zu schicken pflegten, nirgends konnten sie ein lieblicheres Clima im Winter finden, als in der Thebais. Diese ganze Ebene wird stark vom Nil überschwemmt, so daß vor einigen Monaten da Boote segeln konnten, wo wir jetzt den Reichthum und die Schönheit der Erndten bewunderten. Eine der großen Ursachen von Aegyptens Fruchtbarkeit ist der außerordentliche Thau, welcher, wie in allen Ländern wo die Atmosphäre in der Regel frei von Wolken ist, während der Nacht fällt und die Erde so tief durchnäßt, wie der stärkste Regen.

Wenn die Reisenden von den Farben der Gemälde von Abydos sagen, sie seien so frisch, daß man glauben sollte, sie wären gestern erst aufgelegt, so begehen sie eine lächerliche Uebertreibung; als Beweis mag dienen, daß ich die Farbe einer Figur für grün hielt, und mein Gefährte für blau; doch ist nicht zu leugnen, daß Roth und Gelb sich besser erhalten haben als Blau und Grün.

(Schluß folgt).

IV. Ueber

legenheit zu entwischen, und rechnen darauf, unter dem Volk, welches sie bemitleidet und über ihr Elend ihr Verbrechen vergißt, eine Freistatt zu finden. Auch erhalten sie Nachrichten durch ihre Freunde und Mitschuldige, welche in Freiheit sind und ihre Flucht zu begünstigen suchen. Mit Sonnenuntergang werden die Gefangenen durch die Stadt zurückgeführt in ihren Kerker. Die Schlafräume sind gemeinlich so überfüllt, daß die ekelhafte Atmosphäre nicht minder die Gesundheit zerrüttet als jede Reizbarkeit des Sinnes, und endlich jedes Gefühl und jede sittliche Regung aufreibt. Junge Kerle, die vielleicht das Zollamt um zwei Thaler betrogen haben, werden zur Erduldung des härtesten Looses unter alte verstockte Sünder gesteckt. Die Kost ist so schlecht und schmal, daß der rüstigste bald erliegt und verstecht, und so elend als fühlloser Geiz sie nur einzurichten weiß. Die Speise-Inspektoren kaufen die Vorräthe im Ganzen und vom Schlechtesten, und verkürzen außerdem die Sträflinge noch am Maß und Gewicht. So schändliche Büberei wird verübt werden, so lange man nicht besonderen Fleiß darauf verwendet, zu den Aufsehern der Gefängnisse einsichtsvolle, anerkannt sittliche, fromme Männer, die Festigkeit des Charakters mit Menschenfreundlichkeit verbinden, sorgsam auszuwählen. Diese sollten nicht sich selbst überlassen, sondern beaufsichtigt und controlirt sein; würde ihre Handlungsweise den Augen rechtschaffener Unterbeamten ausgesetzt, so wäre mancher Willkür dadurch eine Schranke gesetzt. Sonst aber werden die Strafanstalten Höhlen des Elends, des Verderbens und der Verführung bleiben.

Die Sträflinge schlafen, indem eine einzige Linnendecke ihnen als Bette dient, auf dem harten Boden; sie lernen bald den Beschwerden und Entbehrungen Trotz bieten und gerathen in einen Zustand, der sie den Sinnen wie dem sittlichen Gefühl gleich widerwärtig macht. Die üble Einrichtung der

in zwei Klassen. Es giebt Strafgaleeren für die gröberen Verbrecher, dorthin werden die Räuber und Mörder aus Spanien oder Cuba geschickt, und die Soldaten der Garnison von St. Juan, welche sich militairischer Vergehungen, des Ungehorsams gegen ihre Oberen, der Desertion, des Trunkes und anderer, da wo strenge Disciplin fehlt und Umgang mit der untern verderbten Volksklasse das Militair verschlechtert, ganz natürlich herrschender Laster schuldig gemacht. Die Sträflinge werden auf diese Galeeren gewöhnlich für einen Zeitraum von drei bis zehn Jahren, wenn nicht auf Lebenszeit geschickt. Zweitens giebt es die sogenannten Corrections-Presidios, zu denen Eingeborne der Insel auf ein bis zwölf Monat für geringe Vergehungen und Unordnungen verurtheilt werden.

Niemand kann verkennen, wie unheilvoll eine Strafanstalt ist, in welcher man Mörder und Todtschläger, Straßenräuber und Hausdiebe, Brandstifter und politische Verbrecher, kurz jede Art von Uebertretern der Gesetze zusammendrängt. Der verhärtete unverbesserliche Schurke, der für unzählige Räubereien und Mordthaten verurtheilt ist, wird da zusammengesperrt mit dem jungen Neuling im Verbrechen, dessen Herz schlug und dessen Hand zitterte beim ersten Fehltritt. Kein Unterschied ist in der Behandlung der Schuldigen von so verschiedenem Grade als die Dauer der Strafzeit. Die sittliche und leibliche Mißhandlung ist für Alle dieselbe. Alle schleppen die Kette, Alle sind der öffentlichen Schande Preis gegeben; Alle arbeiten, essen und schlafen und verkehren fortwährend mit einander; Alle gehen Morgens zu den öffentlichen Arbeiten im schmutzigsten ekelhaftesten Aufzuge und mit klirrenden Eisen zum Erbarmen der Vorübergehenden. Ein Trupp Soldaten begleitet sie. Sie quälen sich den Tag mit einer Arbeit hin, welche ihnen keine Lust abgewinnt und keine Frucht trägt. Sie lauern nur auf die Ge-

legenheit zu entwischen, und rechnen darauf, unter dem Volk, welches sie bemitleidet und über ihr Elend ihr Verbrechen vergißt, eine Freistatt zu finden. Auch erhalten sie Nachrichten durch ihre Freunde und Mitschuldige, welche in Freiheit sind und ihre Flucht zu begünstigen suchen. Mit Sonnenuntergang werden die Gefangenen durch die Stadt zurückgeführt in ihren Kerker. Die Schlafräume sind gemeinlich so überfüllt, daß die ekelhafte Atmosphäre nicht minder die Gesundheit zerrüttet als jede Reizbarkeit des Sinnes, und endlich jedes Gefühl und jede sittliche Regung aufreibt. Junge Kerle, die vielleicht das Zollamt um zwei Thaler betrogen haben, werden zur Erduldung des härtesten Looses unter alte verstockte Sünder gesteckt. Die Kost ist so schlecht und schmal, daß der rüstigste bald erlegt und versiecht, und so elend als fühlloser Geiz sie nur einzurichten weiß. Die Speise-Inspektoren kaufen die Vorräthe im Ganzen und vom Schlechtesten, und verkürzen außerdem die Sträflinge noch am Maß und Gewicht. So schändliche Büberei wird verübt werden, so lange man nicht besonderen Fleiß darauf verwendet, zu den Aufsehern der Gefängnisse einsichtsvolle, anerkannt sittliche, fromme Männer, die Festigkeit des Charakters mit Menschenfreundlichkeit verbinden, sorgsam auszuwählen. Diese sollten nicht sich selbst überlassen, sondern beaufsichtigt und controlirt sein; würde ihre Handlungsweise den Augen rechtschaffener Unterbeamten ausgesetzt, so wäre mancher Willkür dadurch eine Schranke gesetzt. Sonst aber werden die Strafanstalten Höhlen des Elends, des Verderbens und der Verführung bleiben.

Die Sträflinge schlafen, indem eine einzige Linnendecke ihnen als Bette dient, auf dem harten Boden; sie lernen bald den Beschwerden und Entbehrungen Trotz bieten und gerathen in einen Zustand, der sie den Sinnen wie dem sittlichen Gefühl gleich widerwärtig macht. Die üble Einrichtung der

als oberflächliche Beobachter denken sollten. Das Gift frißt weit im geselligen Leben um sich, und ist nicht weniger zerstörend, weil seine Wirkungen langsam, oft unmerklich sind, denn sicher sind sie und unvermeidlich; sie untergraben das Gebäude des sittlichen Zusammenhalts in seinen tiefsten Würzeln. Dies ist wohl einer der allerwichtigsten Gegenstände für die Aufmerksamkeit einer Regierung, denn wenige Andere haben zugleich so vielen Einfluß auf den Zustand des National-Reichthums, weil bei einem Strafsystem, welches ganze Generationen von Dieben und Mördern erzieht, kein reelles Finanzsystem in volle Wirksamkeit, keine Obrigkeit in rechte Mächtvollkommenheit treten kann. Gesetzt, daß jährlich nur 5000 Personen aus einem Presidio entlassen werden, so wird eine Saat von wenigstens 4000 Mördern, die ganz in Laster und Schande gebadet sind, unter die Gesellschaft gestreut, und innerhalb eines Jahrhunderts wird die Progression des Verbrechens in's Unendliche gehen. Wo eine wohleingerichtete Gefängniß-Disciplin besteht und energisch durchgeführt wird, wirkt solche mehr zur Einschränkung des Verbrechens und zur Förderung der Gewerbthätigkeit, als alle zu gleichem Zweck erfundenen harten Strafen; den Beweis liefert die durchgängige und jahrelange Erfahrung in den Gefängnissen Englands und der Vereinigten Staaten, wo die durch Jahrhunderte erhaltenen blutigen Strafgesetze der vernünftigeren und mehschlicheren Auferlegung ernster Arbeit, knapper Diät und strengerer Vereinsamung bei sorgsamer Scheidung der Klassen von Gefangenen Raum gemacht haben. Ist doch das große Ziel der bürgerlichen Verfassung, das Glück der Völker zu bauen, und so sollten Alle, denen das Regieren obliegt, vom höchsten Oberhaupte des Staates bis hinab zum Schließer eines Gefängnisses, von väterlichen Gesinnungen erfüllt sein. Zur väterlichen Fürsorge gehört aber vor Allem, nicht den Schuldigen

bloß zu bestrafen, sondern auch mit aller Mühe zu bessern und jeder Versuchung zum Rückfall möglichst zu entziehen.

Ist nun die Gefängnißstrafe, wie sie auf Puertorico beschaffen ist, schon bei bürgerlichen Vergehungen so verderblich als abscheulich, so ist dieß noch mehr im Militairverhältnisse, und doch habe ich bemerkt, daß die Mehrzahl der Sträflinge in den Presidios aus Soldaten besteht, welche entweder in Europa oder in Amerika sich disciplinarisch vergangen haben. Der Soldat, der seinen Posten verläßt, oder im Augenblick der Aufwallung gegen seinen Oberen sich vergißt, oder gegen Kameraden Gewalt braucht, ist darum noch kein entsitteter Mensch, kein Räuber, kein Mörder. Wie schrecklich daher, wie ungerecht, wie unklug, den sonst wackern, hochherzigen Mann, der für König und Vaterland seinen letzten Blutstropfen hingeben würde, zu einerlei schändender Strafe mit dem niedrigen Schurken und gemeinen Verbrecher zu verdammen! Ich präsidirte im vorigen Jahre einem Kriegsgericht, welches der General-Capitain von Puertorico versammelt hatte, um über einen Soldaten, des auf der Insel damals stationirten Regiments Grenada, zu entscheiden. Es war eines der schwereren Disciplinarvergehen, dessen er sich schuldig gemacht hatte. Er war ohne Erlaubniß von seinem Posten gewichen. Die Klage war in allen Punkten völlig substantiirt. Man rief den Inkulpaten auf und er sollte sich vertheidigen. Er leugnete nicht, sagte aber, daß er nur auf wenige Augenblicke sich entfernt habe, um zu seiner Liebsten zu laufen, die er des Treubruchs wegen in Verdacht gehabt. Er rief den Himmel feierlich zum Zeugen an, daß er nicht habe vom Posten laufen wollen. Thränen liefen über seine männlichen Backen und mit glühendem Gesichte flehete er die Gnade seiner Richter an. Er bat mit verzweiflungsvoller Angst, ihn nicht auf die Galeere zu schicken, ihn lieber zu erschießen. Er sagte, vierzehn

Jahre habe er dem Könige gedient und sich niemals während dieser ganzen Zeit eine Strafe oder auch nur einen Verweis zugezogen. Er berief sich auf das Zeugniß der Officiere seines Regimentes, welche dem Gericht beisaßen. Sie ertheilten ihm das Lob eines braven Mannes und guten Soldaten, ohne alle Einschränkung. Jedermann war vom tiefsten Mitleid ergriffen und hätte viel darum gegeben, ihn der Strenge des Gesetzes entziehen zu können. Es war ein außerordentlicher Fall. Ich hatte noch nie bis dahin über den ungerechten und schädlichen Gebrauch nachgedacht, militairische Uebertretungen, bei denen keine moralische Verderbtheit sich eingemischt, mit den Galeeren zu bestrafen. Ich sah einerseits die starre, unerbittliche Strenge des Kriegsgesetzes, welche dem Gericht keine Wahl ließ, und auf der andern Seite den unvermeidlichen Untergang, in welchen ein noch unbefleckter Mensch durch dasselbe gestürzt werden sollte. Jedes Gefühl für Menschlichkeit und Billigkeit sprach zu Gunsten des Angeklagten, und der ganze Gerichtshof war entschlossen, zur Rettung des Mannes, was sich nur irgend thun ließ, aufzubieten. Wir nahmen, den königlichen Verfügungen entgegen, die schwere Verantwortlichkeit auf uns, ihn zu besonderer Einsperrung zu verurtheilen, indem wir den großmüthigen Gesinnungen des General-Capitains, der sich immer als Soldatenfreund ausgezeichnet hatte, vertrauten. Wirklich bestätigte Se. Excellenz unser Urtheil, und ein wackerer Mann ward vom Rande des Abgrundes gerissen; er ist noch heutiges Tages eine Zierde seines Regimentes und ein Vorbild seiner Kameraden. Dieser Einzelne ward gerettet, aber viele werden zur Schande verurtheilt und gehen unwiederbringlich verloren.

Nach allen Beobachtungen, die über diesen wichtigen Gegenstand gemacht worden sind, nach allen Erkundigungen, die ich selbst darüber eingezogen habe, ist ein Soldat, der nach ab-

gelaufener Strafzeit das Presidio verläßt, ein Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Er muß, um sich zu erhalten, zum Verbrechen seine Zuflucht nehmen. Gewiß ist strenge Disciplin und unbedingte Subordination in der Armee nothwendig, da ohne solche ein Heer nur aufsäßig und furchtbarer dem Herrn des Landes als auswärtigen Feinden werden würde; gewiß muß auch die kleinste Uebertretung der Dienstordnung gestraft werden, aber besser wäre es wahrlich, menschlicher und vernünftiger, einen Soldaten todt zu schießen, und wäre es für ein noch so kleines Vergehen, als ihn zu den Galeeren zu verdammen und so Zeitlebens unglücklich zu machen. Es müßten aber besondere Gefängnisse für Soldaten bestehen, welche dieselben nicht der unauslöschlichen Schande überlieferten, sondern nach Maßgabe des Vergehens ihnen verstatteten, nach ausgehaltener Strafe in den Kreis ihrer Kameraden, ohne Verlust der Ehre, zurückzukehren. Durch die bestehende Einrichtung werden dagegen die Beschützer der bürgerlichen Ordnung zu Zerstörern derselben, die Tapferen zu Verräthern, die Soldaten zu Mördern gemacht; nur diejenigen, welche sich grober Verbrechen und eines schändlichen Lebenswandels schuldig gemacht, dürften mit den Sträflingen aus dem Civilstande in eine Klasse geworfen und so von dem ehrenvollen Soldatenstande auf immer ausgeschlossen werden. Der spanische Dienst ist nicht der einzige, welcher den Soldaten für Disciplinar-Vergehungen mit entehrenden Strafen bedroht, aber die Verbreitung des Verfahrens macht es nicht vernünftiger. In der britischen Armee ist das Peitschen üblich; dem Schuldigen werden auf entblößtem Rücken in Gegenwart seiner Officiere und Kameraden 50 bis 999, oder nach neuerer Bestimmung höchstens 500 Hiebe aufgezählt. Diese Strafe ist wahrhaft schändend und muß unfehlbar den stolzesten Muth brechen. Ein Soldat von solchem Ehrgefühl, als seinem Stande mehr

als andern Ständen zukommt, kann, nachdem er diese Züchtigung gelitten, unmöglich wieder sein Haupt erheben. Ich habe es oft erlebt, daß Leute von braver Gesinnung nach einer ersten Bestrafung mit Hieben, welche ihnen oft für ein ganz geringes Vergehen auferlegt worden, Schamlose und Trunkenbolde geworden sind. Endlich ist auch in der britischen Armee der abscheuliche Gebrauch des Peitschens durch den vernünftigeren und gesitteteren der Einsperrung, zum Theil mit Entbehrung und Arbeit, verdrängt worden. Eine sehr glückliche Veränderung ist daraus hervorgegangen, die Verbrechen haben sich vermindert in der Armee; die Trunkliebe, zu welcher die Soldaten in nordischeren Himmelsstrichen vorzüglich geneigt sind, hat abgenommen, und Strafen haben angefangen, wie sie immer sollten, zur Besserung zu dienen.

Ein guter Mensch, der sein Vaterland liebt, muß vor dem Gedanken schaudern, einen Uebertreter des Gesetzes der Bestrafung zu überliefern, wenn er weiß, daß er dadurch ihn nicht allein, sondern auch dessen Familie, dem unausweichlichen Verderben Preis giebt. Wie anders, wenn das Gefängniß als eine Besserungsanstalt angesehen werden kann! Führt gleich eine jede Strafe einigen Verlust des Rufes mit sich, so braucht sie doch deshalb nicht völlig entehrend und beschimpfend zu sein.

Die Presidios, im günstigsten Lichte angesehen, sind eine lastende Ausgabe für den Staat. Nimmt man für die spanischen Besitzungen durchschnittlich eine Anzahl von 30,000 Sträflingen auf Galeeren und in Gefängnissen an, so kosten deren Diäten (zu 12 Quartos täglich) im Jahre 730,000 Thaler, wobei Gefangenwärter, Schließer, Bau- und Haushaltungs-Unkosten u. s. w. noch nicht gerechnet sind. Auf Puertorico hat im Jahre 1830 die Erhaltung der Galeeren-Sträflinge der Regierung 16,800 Thaler gekostet. Nun bringe man in Anschlag

wie viel Arbeit dem Wohlstande der Nation verloren geht, indem so viele Hände der eigentlichen Betriebsamkeit entzogen werden.

Zum Glück für Puertorico ist das Clima dort so milde und der Boden so fruchtbar, daß wenig Arbeit zur Erwerbung des Unterhalts ausreicht, und daß demnach die stärkste Triebfeder der Schuld, die Noth, nicht wirksam ist. So kommt es, daß gröbere Verbrechen selten, absichtlicher Mord fast nie und Straßenraub gar nicht auf dieser glücklichen Insel gefunden werden. Die Sträflinge des Presidio von Puertorico sind Mäniner und junge Bursche, welche wegen geringerer Vergehungen und Ordnungswidrigkeiten eingesteckt worden sind, Einige, weil sie ein Wildpret oder ein Bündel Plantanen gestohlen, Andere, gar durch die bloße Feindschaft eines rachgierigen Dorfrichters. Selten sind weniger als 80 Personen und öfters mehr als 150 im Presidio beisammen. Sie sind auf einen Monat oder auf ein Jahr verurtheilt, je nach Gutdünken ihres Richters. Ihre Nahrung ist kläglich; die Hälfte des von der Regierung zu ihren Diäten bestimmten Geldes fließt unter Weges in andere Canäle ab. Nach Ablauf der Strafzeit dürfen sie in ihre Dörfer zurückkehren, sind aber nun mit Verachtung und Schande gestempelt; bei ihren Landsleuten wie bei den Behörden gelten sie für zweideutige Leute, die schon einmal bestraft sind. Selten geschieht es, daß sie nicht bald für ein größeres Verbrechen als das erstemal wieder eingezogen werden, denn sie sind mit dem Laster vertraut und gegen Schamgefühl und Gewissen abgestumpft worden. Ich habe erlebt, daß Familienväter, welche die Ihrigen von ihrem Fleckchen Land ernährten, ohne Recht und Urtheil zum Presidio transportirt und Weib und Kind als Bettler zurückgelassen wurden.

Der Vagabund lernt im Presidio nicht arbeiten, der Lasterhafte hat kein gutes Beispiel vor Augen, der Neuling wird bestärkt und verhärtet im Verbrechen; die Anstalt ist eine Pflanzschule der Ausartung und Zügellosigkeit, und macht der Regierung schwere Kosten, ohne den Zweck des Besserns zu erfüllen. In England und in den Vereinigten Staaten herrscht der Grundsatz, die Sträflinge Nachts zu trennen und am Tage jede Unterhaltung durch Worte und Zeichen ihnen zu verwehren, weil es ausgemacht ist, daß der Verkehr unter einander die Bösen in der Bosheit befestigt. Die Erfahrung hat die Vorzüglichkeit dieses Grundsatzes bestätigt, so wie überhaupt bewiesen, daß Mäßigkeit und Menschlichkeit der Strafgesetze und Rücksicht auf die Anlagen und Eigenschaften des menschlichen Herzens den sittlichen Zustand des Landes verbessert, und die Menge der Verbrechen stets vermindert haben.

Nachdem ich zu Mahon auf Minorca die Quarantaine ausgehalten, besuchte ich das königliche Gefängniß dieser Hafenstadt. Es war ein von der Regierung gemiethetes Privathaus, denn in dem alten Kerker unter dem Stadthause hatte die feuchte Luft schon viele Sträflinge getödtet. Schon von weitem machte sich das Gefängniß mir kenntlich an den Gesichtern, welche sich hinter den Eisenstangen seiner Fenster blicken ließen; ein Haufe Leute stand umher, vermuthlich Freunde und Verwandte der Gefangenen, und unterhielt sich mit diesen, welche gelegentlich auch die Vorübergehenden um ein Almosen anriefen. Ich ließ mich von dem Schließer umherführen. Er brachte mich über eine gewundene Treppe in eine Reihe unterirdischer Gemächer oder Gewölbe hinab, in welchen die Gefangenen, bunt untereinander gemengt, verwahrt wurden. Drei oder vier Zimmer ohne Thüren schienen der gemeinschaftliche Schlafraum zu sein, an welchem Alle ohne Unterschied des Alters und Vergehens Theil hatten. Die Ge-

terfenſter, durch welche das Licht herunterfiel, lagen unmittelbar am Fuße der Straße. Die Thür eines kleinen Hofes, zu welchem die Gefangenen Zugang hatten, ſtand offen. Auf einigen beſchmierten alten Matratzen, die umherlagen, und das einzige waren was ich von Bettartigem entdecken konnte, ſah ich hingeworfene Spielkarten; einige Gefangene hatten abgekahlte Betttücher, andere ſchliefen ohne alle Decke auf der kalten Erde, Steine gebrauchend als Kopfkiſſen. Keiner hatte eine Beſchäftigung; auf ihren Geſichtern malte ſich Müßiggang und Elend. Sie umringten mich, ſobald ich eintrat; einige baten um Almoſen, andere klagten über die Härte ihres Schickſals. Es waren an 50 Gefangene des verſchiedenſten Alters, von einem 80jährigen Greiſe bis zu einem 11jährigen Kinde, und verurtheilt wegen der mannigfaltigſten Vergehungen. In einem häßlichen, finſtern Loche, ohne Luftzug, ſaß ein Kerl, der wenige Tage vorher einen amerikaniſchen Matroſen meuchleriſch erſtochen hatte. Ein unerträglicher Geſtank drang daraus hervor und ich mußte mich mit Ekel und Abſcheu wegwenden. Die Mauern des Kerkers ſchienen ſeit undenklichen Zeiten nicht geweißt zu ſein; Fenſter, Thüren und Wände waren mit ſchmutzigen Zeichnungen und Inſchriften bedeckt. Die meiſten Gefangenen ſaßen wegen Schmuggelns, einige Schulden halber, andere wegen häuslicher Händel und ein Kind von 11 Jahren für einen Mord. Alle ſchliefen und wohnten in demſelben Raume, der unglückliche Schuldgefangene mit dem Schmuggler und mit dem Dieb und Mörder. Das Kind hatte ganz die Miene der Unſchuld. Seine Geſchichte iſt folgende: Es war eine Waiſe und wohnte bei einem Pächter. Eines Sonntags ging die Familie zur Kirche und überließ dem Kinde das Haus, wie ſchon oft geſchehen war, denn es galt für ein ausgezeichnet gutes Kind. Da kam der Sohn eines Nachbars herüber um mit ihm zu ſpielen. Eine alte roſtige

Flinte stand in einem Winkel der Küche; sie war zum Unglück geladen, ohne daß die Knaben es wußten. Sie exercirten abwechselnd damit, indem Einer vor dem Andern stand und commandirte. Sie hatten schon mehrmals angelegt und abgedrückt, als plötzlich der Schuß herausfuhr und der Knabe des Nachbars todt zu Boden fiel. Der unschuldige Mörder hatte, wie er nachher gestand, eine solche Furcht aufgehängt zu werden, daß er den Leichnam zum Brunnen schleppte und hineinwarf. Abends kehrte die Familie nach Hause zurück und ahnte nichts von dem Vorfalle. Bald aber kam die Mutter des getödteten Knaben voll Angst gelaufen und suchte ihr Kind. Der andere Knabe gab verworrene Antworten und weckte den Verdacht; als man in ihn drang und ihm drohete, gestand er alles; die Leiche wurde auch im Brunnen mit ganz zerrissenem Gesicht gefunden. Obgleich nun der Richter die Unschuld des Knaben erkannte, mußte er ihn doch nach der Strenge des Gesetzes in's Gefängniß werfen. Der Knabe kam mit einem unverderbten Herzen hin. Die Nachbarn hörten in der ersten Woche seiner Einkerkerung sein jämmerliches herzzerreißendes Geschrei, welches Tag und Nacht nicht verstummte. Als ich ihn sah, war er in eine stumpfe Melancholie versunken, und fing vermuthlich an sich an seine unglückliche Lage zu gewöhnen; er wird ohne Zweifel auf 3 bis 10 Jahren zu den Galeeren verurtheilt und, in allen Verbrechen dort unterwiesen, und geht er in der Blüthe seiner Jahre als ein vollendeter Böswicht in das Leben ein.

Die Richter und Gouverneure in Spanien können beim besten Willen die Lage der Gefangenen nicht mildern; es müßte eine ganz andere Einrichtung der Gebäude, ein ganz anderes Reglement für die Gefängnisse, eine ganz andere Verwaltung der Fonds eintreten. Daß die Schließer sich an den Diäten der Gefangenen vergreifen ist die natürliche Folge des elenden Gehaltes, auf welches sie gesetzt sind. Zu bedenken ist, wie leicht

Gefangenwärter dieser Art die Flucht des größten Verbrechers zu begünstigen geneigt sein dürften.

Ich erfuhr auch in Mahon, daß viele Kinder jährlich eingesperrt und auf die Galeeren geschickt werden, wenn sie etwa einen Büschel Trauben gestohlen haben, was doch bei der großen Armuth auf dieser Insel nicht selten geschieht. Das Elend im Gefängnisse zu Mahon war unter dem vorigen Gouverneur noch größer als unter dem gegenwärtigen, und ist es noch in vielen andern Gefängnissen der Halbinsel. Details davon könnten die kältesten Herzen mit Schauder erfüllen. Die Sträflinge der Galeeren von Majorca werden Nachts in zwei lange gepflasterte Räume eingeschlossen, die finster und schrecklich feucht sind. Auf beiden Seiten laufen steinerne Bänke an den Wänden hin und lassen nur einen engen Durchgang in der Mitte, die Bänke sind mit Stroh beworfen und dienen den Gefangenen zu Betten. Alle schlafen beisammen, sie haben Zeit mit einander zu schwatzen, zu spielen und Entwürfe zur Flucht zu machen. Die meisten waren Schmuggler; viele Jünglinge im zarten Alter waren darunter, von 15 Jahren an; ja einer war erst im 12ten Jahre seines Lebens. Man hatte ihn ertappt, als er eben ein eingeschmuggeltes Pfund Taback versteckte. Ein alter Mann mit schneeweißem Kopf, in dessen Züge der tiefste Schmerz eingegraben war, erröthete, wie vor Zorn, nicht Scham, als er mich den Wärter nach ihm fragen hörte; eine Thräne rollte über seine Wange; er wischte sie mit dem Rockärmel hinweg und verbarg sich unter seinen Gefährten. Ich erfuhr, daß dieser ehrwürdige Greis seit zwei und einem halben Jahre Zwangsarbeit thäte, weil sich in seinem Hause sechs Pfund Taback gefunden hatten. Seine alte Gattin war mit ihm eingezogen worden, und drei erwachsene Töchter mußten im Arbeitshause Zuflucht suchen.

(Fortsetzung folgt).

VIII.

Schoolcraft's Reise am Mississippi.

(Fortsetzung).

11.

Lager auf einer Halbinsel im Leech-See — Bucht — Portage nach den Quellen des De Corbeau — erste Portage nach dem Warpool-See — verschiedene Seen — Lager an der Quelle des De Corbeau — Besuch des Häuptlings der Plünderer — sein Begleiter, einer der Mörder des Gouverneurs Semple — Fahrt auf dem De Corbeau abwärts — Nachtlager im Unwetter.

Der Wundarzt und Dollmetscher wurde unter Commando des Lieutenant Allen im Dorfe le Gueule Plat's zurückgelassen, um das Geschäft der Pockenimpfung zu beendigen. Die übrige Truppe ging einige Meilen weiter, um ihr Nachtlager aufzuschlagen. Erst um 7 Uhr wurde der Ort erreicht. Man erwartete die indianischen Führer, welche versprochen waren, um am folgenden Tage die Portage bis zum De Corbeau hinzuweisen. Der Morgen kam und die Führer blieben aus. Man schiffte sich also ein, es war am 18ten, und fuhr gegen das südliche Ufer des Sees hin, um selber die Portage aufzusuchen. Der Cours lag eine Strecke weit längs der Halbinsel, auf welcher das Nachtquartier bezogen worden war; diese erstreckte sich aber zu weit östlich und nöthigte, südwärts über eine geräumige Bucht weg-

wegzusteuern. Mitten auf derselben schien es zweifelhaft, ob man den rechten Weg habe; die Mannschaft trennte sich daher; ein Theil der Canots fuhr gegen Süden und ein anderer Theil gegen Südost; ein Flintenschuß war als Signal verabredet. Die südlichen Canots unter Herrn Johnston und Lieutenant Allen gaben bald das Signal; sie hatten einen Weg entdeckt, der ganz wie eine Portage aussah, und zwar in der bezeichneten Richtung. Das Gepäck wurde sogleich gelandet und der Marsch angetreten. Alles wird bei solchen Gelegenheiten möglichst fest und tragbar verpackt, kein Paket wird über 90 Pfund schwer gemacht. Man hat das Schweinefleisch in Fäßchen, Getraide in Säcken von Segeltuch, Gewürze in hölzernen oder zinnernen Büchsen und Waaren in geschnürten Ballen. Jeder Träger nimmt ein oder mehrere Pakete nach ihrer Schwere auf den Rücken, welche mit starken Lederriemen befestigt werden; er setzt sich in einen kurzen Trab und läuft mit seiner Last ohne abzusetzen, eine halbe Meile weit, bis zum ersten „Halt". Dort legt er seine Ladung nieder, ruht ein wenig und eilt dann zurück, um eine zweite Last nachzuholen. Wenn sämmtliche Güter bis zum ersten „Halt" geschafft sind, so werden die Canots mit ihrem Zeuge hingetragen. Dann wird dasselbe Verfahren angewendet, um alles bis zu dem zweiten „Halt" zu schaffen u. s. f. Das ist eine schwere Arbeit und erfordert kräftige und geübte Leute. Wo der Boden niedrig oder morastig und vielbereist ist, wird er bald ein vollkommenes Schlammbett.

Die jetzt gefundene Portage ging über einen Fichtenplan; die Landungsstelle war ein reiner sandiger Strand, der Reiseweg, ein fester trockener Fußsteg. Die Portage führte 1078 Yards weit, bis zum Ufer eines kleinen Sees, an dessen gegenüberliegender Seite ein klares Flüßchen die Canots aufnahm, welches seiner geringen Tiefe wegen zuerst unfahrbar schien. Die

Leute fingen damit an, die Ladung auf ihre Schultern zu nehmen, erweiterten dann das Bett, indem sie die Ufer mit den Rudern zerstießen, und halfen, selbst im Wasser gehend, den größeren Canots fort. So gelang es einen andern See zu erreichen, welcher „Klein-Langsee" (Little long) hieß. Die Ueberfahrt dauerte 24 Minuten und es zeigte sich ein Zusammenhang seines Gewässers mit vier andern kleinen teichartigen Seen, welche von Nympha odorata dufteten. Bei einem Moorgrund an der Spitze des letzten Sees begann die Portage Ple, welche nur kurz und ganz trocken über eine hohe Wiese hinführt und am Rande eines durchsichtigen beckenartigen Sees mit hohen Ufern ihr Ende erreicht. Dort wurde um 12 Uhr das Frühstück eingenommen. Der See hatte ungeachtet der Beweglichkeit und Reinheit seines Wassers doch keinen sichtbaren Abfluß, eine Eigenthümlichkeit, welche er mit einer Menge der kleinen Seen in dieser Gegend theilt. Die Ursach mag in der alaunhaltigen strata zu suchen sein. Nach Süd führt weiter eine Portage, welche, wie der See, mit Recht „Bergsee" so ganz eigentlich „die Bergportage" heißt; die Höhe der Lage ist beträchtlich, obgleich kein Felslager sichtbar ist. Der Boden ist aufgeschwemmt und reich an Kieseln. Gelbe Pinien wachsen darauf, nebst kleinem Ahorn und Unterholz. Beim „Insel-See" hört diese Portage auf. Eine andere von zwei „Halten" folgt nachher, welche 1960 Yards weit, bis in einen andern See führt, der Anfangs wie ein Teich aussieht, sobald man aber einen vorspringenden Punkt umfahren hat, eine klare glänzende Fläche zeigt. Die nächste Portage ist nur einen Halt lang, geht stellenweise durch morastigen Boden und endet auf Höhen, welche eine schöne und verhältnißmäßig große Wasserfläche, den Kagi Nogumaug oder „das große Wasser" umschließen. Daselbst wurde nach dieser ermüdenden beschwerlichen Tagereise Nacht gemacht.

Le Gueule Plat fand sich in Begleitung eines kleineren Häuptlings vom Leech-See beim Insel-See ein und drückte seine Bewunderung aus, daß der Marsch mit so vieler Baggage und so schweren Canots bis dahin sich hatte bewerkstelligen lassen. Es war ein entscheidender Punkt der Reise. Man befand sich nun an der Quelle des Kagági oder De Corbeau. Den Muth der Mannschaft hielt die Nachricht aufrecht, daß das Ende der Portagen erreicht sei; der Tag war besonders den Soldaten sauer geworden, welche solcherlei Arbeit nicht gewohnt waren, und nie ist wohl die nächtliche Kühle Männern angenehmer erschienen, die den Morgen, Mittag und Abend im Schweiße ihres Angesichts zurückgelegt. Es war jetzt von den Quellen, denen der Mississippi seinen Ursprung verdankt, die vierte gefunden, und alle lagen auf der Hochebene Hauteurs des terres, innerhalb eines Bezirks von etwa 70 englischen Meilen, bei einander. Ihre Namen sind Itasca-See, Ossowa (der östliche Arm) See und Fluß Schiba, (der Ursprung des Leech-Sees) und das obengenannte „große Wasser" (die Quelle des De Corbeau oder Krähenflügel- (Crow-wing) Flusses).

Gueule Plat und sein Secretair, wenn man so sagen darf, sonst Mischinowa, lagerten sich mit ihren Familien neben dem Lager der Expedition. Er habe, sagte der Häuptling, über manche Dinge zu reden, wozu er bei der vorigen Zusammenkunft keine Zeit gefunden. Unter vielem Gespräch rückte wirklich unvermerkt die Stunde der Mitternacht heran, ehe der Indianer in sein Lager zurückzukehren dachte. Er bestärkte seinen Wirth in der schon früher gefaßten guten Meinung von seiner Tüchtigkeit, indem er sich wieder überaus verständig, bestimmt und folgerecht vernehmen ließ. Nicht dasselbe ließ sich von seinem Begleiter und Pfeifenanzünder Maji Gabowi, einem großen starken Krieger, rühmen, der an Seele und Leib aus lauter Einfalt

zusammengesetzt schien. Er that zwar ganz still und geduldig, und verrieth durch keine Aeußerung versteckte Leidenschaft und Rachbegier, aber doch erinnerte er unwillkührlich an den Mord des Gouverneur Semple. Der Vorfall, dessen hier gedacht ist, gehört in den wilden Kampf zwischen der Nordwest- und Hudsonbay-Compagnie, während dessen die Indianer oftmals Spielbälle derjenigen Partei wurden, welche eben Einfluß auf sie gewann. Es war die Erbitterung auf's Höchste gestiegen, Gesellschaft gegen Gesellschaft, Privilegium gegen Privilegium, Agent gegen Agent auf's Aeußerste entbrannt, die gegenseitige Empörung so groß, daß gegenseitige Aufreibung zu befürchten stand, als Semple die Gouverneursstelle annahm, welche der seelige Johnston vorsichtig ausgeschlagen hatte. Die Indianer, von denen die beiden streitenden Parteien nichts begehrten als das Einzige, was noch des Streitens bei ihnen werth war, ihre Pelze und Felle, hatten kein anderes Interesse für die eine oder andere Seite, als ein Leibeigener hat beim Herrenwechsel, da sie vom Siege der einen so wenig wie von dem der anderen zu verlieren oder zu gewinnen, ja den meisten Vortheil vom Kampfe beider durch den Oppositionsmarkt hatten. Semple zeigte sich im Interesse der Gesellschaft, welche ihn eingesetzt hatte, der Hudsonbay-Compagnie, sehr eifrig, scheint aber den Unterschied nicht deutlich erkannt zu haben, zwischen einer obrigkeitlichen Person in England oder Schottland und einem Gouverneur in den wilden Einöden des rothen Stromes. Er machte sich selber auf mit einem großen Gefolge, um in den Ebenen einer stürmischen, drohenden Versammlung von allerlei Horden der Nordwest-Stämme die Aufruhrakte abzulesen. Die Agenten und Faktoren der Nordwest-Compagnie wurden beschuldigt, das Feuer der Empörung angeschürt zu haben und es ist gewiß, daß einige ihrer Diener aufhetzten und mitwirkten; ja es wird in ge-

richtlichen Akten angeführt, daß einige der Gehülfen und Theilnehmer dieser Gesellschaft vor Freude schrien, als sie den traurigen Ausgang der Begebenheit erfuhren *).

Während die Akte verlesen ward, schoß einer der Aufrührer seine Flinte ab. Dieß wurde für ein Signal genommen. Es begann ein heftiges Feuer. Semple war einer der ersten, welche verwundet wurden. Der Schuß ging ihm in den Schenkel und er fiel vom Pferde. Er war nicht im Stande wieder aufzusitzen. Die Indianer, zu Gunsten der Nordwest-Compagnie gestimmt, machten in demselben Augenblick einen Angriff. Ein wilder Schrecken ergriff Semple's Leute. Er selbst wurde unter den Ersten getödtet. Maji Gabowi hieb ihm mit seinem Tomahawk in den Kopf, und skalpirte ihn nachher.

Mit Sonnenaufgang, am 19ten, ward die Fahrt fortgesetzt. Der Häuptling vom Leech-See erhielt vom Dr. Houghton eine Lanzette und gehörige Anweisung, seinen Unterthanen künftig selbst die Schutzblattern einzuimpfen, da am 17ten nicht Alle hatten gegenwärtig sein können. Darauf nahm er mit den Seinigen Abschied. Die Passage über die schöne mit Waldung eingefaßte Wasserfläche des Kagi Nogumaue kostete nicht mehr als 40 Minuten. Aus dem See führte ein schmaler von Erlen überschatteter Bach, dessen verwachsenen Canal man nicht ohne Hülfe von Axt und Spaten passiren konnte. Eine halbe Stunde lang hatte man sich so durchgehauen, als ein neuer See sich öffnete, welcher auf der Reisekarte unter dem Namen „Kleiner Vermillion" angemerkt war. Birken und Espen säumten seine Ufer, entfernter standen Pinien. Er ward in 20 Minuten passirt.

*) Report of the proceedings etc. Acten betreffend den Proceß des Earl von Selkirk gegen die Nordwest-Compagnie, geführt vor den Assisen zu York in Ober-Canada, im October 1818. Montreal 8vo pag. 364.

Die Ausfahrt war doppelt so breit und nicht so versperrt als die Einfahrt; man sah jetzt an den Ufern viele Tamarisken und auf dem Wasser Teichlilien, Schwertel und indisches Rohr. Das Flüßchen ging 8 englische Meilen weit, und ergoß sich dann in ein kleines Wasserbecken, den „Birken-See, der in 13 Minuten passirt ward. Ein enger Canal führte weiter, dessen Boden Kiesel und hin und wieder größere Blöcke bedeckten. Die Tiefe des Wassers war so ungleichmäßig, daß die Mannschaft bisweilen waten mußte. Nach einer Fahrt von 7 oder 8 Minuten wurde der weite Lac Ple erreicht.

Die Ausdehnung dieses Sees beträgt nicht unter 3½ oder 4 Meilen. Die Vegetation hat einen mehr südlichen Charakter. Zum Theil sind die Ufer Wiesenstrecken mit kleinen Pinien überstreut. Eine Reihe von Portagen verbindet diesen Punkt mit dem Ottertail- (Otterschwanz-) See. Nämlich eine Portage von vier Halten bringt den Reisenden zum Insel-See; dann eine Portage von einem Halt zu einem kleinen See, welcher durch einen andern kleinen See mit dem seitwärts gelegenen See Lagard zusammenhängt; dann geht es wieder mit vier Halten zu dem Migiskun Ajaub oder Fischleinen-See, mit einem Halt in den Pinien-See und mit fünfen in einen kleinen Fluß, welcher in den Skalp-See fällt. Die Ausmündung des letzteren breitet sich in drei Seen aus, welche in fast gleicher Entfernung von einander liegen, und zuletzt in Lac Terrehaut auf dem „Hochlande" übergehen. Von da gelangt man in einen doppeltgestalteten See, welcher auch den Namen Zwei-Seen führt, und westlich von dem Hochlande mit dem Otterschwanz-See Verbindung hat. Diesen Weg würde Herr Schoolcraft eingeschlagen haben, wenn die Umstände ihm erlaubt hätten, von den Quellen des Mississippi aus in den rothen Strom einzulaufen; sie lagen aber um soviel südlicher als man vermuthet hatte, und so fern von

jedem Wege nach dem rothen Strome, daß der Zeitverlust zu beträchtlich gewesen wäre.

Aus dem Lac Ple führte eine ½stündige Fahrt in einen See, Namens Boutwell, dessen Ufer eine fast düstere Vegetation bedeckte. Die Ueberfahrt dauerte 19 Minuten. Es folgte Lac Vieux Desert oder der See vom alten Wintergrunde. Der nächste See, dessen Umfang 2½ Meile betragen mochte, konnte nach seiner Lage der „Gipfel-See" heißen. Der Cours, der sich vom Kagi Nogumaug an bis dahin südwestlich gehalten, nimmt nun plötzlich eine Wendung nach Ost und Nordost, und kehrt erst nach beträchtlichem Umwege wieder in die Südost- und abwechselnd Südwestrichtung zurück, bevor er sich mit dem Muschel-Flusse vereinigt. Da senkt sich der Strom, der sich soweit auf der Oberfläche hielt, in einen Grund hinunter und setzt die vielen Stromschnellen ab, oft gewiß mit reißender Gewalt dahinstürzend, damals aber klar und ruhig. Nach etwas über zwei Stunden wurde der Große Reis-See passirt, und bald darauf noch ein anderer See, den Lieutenant Allen entdeckte und der von ihm den Namen Allen-See erhielt. Dieser schien der größeste der ganzen Reihe unterhalb des Kagi Nogumaug zu sein. Er nahm einen Nebenfluß von Nordwest auf, welchen auch Lieutenant Allen besuchte.

Der Himmel hatte schon eine Weile lang Sturm verkündigt; als wir in den letztgenannten See eben einliefen, brach das Wetter los. Schwarze Wolken rollten über die Schiffenden hin und verfinsterten den Tag. Selten wohl mag sich die elektrische Materie so schnell und in solcher Menge entladen, selten ihr Leuchten so unausgesetzt und so empfindlich ausströmen, als jetzt geschah. Der Regen floß stromweis und beunruhigende Windstöße fuhren herab. Die Canots wurden sogleich dem nächsten Ufer zugelenkt, aber ehe sie es erreichen konnten, legte

ſich der Sturm und die Heftigkeit des Regens ließ nach. Deßhalb unterblieb die Landung und die Fahrt wurde quer durch den See fortgeſetzt. Ein kurzer Canal, deſſen Ufer mit Ulmen und Eichen prangten, endete in einen See von mäßigem Umfange, für welchen die Reiſekarten weder einen indianiſchen noch franzöſiſchen Namen hatten. Als daher Herr Johnſton gerade dort an's Land ſtieg, um auf ein Wild zu ſchießen, ſo wurde dieß Veranlaſſung, das Waſſer nach ihm zu benennen. Bei der Ausfahrt aus dem See zog ein ungelbſchtes Feuer am Ufer die Aufmerkſamkeit an; kein Menſch aber ließ ſich blicken, kein Canoe war ſichtbar, auch kein Zeltpfahl, kurz nichts, das auf eine reiſende Chippiwa-Familie hätte ſchließen laſſen. Es entſtand daher die Vermuthung, daß Sius ſich dort verſteckt hätten, und dieſe Vermuthung war genug, um Leute von galliſch-ſchippiwaiſcher Herkunft, denen große Anhänglichkeit an den Schippiwaſtamm eigen und die ganze Stimmung dieſer Nation gegen ihren Erbfeind eingepflanzt war, in Unruhe zu ſtürzen. Nach Verlauf einer Stunde ward jedoch ſicher der See Lilina erreicht, der elfte und letzte der Reihe, welcher Kaichibo Sagitowa heißt, oder See „deſſen eines Ende der Strom durchſchneidet.“ Wenige Meilen unterhalb dieſes Punktes bildet der Strom ſeine erſten Arme, indem er den Muſchelfluß, ein beträchtliches Waſſer, das ihm an Größe faſt gleichkommt, ſich zugeſellt. Weiterhin entſtehen bald zahlreiche Stromſchnellen, bald breitet ſich das Flußbett geräumig aus und verſeichtet. Dennoch iſt meiſt eine hinlängliche Waſſerfülle vorhanden. Vierzehn Meilen unterhalb der gedachten Einmündung wurde das Nachtlager aufgeſchlagen. Es war 8 Uhr. Seit einigen Stunden war anhaltender Regen unter beſtändigen grauſenhaften Blitzen gefallen. Das gab eine naſſe, kalte, unbehagliche Landung. Es regnete fortwährend. Die Bootsleute aber verließ ihr Frohſinn und Eifer nicht. Sie

suchten trockne Holzfibern unter der abgestreiften Rinde nassen Gezweiges auf, schafften Holzschwamm zum Anbrennen herbei, und brachten bald ein lustiges Lagerfeuer zu Stande. Das Zeltaufschlagen, Einrichten, Unterbringen des schweren Gepäckes unter geölte Leinwand ist bei diesen Leuten das Werk weniger Augenblicke, und bessere Reisebedienung kann man gar nicht haben. Sie thun nicht bloß was man sie thun heißt, sie thun es ohne Murren, und nach der schwersten Anstrengung; bei Nacht und Tag, zu Land und zu Wasser, sind sie nicht nur stets aufgelegt zu neuer Arbeit, sondern beleben dieselbe allezeit mit fröhlichem Gesang.

12.

Weitere Fahrt auf dem De Corbeau — der Blätterfluß und große Prairie — Kriegsvorfälle von früher — Waldbäume — einförmige Landschaft — ein Schippiwa-Jäger — Einfahrt in den Mississippi — Zusammenlauf von Indianern — Unterredung mit ihnen — die Reden Grossegueule's, Songikumig's und des weißen Fischers — Fahrt nach Prairie piercée — erste Nachricht vom Ausbruch des Sauc-Krieges — Schluß — von hitzigen Getränken und Sabatfeier.

Die weitere Fahrt den Strom hinab kostete noch anderthalb Tage; der zurückgelegte Weg mochte wohl 120 englische Meilen betragen; er hält sich von den erwähnten Armen an, gewöhnlich gegen Südost. Zwei Flüsse, die von West einfallen, der Blätterfluß und Große Prairie führen ihm eine beträchtliche Wassermenge zu. Von der andern Seite ergießt sich in ihn ein kleinerer Fluß, der Kioschk oder Mewen-Fluß. Unbedeutende Flüßchen und Bäche sah man an mehreren Punkten einmünden und von beiden Seiten her die Wassermenge ansehnlich vermehren. Der prächtige Strom ergießt sich durch aufgeschwemmtes Land, mit einer Kraft, welche starken Fall verräth; nirgends ist das Wasser

still, oft reißend; etwa 70 Meilen unterhalb der Einmündung des Muschel-Flusses giebt es eine ganze Reihe ordentlicher Stromschnellen, welche je mehrere Fuß Fall haben und die Hinabfahrt durch einzelne Steinblöcke, die aus dem Wasser ragen, sehr schwierig machen.

Diese Merkmale werden unterhalb des Blätterflusses seltener und verschwinden unterhalb des Großen Prairie gänzlich. Die Ufer sind auf einer Seite hoch und mit Fichten bedeckt, auf der andern angeschwemmt und reich an Ulmen und Ahorn. Etwa 18 Meilen unterhalb des Muschel-Flusses liegt eine kleine Weiden-Insel; mehrere kleine Ulmen-Inseln folgen, die aber sämmtlich an Umfang, Boden und Holz der berühmten, großen Insel Isle de Corbeau, beim Einfluß in den Mississippi, nicht gleich kommen.

Der Große Prairie dient den Schippiwas zum Paß in ihren Kriegszügen gegen die Sessitons und Yanktons, und viele Geschichten von Unfällen und Abentheuern werden erzählt, worin der Strom und seine Umgegend eine Rolle spielen. Manches davon mag Erdichtung sein, vieles aber gehört wirklich der Geschichte der dortigen Indianerstämme an. Freilich ist es schwer, wo Wahrheit und Dichtung sich so eng verknüpfen, einen sichern Leitfaden aus dem Labyrinth zu finden, und vielleicht ist's unmöglich. Der Heereszug, von welchem unsere Reisenden auf der Insel Coicaspi Trophäen gesehen hatten, war den Strom in Canots hinuntergefahren, und den Sius nach einiger Zeit begegnet. Auf den Prairies entspann sich ein Gefecht, welches unter abwechselnden Stellungen den Tag über fortgesetzt wurde. Drei Sius fielen und ein Schippiwa. Die Sius zogen sich endlich bis in die Nähe ihrer Ortschaft zurück, und die Schippiwas kehrten heim, um über die erbeuteten Kopfhäute zu triumphiren und auf einen neuen Ueberfall zu sinnen. Die Spuren

der flüchtigen Läger, welche sie längs des De Corbeau bewohnt hatten und oft auch kleine Wachtfeuer und verlassene gestrandete Canots wurden noch bemerkt.

Der Kampf zwischen Schippiwas und Sius scheint sehr alten Ursprungs zu sein, und wenigstens gleichzeitig mit der Entdeckung des Landes. Noch älter ist die Einwanderung der Schippiwas und die Eroberung der Landstrecken, welche sie jetzt inne haben. Die Franzosen, bei ihren Entdeckungen gegen Norden, fanden sie dort schon angesiedelt. Die Leech-See-Indianer haben in dem erwähnten Kriege sich ausgezeichnet, und verdanken einem Vorfalle während desselben den Namen der Mukkundwais oder Plünderer. Der Pelzhandel war während des Kampfes zwischen französischer und englischer Obergewalt in Canada, und bis zum Siege der Letzteren, sehr in Unordnung gerathen. Die Indianer waren den Franzosen geneigt, und die Engländer Anfangs bei ihren Handelsunternehmungen abhängig von den französischen Commis und noch mehr von den französischen und canadischen Bootsleuten. Es kam in dieser Zeit ein Herr Berti mit vielen Waaren in's Land und trieb am De Corbeau einen einträglichen Handel mit den Schippiwas. Als diese keine Pelze mehr hatten, er aber noch nicht alle Vorräthe und darunter Flinten und Munition losgeworden war, dachte er an die Sius, welche gewiß gern von diesen Artikeln kaufen würden. Die Leech-See-Indianer aber thaten sich dazwischen, und verboten ihm in die Sius-Distrikte hinabzuziehen, weil die Sius ihre Feinde wären, und ihnen Pulver und Gewehr zu geben nichts anders hieße, als mit ihnen gemeine Sache machen. Herr Berti nahm diese Aeußerungen vermuthlich nicht ernsthaft genug, denn er reiste an die Mündung des großen Prairie, um zu den Sius hinüberzugehen. Sogleich überfiel ihn die dortige Horde und nahm ihm alle seine Waaren ab, schonte aber seiner und

seiner Leute. Herr Berti durfte also ungekränkt heimkehren, war aber doch von dem Vorfalle so erschüttert, daß er, vielleicht in Folge davon, bald starb. Er ward in der Gegend des Sandy-Sees begraben.

Fast alle Pinienarten schmücken die Waldung dieses Mississippi-Armes. Zucker-Ahorne fanden sich seltener als die Nachricht von ihrer durchgängigen Verbreitung über die Gegenden der Mississippi-Quellen und ihre Wichtigkeit für die Subsistenz der Indianer vermuthen ließ, vielleicht weil die niedrigen und aufgeschwemmten Gründe ihrem Wachsthum nicht günstig sind. Auf den Hochlanden wachsen sie wirklich in Fülle, und werden dort zur Zeit der Zuckerbereitung von den Eingebornen aufgesucht. Andere Ahorn-Arten breiteten häufig ihr reiches Blätterwerk über den Strom hin; Ulmen, Eschen und mancherlei Eichen-Arten mischten sich darunter. Die Fichte ist überall der verbreitetste und als Bauholz schätzbarste Baum der Gegend.

Immerfort nichts als Wald und Wasser und Wasser und Wald zu sehen, spannt die Aufmerksamkeit ab; ermüdet durch diese Einförmigkeit der Landschaft, sucht das Auge nach einem neuen Schauspiel und die allerkleinste Abweichung, unter dichtem Laubwerk die schlank aufgeschossene Pinie, unter dem steten Einerlei von Muscheln ein Schalthier mit tiefer Narbe oder mit Perleninhalt, oder ein getollter Wasservogel, wird schon unterhaltend und belebend. Am dritten Tage der Fahrt stromabwärts unterbrach die Entdeckung eines voranfahrenden Indianer-Canots die Einförmigkeit der Reise. Ein Blick reichte hin, den Schiffenden für einen Schippiwa mit seiner Familie zu erkennen. Die Flagge ward sogleich zu seiner Begrüßung im Vordertheil aufgezogen, ein Lied angestimmt und der Indianer bald eingeholt. Er schien erfreut und meldete, daß es nicht weit mehr sei, bis zur Strommündung, wo die Horden vom Sandy-See und

Mille lac sich versammelt hätten, um Herrn Schoolcraft's Ankunft zu erwarten, da die Rechnung der bis zum angesagten Versammlungstage ausgesetzten Frist mit heutigem Sonnenuntergange abliefe. Herr Schoolcraft freute sich, daß er so pünktlich sein konnte und sah in dem fremden Canoe auch ein zufriedenes Lächeln auf jedem Gesichte gemalt. Das herzlichste „maja, maja" zum Abschiede sprach ein aufrichtiges „Gott geleit' euch" aus.

Die kleine Entfernung bis zur Strommündung legten sie bald zurück, und in den breiten prächtigen Mississippi einfahrend, sahen sie das gegenüberliegende Ufer mit Indianerhütten besetzt, in deren Mitte die amerikanische Flagge wehete, und wurden augenblicklich durch eine Salve begrüßt. Das Schießen und das Freudengeschrei dauerte fort bis Alles gelandet war. Die beiden obersten Häuptlinge traten darauf aus der gedrängten Menge hervor und drückten ihre Freude aus über die Ankunft ihres Freundes und insbesondere über dessen Pünktlichkeit. Bald darauf wurde gemeldet, daß das Packet-Canoe mit Waaren und Lebensmitteln vom Sandy-See ankomme, und so konnte gleich, nach geschehener Ausschiffung der Ladung, zur Rathsversammlung geschritten werden. Als die Absichten des Besuchs den Indianern noch ausführlicher als denen vom Sandy-See auseinandergesetzt und die Geschenke ihnen eingehändigt waren, erhoben sich als Sprecher die Häuptlinge Kwiwizainsisch oder Grossegueule, Songikumig oder „der starke Grund, der „Weiße Fischer" und Sohn Puguſainjiguns. Grossegueule bemerkte, daß an Frieden zwischen den Schippiwas und Sius nicht zu denken sei, bevor nicht feste Grenzlinien zwischen beiden Gebieten gezogen seien. Solche seien auch im Traktat von Prairie du chien versprochen worden. Ihm selbst sei der Friede wünschenswerth. Songikumig, derselbe, der im Jahre 1832 einen Siushaufen, welcher sich ihm zu nahe wagte, überfiel, und ohne einen einzigen Mann

zu verlieren vierzig Feinde erschlug, sagte, er werde seine Grenzen vertheidigen; er würde sich freuen, wenn sie deutlich sichtbar gemacht würden, denn sonst gäbe es immer Vorwände zur Ueberschreitung derselben. Wabojig, der weiße Fischer, erklärte, daß er den Friedensverträgen immer geneigt und auch zu Fond du Lac zugegen gewesen sei; er hoffte, daß man den Sius dieselben Rathschläge wie den Schippiwas geben würde; wenn diese nicht die Grenzen überschritten, würde man sich dessen auch enthalten u. s. w. Mittun Egabowa oder „der Vorderfeste" sprach nur von Personalitäten; besonders erzählte er, daß die Medaille, welche er trug, und um derentwillen er auf die Häuptlingschaft Anspruch machte, seinem verstorbenen Vater zu Prairie du chien überreicht worden sei, und gab eine Pfeife zum Geschenk.

Nach aufgehobener Versammlung fuhr Herr Schoolcraft den Mississippi hinunter bis Prairie Piercée, wo ein Herr Baker sein Handlungshaus hatte. Dorthin war wenige Tage zuvor über St. Peter die Nachricht von offenen Feindseligkeiten zwischen den Sauc-Indianern und „Füchsen" gelangt; ein Blatt aus dem Westen gab ferner Kunde von einer Action mit den Soldaten am Felsflusse, von der Ermordung St. Vrain's, des Agenten für die dortigen Stämme und von andern Partikularitäten, welche bewiesen, daß an der Grenze der Indianerkrieg völlig zum Ausbruch gekommen.

Der weitere Weg der Expedition fällt mit dem vom Gouverneur Caß im Jahre 1820 zurückgelegten zusammen, und da anderweitig über denselben schon berichtet worden, so wird hier der gegenwärtige Reisebericht geschlossen. Nur noch die Bemerkung finde Raum, daß die ganze Reise ohne einen Tropfen spirituösen Getränks, sei es zu eigenem Genuß der dabei Bethätigten, sei es zu Geschenken, zurückgelegt ward, und darum war doch keine Verminderung in der Lust und Kraft zur Arbeit und

keine Krankhaftigkeit zu spüren; die Mannschaft hat nicht ein einziges Mal nach Branntwein verlangt und nicht im entferntesten darüber gemurrt, daß sich unter den mitgenommenen Vorräthen keiner befand. Ein gleich sittlicher Geist gab sich darin kund, daß die Sabatfeier pünktlich gehalten wurde. Es galt als Grundsatz, am Sonntag zu rasten. Diejenigen, welche sich dazu geneigt fühlten, konnten einen Gottesdienst halten. Es entstand dadurch keine Verzögerung. Im Gegentheil die Mannschaft sammelte frische Kräfte und Lust zur Arbeit und der Wundarzt hatte Muße, kleinen Verletzungen und Klagen abzuhelfen.

(Fortsetzung folgt).

IX.

Gützlaffs Reisen längs der chinesischen Küste.

(Fortsetzung).

11.

Der Yang-tsi-kieng-Strom — Scheng-hae — Forts — Armee und Flotte — Tsöng-ming — Rückkehr nach Scheng-hae — Linkengtäo.

19. Juni. Wir erreichten den Yang-tsi-kieng, dessen Ufer so niedrig liegen, daß wir sie zuerst gar nicht bemerkten. Hier kamen wir durch eine Passage, welche unsers Wissens zuvor noch kein europäisches Schiff besucht hatte. Da wir uns vergeblich bemüheten, von den zahllosen Fischerböten welche uns umgaben, einen Piloten zu erhalten, so blieb nichts übrig, als den Dschunken zu folgen, welche dem Scheng-hae zusteuerten. Gegen Mit-

tag machte sich das niedrige Ufer bemerklich, indem ein Hain sich unweit des Wassers erhob. Man hat dem Hafen zufahrend, keine andere Landmarke als den Gipfel einer kleinen Insel, welche in dem dortigen Archipelagus am nördlichsten liegt und bei den Chinesen, wenn ich nicht irre, Sökeng-schän heißt. Man kann im Hafen sicher vor Anker gehen, und viele Dschunken, die nach Scheng-hae bestimmt sind, warten dort günstigen Wind ab. Sie steuern dann gegen Nordwest und erreichen gemeinlich in einem oder zwei Tagen die Mündung des Wuseng, welcher nach Scheng-hae führt. Frisches Wasser giebt es überall während mehrerer Monate; doch die Einfahrt wird für größere Schiffe gefährlich bleiben, so lange nicht ordentliche Piloten angestellt und hydrographische Aufnahmen gemacht werden.

20. Juni. Wir machten uns früh im Boote auf, um einen Besuch zu Scheng-hae zu machen. Einige Kriegs-Dschunken, welche sich gestern genähert hatten, thaten ihre Tapferkeit durch Schüsse kund. Wir suchten lange nach der Mündung des Flusses, weil es noch dunkel war und die Flachheit und Einförmigkeit der Küste die Oeffnung der Aufmerksamkeit entzog. Es war beinah vier Uhr als wir unter zwei kleinen Forts anlangten, welche auf den beiden Ufern standen, und mit funfzehn Kanonenschüssen von jedem Fort begrüßt wurden. Dieß sollte uns warnen, verbotenes Land zu betreten. Wir machten uns aber wenig aus der Unhöflichkeit des Empfanges und fuhren mit unsern Sondirungen fort, welche sechs Klafter ergaben; gegen das rechte Ufer hin war aber das Wasser so seicht, daß für die Passage der Schiffe nur ein enger Canal blieb. Links liegt eine Stadt. Gegen Westen zweigt ein Canal ab, der nach Nanking führt. Einige Mandarinenböte, denen wir begegneten, forderten uns auf, augenblicklich umzukehren.

Der

Der Charakter des Landes ist ein ganz anderer als um Schikieng; alles ist eine einzige fruchtbare Ebene, fast ohne Erhebung über dem Meere, wohl angebaut und gänzlich hügellos. Ueberschwemmungen haben da vielen Schaden angerichtet, weil Dämme aus dortigem Lehmletten gemacht, nicht den Fluthen Trotz bieten können. Man sollte nun in so niedriger Uferlandschaft viele Wiesen erwarten, aber sie sind selbst dem Namen nach unbekannt. Die Chineſen haben mit großem Fleiße die moraſtigen Gründe ausgetrocknet und zum Reisbau, welcher tiefliegenden naſſen Boden erfordert, geſchickt gemacht. Sie machen ſich aus Milch und Butter nichts, halten auch kein Schlachtvieh, brauchen daher keine Wieſen. Sie gewinnen dafür dem geſegneten Boden zwei Ernten ab, das einemal Reis, das anderemal Waizen, und haben daran genug für ſich und zu ihren Lieferungen an die in dieſer Provinz beträchtliche Hauptſtadt.

Wir beſuchten einige Häuſer, welche ſich ſehr geräumig fanden und zu gleicher Zeit Speicher und Wohnung abgaben. Die Eingebornen ſind von kleiner Statur und ſchmutzig an ihrem Leibe und in ihren Häuſern. Sie verriethen weder Neugier noch Beſtürzung bei unſerer plötzlichen Ankunft. Als wir durch die üppigen Felder gingen, auf denen der Waizen in Reife ſtand, ſahen wir überall das Volk geſchäftig, die reiche Ernte einzuſammeln. So weit das Auge über die unermeßliche Ebene reichte, gab es kein Fleckchen, das nicht angebaut war, oder von Vegetation ſtrotzte. Die Häuſer ſtanden in kleinen Gruppen beiſammen, deren Bewohner immer ſo viel Land hatten, als zum Unterhalt ihrer Familien ausreichte; und ſolcher kleinen Weiler gab es eine große Menge. Wir ſahen mehrere Frauen mit Nanking-Weberei beſchäftigt; die Baumwolle, welche dazu gebraucht ward, hatte ſchon die gelbe Farbe, welche dieſem Stoffe eigen iſt. Als unſer Boot vor Anker lag, erhielten wir vielen Beſuch

von den Eingebornen, deren Neugier nach und nach zu wachsen schien. Sie besaßen weder so viel Verstand noch so viel Höflichkeit als das Volk von Schikieng. Einigen Bauern, welche lesen konnten, schenkten wir Bücher. Manche machten Umstände sie anzunehmen, vermuthlich weil sie eine hohe Forderung fürchteten. Ein Flintenschuß setzte sie in außerordentliches Erstaunen, denn selbst nur im Besitz ungeschickter Luntengewehre konnten sie nicht begreifen, wie durch das Schloß dem Pulver Feuer mitgetheilt wurde. In einem der Häuser sahen wir ein gelbes Papier aufgehängt, womit der Kaiser ein altes hundertjähriges Ehepaar beehrt hatte. Dies Papier, in Begleitung eines reichen Geschenkes, war auf Ansuchen der Ortsbehörde ertheilt worden. Wer die schönen Worte läse, die darauf standen, ohne die Wirklichkeit zu kennen, sollte ernstlich glauben, es könne keine Regierung von väterlicheren Gesinnungen geben als die chinesische. In diesem Sinne habe ich mich auch oft gegen Eingeborne geäußert und sie ermahnt, eine Regierung von so liebevollen Grundsätzen werth zu halten. Sie lachten mich aber jedesmal aus, und schrieben meine Bemerkungen entweder meiner Unkenntniß oder geradewegs meiner Dummheit zu. „Unsere Obrigkeit" sagten sie, „braucht Geld, und macht sich wenig Sorge, um die Mittel, es zu erwerben. Wisset ihr dies, so kennet ihr die Grundsätze und die Praxis unserer Regierung."

Wir hatten nun den halben Weg zur Stadt zurückgelegt, und viele Dschunken kamen uns entgegen; die am Orte selbst gebauten hatten eine länglich runde Gestalt und gewöhnlich vier Masten und Kannevas-Segel. Nicht leicht hält eine mehr als zweihundert Tonnen Last. Sie sind alle numerirt und mit dem Namen ihres Ortes bezeichnet. Die Eingebornen der Gegend sind schlechte Schiffer und leiden oft Schiffbruch. Sie besuchen vornehmlich die Häfen von Liáo-teng oder der Mandschu-Tar-

tarei, wohin sie Seide und andere Manufakturwaaren von Kieng-nen führen, und bringen dafür Erbsen und Oel zurück.

Wir hatten bald den Verdruß, mehrere Böte von der Stadt und von Wusung kommen zu sehen, welche sich uns in den Weg stellen sollten. Ihre Zahl wuchs bedeutend, und einige Offiziere waren am Bord derselben, welche uns befahlen, augenblicklich umzukehren. Unser Boot segelte aber sehr gut, wir kamen ihnen in kurzem weit vor und erreichten Scheng-hae um 3½ Uhr. Eine Menge Leute waren schon am Ufer versammelt, um uns zu sehen. Einem Tempel der Himmelskönigin gegenüber landeten wir und begaben uns zunächst nach dem Büreau des Täo-tae, des obersten Beamten, an welchen wir eine Eingabe aufgesetzt hatten.

Die Stadt steht auf der linken Seite des Flusses und hat meist niedrige Häuser, enge Straßen, viele Läden, etliche prächtige Tempel und außerordentlich viel Geräusch. Unser Besuch war sehr unwillkommen. Im Büreau des Täo-tae erfuhren wir, daß Se. Excellenz nicht gegenwärtig sei, vielmehr zu unserm Empfange nach Wusung, einer Stadt an der Mündung, sich begeben habe. Wir sprachen unser Bedauern hierüber aus, wollten aber doch, da wir einmal in der Stadt waren, die Gelegenheit nicht ungenützt lassen, dies große Emporium des mittleren Asiens genauer zu sehen. Der Schihien des Distrikts, ein Beamter von goldnem Knopf, kam heraus, um uns herunterzu machen, und schalt gewaltig, daß wir nach der Stadt gekommen wären. Wir beantworteten seine Vorwürfe mit größter Ruhe und erinnerten ihn, daß Höflichkeit den Beamten im himmlischen Reiche gezieme. Darauf kehrten wir zu dem Tempel zurück, bei welchem wir gelandet waren und suchten in demselben unser Nachtlager. Wir wurden bald mit einem Manne bekannt, welcher eine Art Dolmetscher vorstellte, weil er die Fu-

kinesische und Mandarinen-Sprache verstand. Ich habe nicht leicht einen so falschen Menschen gesehen als diesen. Seine Zunge war stets in Bewegung. Er war ein leidenschaftlicher Opiumraucher und rechter Mandarinenknecht. Von zahlreichen Polizeidienern umgeben, hatten wir kaum eine Viertelstunde verpaßt als die Ankunft des Tä-tae uns gemeldet ward. Er war mit Blitzesschnelligkeit angelangt und erklärte sich bereit, unser Gesuch anzuhören. Wir debattirten zuerst wohl eine halbe Stunde, ehe über den ceremoniellen Punkt des Stehens oder Sitzens auseinander zu kommen war, endlich entschloß er sich bei unserm Eintritt aufzustehen; so standen wir denn ebenfalls. Er wartete nicht Herrn Lindsay's Anrede ab, sondern sagte mit starker Stimme: „Warum gehet ihr nicht nach Canton und handelt dort? Es ist etwas Unerhörtes, daß ein fremdes Schiff nach Scheng-hae komme. Richtet Euch nach den Gesetzen des himmlischen Reiches und stört unsere Ruhe nicht durch Eure Gegenwart!" Herr Lindsay erwiederte: „Der Handel mit Canton ist in Unordnung gerathen; das hat aber auf die Provinz Kiengnän keinen Einfluß. Da wir den Dschunken von Scheng-hae unsere Häfen nicht verbieten, so nehmen wir gleiche Freiheit für unsere Schiffe in Anspruch." Dieß machte ihn wild. „Erlaubt ihnen nicht, Eure Häfen zu besuchen, sondern jagt sie fort!" „Das ist unmöglich", versetzte Herr Lindsay, „Wie so?" „Weil unsere Regierung auf Vernunft hält und keine Nation mit Unvernunft behandelt." Nach vielem Wortwechsel entfernten wir uns. Wir saßen noch nicht lange als unsere Eingabe uns wieder zugestellt und eine Abschrift derselben vorgezeigt ward, zum Beweise, daß man des Originals nicht bedürfe. Wir wollten es jedoch nicht zurücknehmen, weil wir es zur Berichtung an die höheren Mandarinen übergeben hatten.

Einige Priester der Täo-Sekte sorgten für unsere leiblichen Bedürfnisse, sie brachten uns Abendessen und zeigten sich überaus dienstfertig. Ueber Niemanden wahrlich hatten wir uns zu beklagen als über die Mandarinen, welche uns ganz mit Wachen einschlossen, um unsere Spaziergänge durch die Stadt zu verhindern. Wir kehrten uns aber nicht an ihre Maaßregeln und sie ließen ab uns zu belästigen.

21. Juni. Früh am Morgen erhielt Herr Lindsay Befehl, sogleich abzureisen. Wir hatten uns schon gewöhnt, solche Befehle zu überhören und besuchten noch vor dem Frühstück einen großen Theil der Stadt. Ich schrieb ein heftiges Edikt ab, welches schon vor unserer Ankunft gegen uns erlassen worden war, da sie von Schi-kieng aus unsere Annäherung angezeigt und vor uns gewarnt hatten. Wir kauften mehrere Gegenstände, unerachtet die schärfsten Verbote jedes Handels mit uns ergangen waren. Sobald aber die Mandarinen sahen, daß wir ebenso fest als billig in unseren Forderungen wären, fingen auch sie an höflich und nachgiebig zu werden. Sie waren insgesammt Opiumraucher, und wir lernten keinen einzigen achtbaren Mann unter ihnen kennen. Sobald sie merkten, daß mit Hochmuth und Gewalt uns nicht beizukommen sei, versuchten sie mit uns alle Wege der Freundlichkeit.

Ich begegnete in den Straßen sehr Vielen, die ehemals meine „Zöglinge" gewesen waren. Sie riefen mich bei Namen und waren beflissen mir ihre Freude über das unverhoffte Wiedersehen an den Tag zu legen. Ich winkte ihnen aber mit der Hand, sich nicht durch Freundschaftsbezeigungen in Gefahr zu bringen. Sie verstanden mich und gehorchten, obgleich sichtbar mit Widerstreben. Wie oft habe ich zu diesen geredet und ihnen das Evangelium unsers theuern Erlösers verkündigt. Sie sind mit Seinem heiligen Namen und mit der Geschichte Seiner Leiden

für die Menschheit bekannt geworden. Ach! in ihre Herzen ist die Wahrheit nicht gedrungen, daß von seinem lebendigen Glauben zeugen muß, wer theilhaftig sein will der Gnade Jesu Christi. Aber ob ich gleich hier wenig Frucht von der Predigt des Kreuzes gesehen habe, so bin ich doch überzeugt, daß, wenn die Umstände einen längeren Aufenthalt unter ihnen verstattet hätten, einige zu gewinnen wären, denn sie schienen nicht gänzlich verschlossen.

Wir hatten auf der Rückfahrt stürmisches Wetter, erreichten aber das Schiff, als es eben in den Hafen einlief. Die See-Officiere waren bereits am Bord gewesen, und hatten ihm anbefohlen, den Hafen unverzüglich zu verlassen. Als es hineinfuhr, wurde von beiden Forts geschossen; auch die Kriegs-Dschunken gaben uns einige Ladungen; ihre Kanonen thaten aber nicht mehr Wirkung als Böller. Wir lagen kaum vor Anker als der Tsong-ping-kwän oder Fluß-Admiral sich anlegte und uns bedeutete, daß wir keinen Augenblick da dürften liegen bleiben. Während wir noch mit ihm kapitulirten, gab unser Capitain eine Salve in Erwiederung der vielen Schüsse, welche uns begrüßt hatten. Dies verursachte ihm einen solchen Schreck, denn unsere Kanonen knallten sehr, daß er sogleich befahl, sein Boot an's Ufer zu steuern.

Am 22. Juni ging ein frischer Wind, der uns außerhalb auf den Bänken sehr gefährlich gewesen wäre. — Wir hatten in unserer Eingabe auseinandergesetzt, wie vortheilhaft für die Provinz der Handel mit uns sein würde. Wir hatten die stärksten Gründe zusammengebracht, z. B. die anerkannte Huld des Kaisers gegen Ausländer, die Handelsfreiheit der Kaufleute von Scheng-hae in unsern Häfen u. s. f., und hatten unterthänigst gehofft, daß diese Dinge in Ueberlegung gezogen werden würden. Statt dessen war unsere Eingabe uns zurückgegeben wor-

den und eine ärgerliche Antwort dazu. Die letztere behielten wir als ein feines Pröbchen chinesischer Diplomatik; die erstere wollten wir unter keiner Bedingung wieder annehmen.

Während der Capitain stromaufwärts fuhr, machten wir eine Streifpartie in den Distrikt Pão-Schän, einem weiten aufgeschwemmten Striche am linken Ufer, welcher von Jahr zu Jahr anwächst. Als wir landeten, fanden wir die Truppen regelmäßig aufgestellt. Sie waren mit Piken, Säbeln und Luntenflinten bewaffnet. Wir gingen nach Wusung, einer schmutzigen aber volkreichen Stadt, und wurden von zahlreichen Volksschwärmen umdrängt, denen wir Bücher austheilten. Auch einige Mandarinen folgten uns. Wir kamen über viele fruchtreiche Felder und durch viele Dörfer, und unterredeten uns mit den Leuten, welche von allen Seiten herzuströmten. Unterweges trafen wir häufig auf Gräben und sprangen hinüber. Dies ermüdete die Mandarinen dergestalt, daß sie uns hartnäckige Eindringer recht herzlich satt kriegten. Unsere Rückkehr an's Ufer ward wiederum durch eine Truppen-Parade beehrt. Sie bildeten ein Defilée längs der Dämme, und hatten Officiere die sich artig benahmen und freundlich mit uns redeten. Wir sahen einige große eiserne Kanonen von verschiedenem Kaliber und Steinhaufen daneben statt der Kugeln. Diese kriegerischen Zurüstungen waren, wie die Officiere uns angelegentlich versicherten, nicht unsertwegen gemacht, sondern gehörten bloß zu der üblichen Truppen-Revüe.

Der 23. Juni war ein dunkler und windiger Tag, doch kamen mehrere Böte an unser Schiff. Die Leute waren sehr neugierig; sie verbeugten sich tief und knieten bisweilen sogar nieder, nachdem sie in die Cajüte getreten. Sie scheinen weit unter denen von Ningpo zu stehen. Der Täo-tae, dem seine übereilten Maßregeln leid zu sein schienen, erbat sich sein unverschäm-

tes Schreiben zurück, um uns ein anderes nach dem Muster des zu Ningpo ertheilten zuzufertigen, erhielt aber eine abschlägliche Antwort.

24. Juni. Wir redeten unsern Freunden die Anwendung des Epithetons „Ih" (Barbaren) aus, welches die Chinesen allen Fremden ohne Unterschied beilegen. Es wird damit eine Vorstellung von Tücke und Unrecht verbunden. Da alle Ausländer, welche bisher nach China gehandelt haben, sich die Benennung geduldig gefallen ließen, so ist ihnen als Barbaren begegnet worden. Es that Noth, diesem Herkommen sich endlich zu widersetzen, und ihnen vorzuhalten, daß das Wort nach dem Gebrauch chinesischer Schriftsteller einen Schimpf einschließe. Wirklich enthielten sie sich desselben von diesem Augenblicke an, und nannten uns Fremde oder Engländer *).

Sie wollten durchaus nicht leiden, daß wir etwas kauften; dennoch erstanden wir, dem gehässigen Verbote zuwider, einige Kleinigkeiten, freilich nicht ohne Gefahr für die Verkäufer.

Der 25ste war ein regniger stürmischer Tag. Die Soldaten mußten zu unserm aufrichtigen Bedauern, bei all' dieser Ungunst des Wetters, unter Zelten wohnen, und ganz um nichts und wieder nichts die größten Beschwerden aushalten. Die meisten von ihnen schienen Bauern zu sein, die man als eine

*) Herr Dr. Schott hat neuerlich bei Gelegenheit des zur Bezeichnung Lord Napiers gebrauchten Ausdrucks „Barbaren-Auge", die Chinesen von der Beschuldigung, daß sie Ausländer schimpfend benannten, zu reinigen versucht und die Uebersetzung „Barbar" überhaupt abgelehnt. Wir können hier freilich nicht entscheiden, doch scheint Herr Gützlaff, wenn nicht etwa gereiztes Gefühl zu hoch anzuschagen ist, als einer, der aus dem lebendigen Quell schöpft, glaubwürdiger, denn der seine Wissenschaft nur aus den Büchern hat.

Red.

Art Landsturm zur Beschützung der Küste gegen Barbaren aufruft.

Es ward uns heut eine sehr grobe Abfertigung zugesandt, welche uns bewog, weiter stromaufwärts zu fahren — zu näherer Verständigung. Kaum sahen sie Ernst, so wurden sie wieder freundlich und nachgebend. Der Ober-Commandeur, ein General von sehr hohem Range, schickte uns ausdrücklich Botschaft, daß er unser wärmster Freund sei und unsern heldenmüthigen Charakter wohl kenne, sintemal er früher zu Canton gestanden habe.

27. Juni. Früh am Morgen statteten zwei Marine-Officiere ihren Besuch ab, welche schon oft an Bord gewesen waren. Sie hatten Befehl erhalten, uns bei Strafe der Degradation an diesem Tage zum Abzuge zu bewegen. Zum Beweise, wie Ernst es sei, rissen sie die Knöpfe von ihren Mützen und warfen sie uns hin. Der Dolmetsch, der keinen Knopf zu verlieren hatte, versicherte, daß man ihn in's Gefängniß sperren würde, wenn wir nicht absegelten. Uebrigens wären sie nicht allein bei der Sache betheiligt; selbst Se. Excellenz, der Ober-Commandeur würde in Kaiserliche Ungunst fallen, falls wir länger verweilten. Auch sei der Täo-tae in großer Furcht. Einer der Mandarinen versuchte zu weinen, aber es gerieth nicht recht, und die ganze beabsichtigte Trauerscene gab eine lächerliche Farce. Hätten wir nicht die Lügenhaftigkeit dieser Leute gekannt, und zu oft erfahren, so wäre es abscheulich gewesen, ihren Bitten zu widerstehen. So aber sagten wir ihnen kurz: „Es wäre uns um Handel zu thun, und sobald wir gehandelt hätten, würden wir abreisen, wir könnten als Fremde auf die Maximen ihrer Regierung im Degradiren oder Erhöhen von Beamten keine Rücksicht nehmen, ließen es uns jedoch sehr leid sein, irgend Je-

mandem zur Degradation zu verhelfen.“ Bald nachher kamen sie wieder zu uns und versicherten, sie hätten nun Erlaubniß erhalten uns zu fragen, was wir denn von den Erzeugnissen des Landes begehrten? Wir übergaben ihnen ein Verzeichniß der gewünschten Artikel, und als sie ein wenig Muth gesammelt, begann eine ganz freundschaftliche Unterredung, die nur durch gelegentliche Seufzer ihrerseits unterbrochen wurde.

30. Juni. Alle Hemmungen des freien Verkehrs mit den Eingebornen sind jetzt aufgehoben, obgleich die Anschläge an den Ecken von Wusung, welche dem ungetreuen Volke allen Handel und Wandel mit den Barbaren streng verbieten, noch nicht abgenommen sind. Die Mandarinen selbst sind beflissen sich uns gefällig zu erweisen, und ermuntern das Volk, uns die besten Sachen zum Verkauf zu stellen. Das Volk ist höchlich verwundert über diese plötzliche Veränderung. Ein Krämer spottete eines Mandarinen ganz offen, indem er die Gravität, mit welcher er heut verböte was er morgen gut heißen wollte, verhöhnte.

Wir besuchten einen dem Schiff gegenüber gelegenen Tempel, der von einem Mandarin von hohem Range erbaut war und als eine Art öffentlichen Sammelortes diente. Mehrere ungeheuere Götzenbilder, Hüter des Flusses und Schützer der See, waren darin aufgestellt; auch die Himmelskönigin hatte ihre Kapelle, und ward von einigen Dämonen, welche Tridente trugen, bewacht. Es war natürlich, daß sie mich fragten, ob diese Götter auch von uns verehrt würden. Eine bessere Gelegenheit zum Predigen konnten sie mir nun nicht geben. Ich sprach von dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, und hielt ihnen die Ohnmacht ihrer Götzen vor. Letztere gestanden sie bereitwillig und mit Lachen zu. Sie wissen sonst sehr gut von einem Gegenstande abzuschweifen, den sie nicht festzu-

halten Luſt haben. Diesmal aber ließ ich ſie nicht los, ſondern ging auf den Opfertod Chriſti über. Unſer Geſpräch nahm bald einen zutraulichen Charakter an; ſie thaten ihr Aeußerſtes, uns von ihren freundlichen Abſichten zu überzeugen, und gaben ſogar zu verſtehen, daß ſie zu dem Ende die umfaſſendſten Aufträge hätten. Sie machten auf Brüderſchaft Anſpruch und nannten ſich unſere ergebenſten Freunde. Wir baten dagegen, ſie möchten uns kräftigere Beweiſe von der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnung als bloße Worte geben, und ſie verſprachen es. Wir ſaßen lange in einem oberen Stockwerk des Tempels, während Hunderte von Leuten unten verſammelt ſtanden und ganz voll Freuden waren, wenn ſie von einem der Unſrigen, welcher etwa an's Fenſter trat, einen gelegentlichen Blick gewinnen konnten. So dichtgedrängt die Maſſe war, fiel doch nicht die geringſte Unordnung vor, auch kein Wirrwar, da die Mandarinen Niemanden prügelten.

Wir beſuchten das Fort der linken Seite und beſahen die innere Einrichtung. Es war ein ſehr maſſives Gebäude, und die Batterien waren ſo gut als ſie nur wußten angebracht, doch konnte die verächtlichſte Macht es mit Leichtigkeit nehmen, denn ſie verſtehen nicht das Mindeſte von der Fortification, ſondern verlaſſen ſich einzig auf die Dicke ihrer Mauern und Wälle. Ein oberflächlicher Augenſchein reichte ſchon hin, uns zu zeigen, daß beide Forts nach einem vermuthlich durch Jeſuiten mitgetheilten europäiſchen Modell erbaut waren. Den dort über zwei Meilen breiten Strom könnten die Batterien recht gut beherrſchen, wenn die Kanonen weit genug trügen. Ihr Schießpulver iſt aber ſchlecht, und die Geſchütze werden ſchlecht bedient und noch ſchlechter gerichtet; manche bringen, da die Zündlöcher weit und unverhältnißmäßig ſind, gewiß eher das Leben ihrer

Kanoniere als ein feindliches in Gefahr. Da China eines langen Friedens genossen hat, sind alle Kriegswerke des Landes in Verfall gerathen. Sie scheinen selbst recht eigentlich bemüht, alles zu vernichten, was an Krieg nur erinnern könnte. So weit die Geschichte zurückreicht, war der Staat nie so groß als gegenwärtig. Die herrschende Tartarenlinie hat Besitzungen auf allen Seiten gewonnen und in allen ihren ehrgeizigen Unternehmungen Glück gehabt. Es ist daraus der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Nation entsprungen, und daß sie so ohne Kriegsmittel sich behaupten kann, ist kein Wunder. Ihre Verachtung der europäischen Taktik, ohne deren Ausübung sie ganze Völker im Nord und West von China sich unterworfen haben, ist eben so natürlich wie der Kriegsfanatismis der Muhamedaner, als diese Europa unterwarfen.

Schwer jedoch ist es, zu erkennen, wodurch eigentlich dies ungeheure Reich zusammengehalten wird. Der Weisheit des Regierens kann Niemand es beimessen, der die Einrichtungen und Verhältnisse des himmlischen Reichs aus der Praxis kennt. Viele ihrer Institutionen nehmen sich geschrieben vortrefflich aus, hinken aber in der Anwendung, weil sie nicht auf die Wirklichkeit passen. Andere, die praktisch genug sind, werden von Mandarinen und Volk, wo sie nur unbequem dünken, mit Füßen getreten. Auch von großer innerer Kraft der Dynastie ist nichts zu rühmen. So weit ich die Tartaren kennen lernte, habe ich sie feige gefunden, und erst Schüler der Chinesen in aller Politik, in ihrem Verwaltungswesen herrscht durchgängig Bestechung und Erpressung — —*).

*) „Wir sollen hierin" sagt Herr Gützlaff, „die unerforschlichen Wege der Vorsehung erkennen, welche durch verborgene Mittel

Der friedliche Sinn, welcher gewöhnlich die chinesische Regierung bezeichnet, ist auch wieder lobenswerth, denn obgleich oft grausam, ist sie doch dem Blutvergießen gram und bringt, es

---

Nationen erhält und Reiche stürzt." Das heißt sich's mit dem Denken bequem machen, und um die Vernunft der Geschichte geschickt herumkommen. Man sollte fast an den schlechten Spaß jener Antwort auf die Frage: Wie hoch ist das Gebirge Sinai? erinnert werden: „Das weiß man nicht!" Es giebt freilich Dinge zwischen Himmel und Erden, um die ein Dorfschulmeister sich nicht eben Kopfweh machen mag. So weit aber reicht auch eines Solchen Einsicht wohl, daß ein Ding gerade so sein möchte, wie's der liebe Gott hat haben wollen. Und — was gehet uns das an? Da siehe Du zu! — Es möchte Manchem sonst leicht nahe liegen, folgendergestalt zu philosophiren: Mit dem Verstand läßt sich's lange Haus halten, und wo der die Radwelle macht, da geht der Geist in der Mühle, immer herum, rastlos und unermüdlich, zermahlend und zermalmend und ohne je vom Fleck zu kommen, stets sich um sich selber treibend. Er ist von Natur ein Selbstler, und nichts gleicht mehr den Torfmooren, die durch Jahre und Zeiten hindurch die Geschlechter ihrer selbstgezeugten Vegetation aufzehrend, sich selbst einförmig regeneriren, als die Selbstischkeit, die nur sich selbst zerarbeitend, sich erhält. Ernstlich das Wesen der chinesischen Dauerhaftigkeit in aller Unordnung und Zerrüttung zu erkennen, müßte tiefer auf den Begriff des sittlichen Prinzips, wie es sich offenbart, gerade in diesen starren, ewig nur sich zersetzenden und darin allein lebendigen Formen der abgezogensten Verstandesmäßigkeit und Selbstischkeit eingegangen werden, wozu hier nicht der Ort ist und der Raum fehlt. Wundern aber kann man sich, daß Herr Gützlaff nicht, wie es doch weit näher lag, hier an den Teufel denkt, der doch ein Lügner von Anfang ist und dennoch sich behauptet, und sogar umgeht wie ein brüllender Löwe. Denn das leugnet er doch schwerlich, daß das chinesische Prinzip, recht im Sinne des Worts, von seinem Vater, dem Teufel, stammt, und worin bestünde das teuflische Wesen oder doch Unwesen eigentlicher als darin, daß seine Brut

zu vermeiden, große Opfer. Wir wollen daher, was wir ihre Freiheit nannten, nicht gänzlich verwerfen, sondern vielmehr hoffen, daß es vom Uebermuth gegen andere Nationen allmählig befreit, zur Tugend reiner Friedliebe sich läutern werde.

Wir besuchten auch die Barraken, jene Nester des Elends, voll schlecht montirter und schlechter noch gefütterter Soldaten. Die Miliz ist hauptsächlich aus den Hefen des Volks gebildet, aus Gesindel, das kein anderes Mittel hat sein Leben zu fristen, verhungerte Leiber und verkrüppelte Seelen. Obschon unsere Ankunft sie großen Beschwerden unterwarf, waren Manche doch, um wenigstens anständig zu erscheinen, auf Beschaffung einer neuen Jacke ausgegangen und während unsers Besuchs bemüheten sie sich, so freundlich als möglich zu thun. Da sie keinen Thee hatten, setzten sie uns warmes Wasser vor. Ihre Officiere riefen unaufhörlich: „In wie schlechtem Stande sind doch unsere Leute!“ Pfeile sahen wir rings an den Wänden hangen, konnten aber keinen Bogen erspähen. Letztere, sagten sie, befänden sich im Fort des andern Ufers. Ihre Equipirung war wenig übereinstimmend; Einige hatten Säbel, Andere Luntenflinten, Manche Piken und noch andere Waffen. Die Division, welcher sie angehören, ist mit großen Buchstaben vorn auf der Jacke verzeichnet; ihre Kleidung unterscheidet sich übrigens nur durch die Kappe von der des Volks. Einige Truppenabtheilun-

---

jemehr sie sich in sich selbst verselbstischt und verhärtet, desto mehr nur knechtet? Die Freiheit dagegen läßt sich's so lange nicht in demselben Rock gefallen, sondern schüttelt ihren Fruchtherbst allemal wieder in den Scheinsarg zusammen, der sich bald als die weißumwindelte Wiege zeigt, aus welcher sie, ein neuer Blütenkranz, hervorsteigt.

Red.

gen haben das Zeichen Yöng (Tapferkeit) hinten auf ihren Jacken, welches eine Auszeichnung ist.

Auch die Soldaten sind zum Ackerbau angehalten. Sie haben in gewissen Theilen des Reichs Felder, auf welchen sie ihr Brot bauen; wo ihnen keine Ländereien angewiesen sind, müssen sie sich den Bauern als Knechte verdingen, und gehen so lange hinter dem Pfluge, bis sie zur militairischen Revüe gerufen werden. Die meisten Officiere sind sehr unwissend und durch Avancement zu ihrer Stellung gelangt. Doch giebt es militairische Examina so gut wie literarische, und die Grade eines Bakkalaurs, Meisters und Doktors in den Kriegskenntnissen werden gehörig ertheilt. Es sind dieselben Grade wie für die Literär-Mandarinen, verbunden mit derselben Ordnung der Mützenknöpfe. Die Literär-Mandarinen sehen aber doch, wie auch das Volk, mit großer Verachtung auf die Soldateske herab. Die Löhnung ist sehr gering, die anderweitigen Erwerbsquellen armselig, kurz die Lage des Militairs hat nichts Beneidenswerthes. Viele Generale sind Tartaren; sie haben hohe Besoldungen und oft noch ein bürgerliches Amt obenein. Die Marine rangirt gleich mit der Armee. Die Flotte ist großentheils mit Fuhkinesen und Leuten aus dem östlichen Theil der Provinz Canton bemannt. Soldaten und Officiere sind gewöhnlich aus dem Ort, in welchem sie in Garnison stehen; nur in Zeiten großer Gefahr werden sie fortgezogen, und zwar durch Decimirung. Der wirkliche Truppenbestand weicht sehr von den Angaben der Listen ab, denn die Officiere lieben es, die ganze Löhnung einzukassiren, ohne deren vollständige Ausbezahlung nöthig zu haben.

Wir besuchten an diesem Tage auch die Insel Tsöng-ming, der wir schon nahe vorbeigekommen waren, bei unserer Einfahrt

in den Wusung. In einem Flusse, in welchen wir einliefen, fanden wir eine Dschunke vor Anker. Die Insel ist ganz aufgespült, ein Produkt des Yang-tszi-kieng und hat durchgängig niedriges, fast gar nicht über der See erhobnes Land. Zur Erleichterung des Ackerbaues hat sie der Fleiß der Eingebornen mit Canälen durchschnitten, und mit einigen Dämmen gegen die hohe Fluth umzogen. Die Bevölkerung, war sehr zahlreich und wohnte in einzelnen Gruppen von zwei bis drei Bambuhütten. Die Saat bestand in Reis, Barbadu-Hirse und einigem Gemüse; auch sahen wir Aprikosen, Pfirsiche und Aepfel von sehr untergeordneter Güte.

Hotschin liegt zwei englische Meilen von der Küste entfernt. Dorthin machten wir durch die reich bebauten Felder einen erfreulichen Spaziergang. Die Eingebornen waren zuerst bei unserer Erscheinung sehr erstaunt, da sie noch nie einen Europäer gesehen hatten; bald aber wurden sie freundlich und vertraut, denn wir beschenkten sie freigebig mit Büchern. Sie zögerten zuerst sie anzunehmen; sobald sie aber einen Blick auf den Inhalt geworfen hatten, begehrten sie nach mehreren. Ich gab ihnen so viel ich vermochte, und mußte zu meinem Leidwesen zuletzt Viele leer wegschicken.

(Fortsetzung folgt).

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

gen haben das Zeichen Yông (Tapferkeit) hinten auf ihren Jacken, welches eine Auszeichnung ist.

Auch die Soldaten sind zum Ackerbau angehalten. Sie haben in gewissen Theilen des Reichs Felder, auf welchen sie ihr Brot bauen; wo ihnen keine Ländereien angewiesen sind, müssen sie sich den Bauern als Knechte verdingen, und gehen so lange hinter dem Pfluge, bis sie zur militairischen Revüe gerufen werden. Die meisten Officiere sind sehr unwissend und durch Avancement zu ihrer Stellung gelangt. Doch giebt es militairische Examina so gut wie literarische, und die Grade eines Bakkalaurs, Meisters und Doktors in den Kriegskenntnissen werden gehörig ertheilt. Es sind dieselben Grade wie für die Literär-Mandarinen, verbunden mit derselben Ordnung der Mützenknöpfe. Die Literär-Mandarinen sehen aber doch, wie auch das Volk, mit großer Verachtung auf die Soldateske herab. Die Löhnung ist sehr gering, die anderweitigen Erwerbsquellen armselig, kurz die Lage des Militairs hat nichts Beneidenswerthes. Viele Generale sind Tartaren; sie haben hohe Besoldungen und oft noch ein bürgerliches Amt obenein. Die Marine rangirt gleich mit der Armee. Die Flotte ist großentheils mit Fuhkinesen und Leuten aus dem östlichen Theil der Provinz Canton bemannt. Soldaten und Officiere sind gewöhnlich aus dem Ort, in welchem sie in Garnison stehen; nur in Zeiten großer Gefahr werden sie fortgezogen, und zwar durch Decimirung. Der wirkliche Truppenbestand weicht sehr von den Angaben der Listen ab, denn die Officiere lieben es, die ganze Löhnung einzukassiren, ohne deren vollständige Ausbezahlung nöthig zu haben.

Wir besuchten an diesem Tage auch die Insel Tsông-ming, der wir schon nahe vorbeigekommen waren, bei unserer Einfahrt

viele, aber verständige Fragen thaten. Auffallend war uns das gesunde Aussehen der Kinder, die in Menge überall mit lauter Fröhlichkeit spielten. Sie waren dabei nicht ungezogen. Bisweilen kamen sie zu uns herangelaufen und thaten ein Paar recht kluge Fragen. Nachher erzählten sie sich untereinander was ihnen zur Antwort geworden war. Große Schaaren standen am Ufer und riefen uns herzliches Lebewohl nach, dazwischen beklagend, daß wir keine Bücher mehr für sie hätten. Als wir uns der Flußmündung näherten, begegneten wir einem auf uns ausgeschickten Mandarinenboote. Der Capitain desselben, welcher zur Hut der Küste vor Barbaren befehligt war, und uns doch durchgelassen hatte, zog sich durch seine vorgebliche Pflichtversäumniß eine harte Strafe zu. Er wurde mit verbundenen Augen herumgeführt, einen Bambusstecken durchs Ohr gezogen, und mit einer Tafel behängt, worauf geschrieben war: „Zur Warnung der Menge ist diesem Verbrecher für Versäumniß und Verletzung der Kriegsgesetze sein Ohr durchstochen worden, vom Obercommandeur von Susong."

Es half nichts, über solche Tyrannei zu klagen, denn die höheren Mandarinen suchten an den niederen ihren Aerger auszulassen. Unsererseits hatten wir den Vortheil gehabt, bei unserm Besuch der Insel ungestört geblieben zu sein, und die wahre Gesinnung des chinesischen Volks gegen Fremde erkannt zu haben. Unsere Freunde, die Mandarinen, hatten uns für gänzlich unbekannt mit der Existenz einer solchen Insel gehalten; sie waren äußerst erzürnt, daß wir gewagt hatten, selbige zu entdecken und auf unsern Karten zu verzeichnen. Sie konnten sich, bei dem großen Eifer uns Europäer in Unwissenheit über ihr Land zu halten, kaum einhüben, daß wir ihre größten Städte kannten, geschweige denn so einzelne Punkte, und waren ganz erstaunt als wir ihnen die Hauptdistrikte der Provinz Kiengsun

aufzählten, und die Canäle nannten, welche nach Nanking führen. Sie schlossen daraus, daß irgend ein treuloser Chinese sein Vaterland müßte verrathen und die Barbaren mit den fruchtbarsten Theilen des Landes bekannt gemacht haben. Als sie unsere Karten sahen, welche unter der Regierung Kenghi's aufgenommen waren, zeigten sie wenig Interesse dafür, weil die Namen in fremden Schriftzügen angemerkt waren.

5. Juli. Wir besuchten noch einmal Schenghae; obgleich der Wind ungünstig war, förderte uns die Fluth doch dergestalt, daß wir nach halb acht Uhr daselbst anlangten. Wir nahmen im Tempel der Himmelskönigin Quartier und waren alsbald von der Volksmenge umlagert. Sie waren sehr begierig nach den Schriften die ich austheilte, und gingen gleich mit ihrer Beute heim, um mit Muße zu lesen.

Die Mandarinen kamen ganz bestürzt über unseren ungemeldeten Besuch in größter Eile zum Tempel gelaufen. Sie waren unterwürfiger und demüthiger als je zuvor, und doch hatten sie zwei giftige Proclamationen erlassen, welche ich mir kopirte. Sie versuchten auch, uns von einer abermaligen Wanderung durch die Stadt abzuhalten; wir gingen aber durch ein anderes Thor, welches sie nicht verschließen konnten, und kauften große Vorräthe von Seide sowie auch allerlei Kleinigkeiten. Anfangs widersetzten sich die Mandarinen, gaben uns aber doch zuletzt Erlaubniß alles zu kaufen, was wir wollten, ungeachtet sie den Verkäufern streng verboten hatten, uns irgend etwas abzulassen. Sie erleichterten uns sogar unsere Geschäfte und wir hatten Ursache ihnen recht dankbar zu sein, denn es war das erstemal, daß sie sich dienstwillig gegen Fremde zeigten.

Schenghae steht an Wichtigkeit unter Canton. Es ist vielleicht nicht das einzige Emporium in der Nähe des Yang-tzi-kiang für den Handel nach Kiang-nan, aber die Dschunken

Kanoniere als ein feindliches in Gefahr. Da China eines langen Friedens genossen hat, sind alle Kriegswerke des Landes in Verfall gerathen. Sie scheinen selbst recht eigentlich bemüht, alles zu vernichten, was an Krieg nur erinnern könnte. So weit die Geschichte zurückreicht, war der Staat nie so groß als gegenwärtig. Die herrschende Tartarenlinie hat Besitzungen auf allen Seiten gewonnen und in allen ihren ehrgeizigen Unternehmungen Glück gehabt. Es ist daraus der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Nation entsprungen, und daß sie so ohne Kriegsmittel sich behaupten kann, ist kein Wunder. Ihre Verachtung der europäischen Taktik, ohne deren Ausübung sie ganze Völker im Nord und West von China sich unterworfen haben, ist eben so natürlich wie der Kriegsfanatismis der Muhamedaner, als diese Europa unterwarfen.

Schwer jedoch ist es, zu erkennen, wodurch eigentlich dies ungeheure Reich zusammengehalten wird. Der Weisheit des Regierens kann Niemand es beimessen, der die Einrichtungen und Verhältnisse des himmlischen Reichs aus der Praxis kennt. Viele ihrer Institutionen nehmen sich geschrieben vortrefflich aus, hinken aber in der Anwendung, weil sie nicht auf die Wirklichkeit passen. Andere, die praktisch genug sind, werden von Mandarinen und Volk, wo sie nur unbequem dünken, mit Füßen getreten. Auch von großer innerer Kraft der Dynastie ist nichts zu rühmen. So weit ich die Tartaren kennen lernte, habe ich sie feige gefunden, und erst Schüler der Chinesen in aller Politik, in ihrem Verwaltungswesen herrscht durchgängig Bestechung und Erpressung — —*).

*) „Wir sollen hierin" sagt Herr Gützlaff, „die unerforschlichen Wege der Vorsehung erkennen, welche durch verborgene Mittel

Der friedliche Sinn, welcher gewöhnlich die chinesische Regierung bezeichnet, ist auch wieder lobenswerth, denn obgleich oft grausam, ist sie doch dem Blutvergießen gram und bringt, es

---

Nationen erhält und Reiche stürzt." Das heißt sich's mit dem Denken bequem machen, und um die Vernunft der Geschichte geschickt herumkommen. Man sollte fast an den schlechten Spaß jener Antwort auf die Frage: Wie hoch ist das Gebirge Sinai? erinnert werden: „Das weiß man nicht!" Es giebt freilich Dinge zwischen Himmel und Erden, um die ein Dorfschulmeister sich nicht eben Kopfweh machen mag. So weit aber reicht auch eines Solchen Einsicht wohl, daß ein Ding gerade so sein möchte, wie's der liebe Gott hat haben wollen. Und — was gehet uns das an? Da siehe Du zu! — Es möchte Manchem sonst leicht nahe liegen, folgendergestalt zu philosophiren: Mit dem Verstand läßt sich's lange Haus halten, und wo der die Radwelle macht, da geht der Geist in der Mühle, immer herum, rastlos und unermüdlich, zermahlend und zermalmend und ohne je vom Fleck zu kommen, stets sich um sich selber treibend. Er ist von Natur ein Selbstler, und nichts gleicht mehr den Torfmooren, die durch Jahre und Zeiten hindurch die Geschlechter ihrer selbstgezeugten Vegetation aufzehrend, sich selbst einförmig regeneriren, als die Selbstischkeit, die nur sich selbst zerarbeitend, sich erhält. Ernstlich das Wesen der chinesischen Dauerhaftigkeit in aller Unordnung und Zerrüttung zu erkennen, müßte tiefer auf den Begriff des sittlichen Prinzips, wie es sich offenbart, gerade in diesen starren, ewig nur sich zersetzenden und darin allein lebendigen Formen der abgezogensten Verstandesmäßigkeit und Selbstischkeit eingegangen werden, wozu hier nicht der Ort ist und der Raum fehlt. Wundern aber kann man sich, daß Herr Gützlaff nicht, wie es doch weit näher lag, hier an den Teufel denkt, der doch ein Lügner von Anfang ist und dennoch sich behauptet, und sogar umgeht wie ein brüllender Löwe. Denn das leugnet er doch schwerlich, daß das chinesische Prinzip, recht im Sinne des Worts, von seinem Vater, dem Teufel, stammt, und worin bestünde das teuflische Wesen oder doch Unwesen eigentlicher als darin, daß seine Brut

zu vermeiden, große Opfer. Wir wollen daher, was wir ihre Freiheit nannten, nicht gänzlich verwerfen, sondern vielmehr hoffen, daß es vom Uebermuth gegen andere Nationen allmählig befreit, zur Tugend reiner Friedliebe sich läutern werde.

Wir besuchten auch die Barraken, jene Nester des Elends, voll schlecht montirter und schlechter noch gefütterter Soldaten. Die Miliz ist hauptsächlich aus den Hefen des Volks gebildet, aus Gesindel, das kein anderes Mittel hat sein Leben zu fristen, verhungerte Leiber und verkrüppelte Seelen. Obschon unsere Ankunft sie großen Beschwerden unterwarf, waren Manche doch, um wenigstens anständig zu erscheinen, auf Beschaffung einer neuen Jacke ausgegangen und während unsers Besuchs bemüheten sie sich, so freundlich als möglich zu thun. Da sie keinen Thee hatten, setzten sie uns warmes Wasser vor. Ihre Officiere riefen unaufhörlich: „In wie schlechtem Stande sind doch unsere Leute!“ Pfeile sahen wir rings an den Wänden hangen, konnten aber keinen Bogen erspähen. Letztere, sagten sie, befänden sich im Fort des andern Ufers. Ihre Equipirung war wenig übereinstimmend; Einige hatten Säbel, Andere Luntenflinten, Manche Piken und noch andere Waffen. Die Division, welcher sie angehören, ist mit großen Buchstaben vorn auf der Jacke verzeichnet; ihre Kleidung unterscheidet sich übrigens nur durch die Kappe von der des Volks. Einige Truppenabtheilun-

---

jemehr sie sich in sich selbst verselbstischt und verhärtet, desto mehr nur knechtet? Die Freiheit dagegen läßt sich's so lange nicht in demselben Rock gefallen, sondern schüttelt ihren Fruchtherbst allemal wieder in den Scheinsarg zusammen, der sich bald als die weißumwindelte Wiege zeigt, aus welcher sie, ein neuer Blütenlenz, hervorsteigt.

Red.

gen haben das Zeichen Yöng (Tapferkeit) hinten auf ihren Jacken, welches eine Auszeichnung ist.

Auch die Soldaten sind zum Ackerbau angehalten. Sie haben in gewissen Theilen des Reichs Felder, auf welchen sie ihr Brot bauen; wo ihnen keine Ländereien angewiesen sind, müssen sie sich den Bauern als Knechte verdingen, und gehen so lange hinter dem Pfluge, bis sie zur militairischen Revüe gerufen werden. Die meisten Officiere sind sehr unwissend und durch Avancement zu ihrer Stellung gelangt. Doch giebt es militairische Examina so gut wie literarische, und die Grade eines Bakkalaurs, Meisters und Doktors in den Kriegskenntnissen werden gehörig ertheilt. Es sind dieselben Grade wie für die Literär-Mandarinen, verbunden mit derselben Ordnung der Mützenknöpfe. Die Literär-Mandarinen sehen aber doch, wie auch das Volk, mit großer Verachtung auf die Soldateske herab. Die Löhnung ist sehr gering, die anderweitigen Erwerbsquellen armselig, kurz die Lage des Militairs hat nichts Beneidenswerthes. Viele Generale sind Tartaren; sie haben hohe Besoldungen und oft noch ein bürgerliches Amt obenein. Die Marine rangirt gleich mit der Armee. Die Flotte ist großentheils mit Fuhkinesen und Leuten aus dem östlichen Theil der Provinz Canton bemannt. Soldaten und Officiere sind gewöhnlich aus dem Ort, in welchem sie in Garnison stehen; nur in Zeiten großer Gefahr werden sie fortgezogen, und zwar durch Decimirung. Der wirkliche Truppenbestand weicht sehr von den Angaben der Listen ab, denn die Officiere lieben es, die ganze Löhnung einzukassiren, ohne deren vollständige Ausbezahlung nöthig zu haben.

Wir besuchten an diesem Tage auch die Insel Tsöng-ming, der wir schon nahe vorbeigekommen waren, bei unserer Einfahrt

in den Wusung. In einem Flusse, in welchen wir einliefen, fanden wir eine Dschunke vor Anker. Die Insel ist ganz aufgespült, ein Produkt des Yang-tsi-kieng und hat durchgängig niedriges, fast gar nicht über der See erhobnes Land. Zur Erleichterung des Ackerbaues hat sie der Fleiß der Eingebornen mit Canälen durchschnitten, und mit einigen Dämmen gegen die hohe Fluth umzogen. Die Bevölkerung, war sehr zahlreich und wohnte in einzelnen Gruppen von zwei bis drei Bambuhütten. Die Saat bestand in Reis, Barbadu-Hirse und einigem Gemüse; auch sahen wir Aprikosen, Pfirsiche und Aepfel von sehr untergeordneter Güte.

Hotschin liegt zwei englische Meilen von der Küste entfernt. Dorthin machten wir durch die reich bebauten Felder einen erfreulichen Spaziergang. Die Eingebornen waren zuerst bei unserer Erscheinung sehr erstaunt, da sie noch nie einen Europäer gesehen hatten; bald aber wurden sie freundlich und vertraut, denn wir beschenkten sie freigebig mit Büchern. Sie zögerten zuerst sie anzunehmen; sobald sie aber einen Blick auf den Inhalt geworfen hatten, begehrten sie nach mehreren. Ich gab ihnen so viel ich vermochte, und mußte zu meinem Leidwesen zuletzt Viele leer wegschicken.

(Fortsetzung folgt).

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

dem chinesischen Reiche tributärer angesehen wurde. Während der Regierung des kriegerischen Kaisers Täkosama von Japan, ward Corea von diesem Reiche unterworfen. Vergeblich bemüheten sich die Chinesen, die Beute dem tapfern Volke wieder zu entreißen, welches sich nicht einmal mit Behauptung Coreas begnügte, sondern unaufhörlich durch seine Flotte die ganze chinesische Küste beunruhigte. In dieser Zeit fing das Christenthum an, Eingang in Corea zu finden, denn die Generale der Japanesen und viele Soldaten waren Christen. Als Täkosama starb verließ (1598) der japanische Obergeneral das Königreich, nachdem 7 Jahre hindurch der Krieg gewüthet hatte. Alle Frucht der wiederholten Siege war somit verloren. Die Chinesen machten ihre Oberherrschaft wieder geltend und das Land hat seitdem wenig Schicksale erfahren. Der König muß vom Kaiser von China bestätigt werden und kann sich ohne dessen Genehmigung keinen Mitregenten oder Nachfolger wählen. Uebrigens aber ist er meist unabhängig und der Hof von Peking mischt sich sehr wenig in die inneren Angelegenheiten. Den Eingebornen ist verboten außer Landes zu gehen und den Chinesen sich unter ihnen anzusiedeln. Sie treiben Grenzhandel mit Japan zu Tsuimätäo, welches der koreanischen Insel Kinscheng gegenüberliegt. Mit den Chinesen und Tartaren handeln sie zu Fungshweng-sching, einer Grenzstadt der Mandschu-Tartarei. Der Handel wird überaus behutsam und geheimnißvoll betrieben, damit nicht eine Nation die andere verderbe und von den alten volksthümlichen Institutionen irgend etwas schwankend werde.

Wir konnten über die Ausfuhr-Artikel zu keiner Gewißheit gelangen. Nach dem Clima und der von uns gesehenen Gegend zu urtheilen, muß es einen großen Reichthum an allen dem südlichen Europa eigenen Produkten geben. Die Eingebornen gaben sich viele Mühe uns zu überreden, daß ihr Boden gar

viele, aber verständige Fragen thaten. Auffallend war uns das gesunde Aussehen der Kinder, die in Menge überall mit lauter Fröhlichkeit spielten. Sie waren dabei nicht ungezogen. Bisweilen kamen sie zu uns herangelaufen und thaten ein Paar recht kluge Fragen. Nachher erzählten sie sich untereinander was ihnen zur Antwort geworden war. Große Schaaren standen am Ufer und riefen uns herzliches Lebewohl nach, dazwischen beklagend, daß wir keine Bücher mehr für sie hätten. Als wir uns der Flußmündung näherten, begegneten wir einem auf uns ausgeschickten Mandarinenboote. Der Capitain desselben, welcher zur Hut der Küste vor Barbaren befehligt war, und uns doch durchgelassen hatte, zog sich durch seine vorgebliche Pflichtversäumniß eine harte Strafe zu. Er wurde mit verbundenen Augen herumgeführt, einen Bambusstecken durchs Ohr gezogen, und mit einer Tafel behängt, worauf geschrieben war: „Zur Warnung der Menge ist diesem Verbrecher für Versäumniß und Verletzung der Kriegsgesetze sein Ohr durchstochen worden, vom Obercommandeur von Susong."

Es half nichts, über solche Tyrannei zu klagen, denn die höheren Mandarinen suchten an den niederen ihren Aerger auszulassen. Unsererseits hatten wir den Vortheil gehabt, bei unserm Besuch der Insel ungestört geblieben zu sein, und die wahre Gesinnung des chinesischen Volks gegen Fremde erkannt zu haben. Unsere Freunde, die Mandarinen, hatten uns für gänzlich unbekannt mit der Existenz einer solchen Insel gehalten; sie waren äußerst erzürnt, daß wir gewagt hatten, selbige zu entdecken und auf unsern Karten zu verzeichnen. Sie konnten sich, bei dem großen Eifer uns Europäer in Unwissenheit über ihr Land zu halten, kaum einbilden, daß wir ihre größten Städte kannten, geschweige denn so einzelne Punkte, und waren ganz erstaunt als wir ihnen die Hauptdistrikte der Provinz Kiengsun

aufzählten, und die Canäle nannten, welche nach Nanking führen. Sie schlossen daraus, daß irgend ein treuloser Chinese sein Vaterland müßte verrathen und die Barbaren mit den fruchtbarsten Theilen des Landes bekannt gemacht haben. Als sie unsere Karten sahen, welche unter der Regierung Kenghi's aufgenommen waren, zeigten sie wenig Interesse dafür, weil die Namen in fremden Schriftzügen angemerkt waren.

5. Juli. Wir besuchten noch einmal Schenghae; obgleich der Wind ungünstig war, förderte uns die Fluth doch dergestalt, daß wir nach halb acht Uhr daselbst anlangten. Wir nahmen im Tempel der Himmelskönigin Quartier und waren alsbald von der Volksmenge umlagert. Sie waren sehr begierig nach den Schriften die ich austheilte, und gingen gleich mit ihrer Beute heim, um mit Muße zu lesen.

Die Mandarinen kamen ganz bestürzt über unseren ungemeldeten Besuch in größter Eile zum Tempel gelaufen. Sie waren unterwürfiger und demüthiger als je zuvor, und doch hatten sie zwei giftige Proclamationen erlassen, welche ich mir kopirte. Sie versuchten auch, uns von einer abermaligen Wanderung durch die Stadt abzuhalten; wir gingen aber durch ein anderes Thor, welches sie nicht verschließen konnten, und kauften große Vorräthe von Seide sowie auch allerlei Kleinigkeiten. Anfangs widersetzten sich die Mandarinen, gaben uns aber doch zuletzt Erlaubniß alles zu kaufen, was wir wollten, ungeachtet sie den Verkäufern streng verboten hatten, uns irgend etwas abzulassen. Sie erleichterten uns sogar unsere Geschäfte und wir hatten Ursache ihnen recht dankbar zu sein, denn es war das erstemal, daß sie sich dienstwillig gegen Fremde zeigten.

Schenghae steht an Wichtigkeit unter Canton. Es ist vielleicht nicht das einzige Emporium in der Nähe des Yang-tzekiang für den Handel nach Kiang-nän, aber die Dschunken

in den Wusung. In einem Flusse, in welchen wir einliefen, fanden wir eine Dschunke vor Anker. Die Insel ist ganz aufgespült, ein Produkt des Yang-tszi-kiang und hat durchgängig niedriges, fast gar nicht über der See erhobnes Land. Zur Erleichterung des Ackerbaues hat sie der Fleiß der Eingebornen mit Canälen durchschnitten, und mit einigen Dämmen gegen die hohe Fluth umzogen. Die Bevölkerung, war sehr zahlreich und wohnte in einzelnen Gruppen von zwei bis drei Bambuhütten. Die Saat bestand in Reis, Barbadu-Hirse und einigem Gemüse; auch sahen wir Aprikosen, Pfirsiche und Aepfel von sehr untergeordneter Güte.

Hotschin liegt zwei englische Meilen von der Küste entfernt. Dorthin machten wir durch die reich bebauten Felder einen erfreulichen Spaziergang. Die Eingebornen waren zuerst bei unserer Erscheinung sehr erstaunt, da sie noch nie einen Europäer gesehen hatten; bald aber wurden sie freundlich und vertraut, denn wir beschenkten sie freigebig mit Büchern. Sie zögerten zuerst sie anzunehmen; sobald sie aber einen Blick auf den Inhalt geworfen hatten, begehrten sie nach mehreren. Ich gab ihnen so viel ich vermochte, und mußte zu meinem Leidwesen zuletzt Viele leer wegschicken.

(Fortsetzung folgt).

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

heit gereicht, und daß wir keine Klage über die Mandarinen hätten. Herr Lindsay setzte ihnen sehr beredt die Vortheile auseinander, welche der Handel mit uns dem Lande bringen müßte. Sie bestanden dagegen, wie gewöhnlich, auf den Gesetzen des himmlischen Reichs, als ihrer einzigen Richtschnur. Wir sprachen, wie schon öfter, von den noch älteren Gesetzen, nach welchen der Handel in allen chinesischen Häfen europäischen Nationen offen war.

Sie forderten uns auf, unserm Könige den Vorschlag zu machen, daß er einen ordentlichen Gesandten schicken möchte, mit gehöriger Vollmacht zur Feststellung der Verhältnisse. Wäre eine Uebereinkunft zwischen den beiderseitigen Souverainen getroffen, so würden die Mandarinen mit herzlichem Vergnügen jeden Vorschub leisten.

Als sie uns so von der Wärme ihrer freundschaftlichen Gesinnungen völlig überzeugt zu haben glaubten, brachte ich plötzlich die beleidigenden Edikte vor, welche angeschlagen worden waren und welche ich abgeschrieben hatte. Sie waren beschämt und würden die ganze Sache geleugnet haben, wenn wir nicht selbst die Proclamation noch Tages zuvor an den Ecken gelesen hätten. Uebrigens herrschte so viel Freundlichkeit und Wohlwollen in der ganzen Unterhaltung, daß wir wirklich zu glauben anfingen, diese Männer möchten nicht abgeneigt sein, unsere Vorstellungen dem Vicekönig von Kiengnan zu überreichen. Herr Lindsay verdient alles Lob für die Geschicklichkeit, mit welcher er die Sache seines Vaterlands führte, und wenngleich wir nicht Gelegenheit fanden, die Früchte dieser Unterredung zu ernten, so mögen doch Andere künftig davon Vortheil ziehen. Das Volk, welches unser gutes Einverständniß mit den Mandarinen sah, war hoch erfreut über die glückliche Veränderung.

Gegen Abend besuchten wir einige zerstreute Weiler auf der andern Seite des Flusses. Die Häuser standen gewöhnlich un-

viele, aber verständige Fragen thaten. Auffallend war uns das gesunde Aussehen der Kinder, die in Menge überall mit lauter Fröhlichkeit spielten. Sie waren dabei nicht ungezogen. Bisweilen kamen sie zu uns herangelaufen und thaten ein Paar recht kluge Fragen. Nachher erzählten sie sich untereinander was ihnen zur Antwort geworden war. Große Schaaren standen am Ufer und riefen uns herzliches Lebewohl nach, dazwischen beklagend, daß wir keine Bücher mehr für sie hätten. Als wir uns der Flußmündung näherten, begegneten wir einem auf uns ausgeschickten Mandarinenboote. Der Capitain desselben, welcher zur Hut der Küste vor Barbaren befehligt war, und uns doch durchgelassen hatte, zog sich durch seine vorgebliche Pflichtversäumniß eine harte Strafe zu. Er wurde mit verbundenen Augen herumgeführt, einen Bambusstecken durchs Ohr gezogen, und mit einer Tafel behängt, worauf geschrieben war: „Zur Warnung der Menge ist diesem Verbrecher für Versäumniß und Verletzung der Kriegsgesetze sein Ohr durchstochen worden, vom Obercommandeur von Susong."

Es half nichts, über solche Tyrannei zu klagen, denn die höheren Mandarinen suchten an den niederen ihren Aerger auszulassen. Unsererseits hatten wir den Vortheil gehabt, bei unserm Besuch der Insel ungestört geblieben zu sein, und die wahre Gesinnung des chinesischen Volks gegen Fremde erkannt zu haben. Unsere Freunde, die Mandarinen, hatten uns für gänzlich unbekannt mit der Existenz einer solchen Insel gehalten; sie waren äußerst erzürnt, daß wir gewagt hatten, selbige zu entdecken und auf unsern Karten zu verzeichnen. Sie konnten sich, bei dem großen Eifer uns Europäer in Unwissenheit über ihr Land zu halten, kaum einbilden, daß wir ihre größten Städte kannten, geschweige denn so einzelne Punkte, und waren ganz erstaunt als wir ihnen die Hauptdistrikte der Provinz Kiengsun

aufzählten, und die Canäle nannten, welche nach Nanking führen. Sie schlossen daraus, daß irgend ein treuloser Chinese sein Vaterland müßte verrathen und die Barbaren mit den fruchtbarsten Theilen des Landes bekannt gemacht haben. Als sie unsere Karten sahen, welche unter der Regierung Kenghi's aufgenommen waren, zeigten sie wenig Interesse dafür, weil die Namen in fremden Schriftzügen angemerkt waren.

5. Juli. Wir besuchten noch einmal Schenghae; obgleich der Wind ungünstig war, förderte uns die Fluth doch dergestalt, daß wir nach halb acht Uhr daselbst anlangten. Wir nahmen im Tempel der Himmelskönigin Quartier und waren alsbald von der Volksmenge umlagert. Sie waren sehr begierig nach den Schriften die ich austheilte, und gingen gleich mit ihrer Beute heim, um mit Muße zu lesen.

Die Mandarinen kamen ganz bestürzt über unseren ungemeldeten Besuch in größter Eile zum Tempel gelaufen. Sie waren unterwürfiger und demüthiger als je zuvor, und doch hatten sie zwei giftige Proclamationen erlassen, welche ich mir kopirte. Sie versuchten auch, uns von einer abermaligen Wanderung durch die Stadt abzuhalten; wir gingen aber durch ein anderes Thor, welches sie nicht verschließen konnten, und kauften große Vorräthe von Seide sowie auch allerlei Kleinigkeiten. Anfangs widersetzten sich die Mandarinen, gaben uns aber doch zuletzt Erlaubniß alles zu kaufen, was wir wollten, ungeachtet sie den Verkäufern streng verboten hatten, uns irgend etwas abzulassen. Sie erleichterten uns sogar unsere Geschäfte und wir hatten Ursache ihnen recht dankbar zu sein, denn es war das erstemal, daß sie sich dienstwillig gegen Fremde zeigten.

Schenghae steht an Wichtigkeit unter Canton. Es ist vielleicht nicht das einzige Emporium in der Nähe des Yang-tzi-kiang für den Handel nach Kiang-nän, aber die Dschunken

sämmlicher Südprovinzen dürfen nicht nach den Häfen gehen, welche nordwärts von dem großen Strome liegen. Der Handel ist sehr lebhaft und würde es unfehlbar noch mehr sein, wenn den Europäern der Hafen geöffnet würde. Die Consumtion ausländischer Güter unter den vielen Millionen, welche im mittleren Asien wohnen, ist sehr groß, und die Einfuhr übertrifft bei weitem die Ausfuhr, da letztere hauptsächlich nur in Rohseide, Seidenfabrikaten, Thee und einigen andern Produkten der im Kieng-nän-Volk verbreiteten Industrie besteht. Schiffe, welche nach Kieng-nän gehen, können Schäpo in der Provinz Tschikieng, den Distrikt Häng-schiu und Su-tschau, etwas südlich vom Wusung berühren. Die letztgenannte Gegend ist eine der volkreichsten und lieblichsten in ganz China, ein wahres Arkadien. Daß ein so weites Feld für kaufmännische Speculation von den Europäern bisher übersehen wurde, ist sehr überraschend. Doch hat die Scheu vor der chinesischen Unzugänglichkeit wohl die Schiffe verhindert, dorthin ihre Unternehmungen zu lenken. Schwierigkeiten sind auch wirklich vorhanden, aber keineswegs unübersteigliche, mindere gewiß als auf Neuseeland und Madagaskar.

6. Juli. Es wurden von Su-tschau zwei Abgeordnete geschickt, um unsere Angelegenheiten endlich zum Abschluß zu bringen. Einer derselben war ein Futsieng, ein Kriegsmandarin mit rothem Mützenknopf, und der Andere ein Civilmandarin mit Kristallknopf. Wir wurden förmlich zur Audienz geladen. Sie saßen in der Tempelhalle, unserm Ankerplatz gegenüber, und empfingen uns auf's freundschaftlichste. Nach den herkömmlichen Complimenten setzten wir uns zu ihnen, und Futsieng, welcher besonders das Wort zu führen schien, fragte uns, ob wir zu Schenghae gewesen und die nöthigen Waaren eingekauft. Er freute sich ausnehmend, daß dieser Besuch zu unserer Zufrieden-

heit gereicht, und daß wir keine Klage über die Mandarinen hätten. Herr Lindsay setzte ihnen sehr beredt die Vortheile auseinander, welche der Handel mit uns dem Lande bringen müßte. Sie bestanden dagegen, wie gewöhnlich, auf den Gesetzen des himmlischen Reichs, als ihrer einzigen Richtschnur. Wir sprachen, wie schon öfter, von den noch älteren Gesetzen, nach welchen der Handel in allen chinesischen Häfen europäischen Nationen offen war.

Sie forderten uns auf, unserm Könige den Vorschlag zu machen, daß er einen ordentlichen Gesandten schicken möchte, mit gehöriger Vollmacht zur Feststellung der Verhältnisse. Wäre eine Uebereinkunft zwischen den beiderseitigen Souverainen getroffen, so würden die Mandarinen mit herzlichem Vergnügen jeden Vorschub leisten.

Als sie uns so von der Wärme ihrer freundschaftlichen Gesinnungen völlig überzeugt zu haben glaubten, brachte ich plötzlich die beleidigenden Edikte vor, welche angeschlagen worden waren und welche ich abgeschrieben hatte. Sie waren beschämt und würden die ganze Sache geleugnet haben, wenn wir nicht selbst die Proclamation noch Tages zuvor an den Ecken gelesen hätten. Uebrigens herrschte so viel Freundlichkeit und Wohlwollen in der ganzen Unterhaltung, daß wir wirklich zu glauben anfingen, diese Männer möchten nicht abgeneigt sein, unsere Vorstellungen dem Vicekönig von Kieng-nan zu überreichen. Herr Lindsay verdient alles Lob für die Geschicklichkeit, mit welcher er die Sache seines Vaterlands führte, und wenngleich wir nicht Gelegenheit fanden, die Früchte dieser Unterredung zu ernten, so mögen doch Andere künftig davon Vortheil ziehen. Das Volk, welches unser gutes Einverständniß mit den Mandarinen sah, war hoch erfreut über die glückliche Veränderung.

Gegen Abend besuchten wir einige zerstreute Weiler auf der andern Seite des Flusses. Die Häuser standen gewöhnlich un-

tes Schreiben zurück, um uns ein anderes nach dem Muster des zu Ningpo ertheilten zuzufertigen, erhielt aber eine abschlägliche Antwort.

24. Juni. Wir redeten unsern Freunden die Anwendung des Epithetons „Ih" (Barbaren) aus, welches die Chinesen allen Fremden ohne Unterschied beilegen. Es wird damit eine Vorstellung von Tücke und Unrecht verbunden. Da alle Ausländer, welche bisher nach China gehandelt haben, sich die Benennung geduldig gefallen ließen, so ist ihnen als Barbaren begegnet worden. Es that Noth, diesem Herkommen sich endlich zu widersetzen, und ihnen vorzuhalten, daß das Wort nach dem Gebrauch chinesischer Schriftsteller einen Schimpf einschließe. Wirklich enthielten sie sich desselben von diesem Augenblicke an, und nannten uns Fremde oder Engländer *).

Sie wollten durchaus nicht leiden, daß wir etwas kauften; dennoch erstanden wir, dem gehässigen Verbote zuwider, einige Kleinigkeiten, freilich nicht ohne Gefahr für die Verkäufer.

Der 25ste war ein regniger stürmischer Tag. Die Soldaten mußten zu unserm aufrichtigen Bedauern, bei all' dieser Ungunst des Wetters, unter Zelten wohnen, und ganz um nichts und wieder nichts die größten Beschwerden aushalten. Die meisten von ihnen schienen Bauern zu sein, die man als eine

*) Herr Dr. Schott hat neuerlich bei Gelegenheit des zur Bezeichnung Lord Napiers gebrauchten Ausdrucks „Barbaren-Auge", die Chinesen von der Beschuldigung, daß sie Ausländer schimpfend benannten, zu reinigen versucht und die Uebersetzung „Barbar" überhaupt abgelehnt. Wir können hier freilich nicht entscheiden, doch scheint Herr Gützlaff, wenn nicht etwa gereiztes Gefühl zu hoch anzuschagen ist, als einer, der aus dem lebendigen Quell schöpft, glaubwürdiger, denn der seine Wissenschaft nur aus den Büchern hat.

Red.

Art Landsturm zur Beschützung der Küste gegen Barbaren aufruft.

Es ward uns heut eine sehr grobe Abfertigung zugesandt, welche uns bewog, weiter stromaufwärts zu fahren — zu näherer Verständigung. Kaum sahen sie Ernst, so wurden sie wieder freundlich und nachgebend. Der Ober-Commandeur, ein General von sehr hohem Range, schickte uns ausdrücklich Botschaft, daß er unser wärmster Freund sei und unsern heldenmüthigen Charakter wohl kenne, sintemal er früher zu Canton gestanden habe.

27. Juni. Früh am Morgen statteten zwei Marine-Officiere ihren Besuch ab, welche schon oft an Bord gewesen waren. Sie hatten Befehl erhalten, uns bei Strafe der Degradation an diesem Tage zum Abzuge zu bewegen. Zum Beweise, wie Ernst es sei, rissen sie die Knöpfe von ihren Mützen und warfen sie uns hin. Der Dolmetsch, der keinen Knopf zu verlieren hatte, versicherte, daß man ihn in's Gefängniß sperren würde, wenn wir nicht absegelten. Uebrigens wären sie nicht allein bei der Sache betheiligt; selbst Se. Excellenz, der Ober-Commandeur würde in Kaiserliche Ungunst fallen, falls wir länger verweilten. Auch sei der Täo-tae in großer Furcht. Einer der Mandarinen versuchte zu weinen, aber es gerieth nicht recht, und die ganze beabsichtigte Trauerscene gab eine lächerliche Farce. Hätten wir nicht die Lügenhaftigkeit dieser Leute gekannt, und zu oft erfahren, so wäre es abscheulich gewesen, ihren Bitten zu widerstehen. So aber sagten wir ihnen kurz: „Es wäre uns um Handel zu thun, und sobald wir gehandelt hätten, würden wir abreisen, wir könnten als Fremde auf die Maximen ihrer Regierung im Degradiren oder Erhöhen von Beamten keine Rücksicht nehmen, ließen es uns jedoch sehr leid sein, irgend Je-

mandem zur Degradation zu verhelfen.“ Bald nachher kamen sie wieder zu uns und versicherten, sie hätten nun Erlaubniß erhalten uns zu fragen, was wir denn von den Erzeugnissen des Landes begehrten? Wir übergaben ihnen ein Verzeichniß der gewünschten Artikel, und als sie ein wenig Muth gesammelt, begann eine ganz freundschaftliche Unterredung, die nur durch gelegentliche Seufzer ihrerseits unterbrochen wurde.

30. Juni. Alle Hemmungen des freien Verkehrs mit den Eingebornen sind jetzt aufgehoben, obgleich die Anschläge an den Ecken von Wusung, welche dem ungetreuen Volke allen Handel und Wandel mit den Barbaren streng verbieten, noch nicht abgenommen sind. Die Mandarinen selbst sind beflissen sich uns gefällig zu erweisen, und ermuntern das Volk, uns die besten Sachen zum Verkauf zu stellen. Das Volk ist höchlich verwundert über diese plötzliche Veränderung. Ein Krämer spottete eines Mandarinen ganz offen, indem er die Gravität, mit welcher er heut verböte was er morgen gut heißen wollte, verhöhnte.

Wir besuchten einen dem Schiff gegenüber gelegenen Tempel, der von einem Mandarin von hohem Range erbaut war und als eine Art öffentlichen Sammelortes diente. Mehrere ungeheuere Götzenbilder, Hüter des Flusses und Schützer der See, waren darin aufgestellt; auch die Himmelskönigin hatte ihre Kapelle, und ward von einigen Dämonen, welche Tridente trugen, bewacht. Es war natürlich, daß sie mich fragten, ob diese Götter auch von uns verehrt würden. Eine bessere Gelegenheit zum Predigen konnten sie mir nun nicht geben. Ich sprach von dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, und hielt ihnen die Ohnmacht ihrer Götzen vor. Letztere gestanden sie bereitwillig und mit Lachen zu. Sie wissen sonst sehr gut von einem Gegenstande abzuschweifen, den sie nicht festzu-

halten Lust haben. Diesmal aber ließ ich sie nicht los, sondern ging auf den Opfertod Christi über. Unser Gespräch nahm bald einen zutraulichen Charakter an; sie thaten ihr Aeußerstes, uns von ihren freundlichen Absichten zu überzeugen, und gaben sogar zu verstehen, daß sie zu dem Ende die umfassendsten Aufträge hätten. Sie machten auf Brüderschaft Anspruch und nannten sich unsere ergebensten Freunde. Wir baten dagegen, sie möchten uns kräftigere Beweise von der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung als bloße Worte geben, und sie versprachen es. Wir saßen lange in einem oberen Stockwerk des Tempels, während Hunderte von Leuten unten versammelt standen und ganz voll Freuden waren, wenn sie von einem der Unsrigen, welcher etwa an's Fenster trat, einen gelegentlichen Blick gewinnen konnten. So dichtgedrängt die Masse war, fiel doch nicht die geringste Unordnung vor, auch kein Wirrwar, da die Mandarinen Niemanden prügelten.

Wir besuchten das Fort der linken Seite und besahen die innere Einrichtung. Es war ein sehr massives Gebäude, und die Batterien waren so gut als sie nur wußten angebracht, doch konnte die verächtlichste Macht es mit Leichtigkeit nehmen, denn sie verstehen nicht das Mindeste von der Fortification, sondern verlassen sich einzig auf die Dicke ihrer Mauern und Wälle. Ein oberflächlicher Augenschein reichte schon hin, uns zu zeigen, daß beide Forts nach einem vermuthlich durch Jesuiten mitgetheilten europäischen Modell erbaut waren. Den dort über zwei Meilen breiten Strom könnten die Batterien recht gut beherrschen, wenn die Kanonen weit genug trügen. Ihr Schießpulver ist aber schlecht, und die Geschütze werden schlecht bedient und noch schlechter gerichtet; manche bringen, da die Zündlöcher weit und unverhältnißmäßig sind, gewiß eher das Leben ihrer

Kanoniere als ein feindliches in Gefahr. Da China eines langen Friedens genossen hat, sind alle Kriegswerke des Landes in Verfall gerathen. Sie scheinen selbst recht eigentlich bemüht, alles zu vernichten, was an Krieg nur erinnern könnte. So weit die Geschichte zurückreicht, war der Staat nie so groß als gegenwärtig. Die herrschende Tartarenlinie hat Besitzungen auf allen Seiten gewonnen und in allen ihren ehrgeizigen Unternehmungen Glück gehabt. Es ist daraus der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Nation entsprungen, und daß sie so ohne Kriegsmittel sich behaupten kann, ist kein Wunder. Ihre Verachtung der europäischen Taktik, ohne deren Ausübung sie ganze Völker im Nord und West von China sich unterworfen haben, ist eben so natürlich wie der Kriegsfanatismis der Muhamedaner, als diese Europa unterwarfen.

Schwer jedoch ist es, zu erkennen, wodurch eigentlich dies ungeheure Reich zusammengehalten wird. Der Weisheit des Regierens kann Niemand es beimessen, der die Einrichtungen und Verhältnisse des himmlischen Reichs aus der Praxis kennt. Viele ihrer Institutionen nehmen sich geschrieben vortrefflich aus, hinken aber in der Anwendung, weil sie nicht auf die Wirklichkeit passen. Andere, die praktisch genug sind, werden von Mandarinen und Volk, wo sie nur unbequem dünken, mit Füßen getreten. Auch von großer innerer Kraft der Dynastie ist nichts zu rühmen. So weit ich die Tartaren kennen lernte, habe ich sie feige gefunden, und erst Schüler der Chinesen in aller Politik, in ihrem Verwaltungswesen herrscht durchgängig Bestechung und Erpressung — —*).

*) „Wir sollen hierin" sagt Herr Gützlaff, „die unerforschlichen Wege der Vorsehung erkennen, welche durch verborgene Mittel

Der friedliche Sinn, welcher gewöhnlich die chinesische Regierung bezeichnet, ist auch wieder lobenswerth, denn obgleich oft grausam, ist sie doch dem Blutvergießen gram und bringt, es

---

Nationen erhält und Reiche stürzt.“ Das heißt sich's mit dem Denken bequem machen, und um die Vernunft der Geschichte geschickt herumkommen. Man sollte fast an den schlechten Spaß jener Antwort auf die Frage: Wie hoch ist das Gebirge Sinai? erinnert werden: „Das weiß man nicht!“ Es giebt freilich Dinge zwischen Himmel und Erden, um die ein Dorfschulmeister sich nicht eben Kopfweh machen mag. So weit aber reicht auch eines Solchen Einsicht wohl, daß ein Ding gerade so sein möchte, wie's der liebe Gott hat haben wollen. Und — was gehet uns das an? Da siehe Du zu! — Es möchte Manchem sonst leicht nahe liegen, folgendergestalt zu philosophiren: Mit dem Verstand läßt sich's lange Haus halten, und wo der die Radwelle macht, da geht der Geist in der Mühle, immer herum, rastlos und unermüdlich, zermahlend und zermalmend und ohne je vom Fleck zu kommen, stets sich um sich selber treibend. Er ist von Natur ein Selbstler, und nichts gleicht mehr den Torfmooren, die durch Jahre und Zeiten hindurch die Geschlechter ihrer selbstgezeugten Vegetation aufzehrend, sich selbst einförmig regeneriren, als die Selbstischkeit, die nur sich selbst zerarbeitend, sich erhält. Ernstlich das Wesen der chinesischen Dauerhaftigkeit in aller Unordnung und Zerrüttung zu erkennen, müßte tiefer auf den Begriff des sittlichen Prinzips, wie es sich offenbart, gerade in diesen starren, ewig nur sich zersetzenden und darin allein lebendigen Formen der abgezogensten Verstandesmäßigkeit und Selbstischkeit eingegangen werden, wozu hier nicht der Ort ist und der Raum fehlt. Wundern aber kann man sich, daß Herr Gützlaff nicht, wie es doch weit näher lag, hier an den Teufel denkt, der doch ein Lügner von Anfang ist und dennoch sich behauptet, und sogar umgeht wie ein brüllender Löwe. Denn das leugnet er doch schwerlich, daß das chinesische Prinzip, recht im Sinne des Worts, von seinem Vater, dem Teufel, stammt, und worin bestünde das teuflische Wesen oder doch Unwesen eigentlicher als darin, daß seine Brut

zu vermeiden, große Opfer. Wir wollen daher, was wir ihre Freiheit nannten, nicht gänzlich verwerfen, sondern vielmehr hoffen, daß es vom Uebermuth gegen andere Nationen allmählig befreit, zur Tugend reiner Friedliebe sich läutern werde.

Wir besuchten auch die Barraken, jene Nester des Elends, voll schlecht montirter und schlechter noch gefütterter Soldaten. Die Miliz ist hauptsächlich aus den Hefen des Volks gebildet, aus Gesindel, das kein anderes Mittel hat sein Leben zu fristen, verhungerte Leiber und verkrüppelte Seelen. Obschon unsere Ankunft sie großen Beschwerden unterwarf, waren Manche doch, um wenigstens anständig zu erscheinen, auf Beschaffung einer neuen Jacke ausgegangen und während unsers Besuchs bemüheten sie sich, so freundlich als möglich zu thun. Da sie keinen Thee hatten, setzten sie uns warmes Wasser vor. Ihre Officiere riefen unaufhörlich: „In wie schlechtem Stande sind doch unsere Leute!“ Pfeile sahen wir rings an den Wänden hangen, konnten aber keinen Bogen erspähen. Letztere, sagten sie, befänden sich im Fort des andern Ufers. Ihre Equipirung war wenig übereinstimmend; Einige hatten Säbel, Andere Luntenflinten, Manche Piken und noch andere Waffen. Die Division, welcher sie angehören, ist mit großen Buchstaben vorn auf der Jacke verzeichnet; ihre Kleidung unterscheidet sich übrigens nur durch die Kappe von der des Volks. Einige Truppenabtheilun-

---

jemehr sie sich in sich selbst verselbstischt und verhärtet, desto mehr nur knechtet? Die Freiheit dagegen läßt sich's so lange nicht in demselben Rock gefallen, sondern schüttelt ihren Fruchtherbst allemal wieder in den Scheinsarg zusammen, der sich bald als die weißumwindelte Wiege zeigt, aus welcher sie, ein neuer Blütenlenz, hervorsteigt.

Red.

gen haben das Zeichen Yöng (Tapferkeit) hinten auf ihren Jacken, welches eine Auszeichnung ist.

Auch die Soldaten sind zum Ackerbau angehalten. Sie haben in gewissen Theilen des Reichs Felder, auf welchen sie ihr Brot bauen; wo ihnen keine Ländereien angewiesen sind, müssen sie sich den Bauern als Knechte verdingen, und gehen so lange hinter dem Pfluge, bis sie zur militairischen Revüe gerufen werden. Die meisten Officiere sind sehr unwissend und durch Avancement zu ihrer Stellung gelangt. Doch giebt es militairische Examina so gut wie literarische, und die Grade eines Bakkalaurs, Meisters und Doktors in den Kriegskenntnissen werden gehörig ertheilt. Es sind dieselben Grade wie für die Literär-Mandarinen, verbunden mit derselben Ordnung der Mützenknöpfe. Die Literär-Mandarinen sehen aber doch, wie auch das Volk, mit großer Verachtung auf die Soldateske herab. Die Löhnung ist sehr gering, die anderweitigen Erwerbsquellen armselig, kurz die Lage des Militairs hat nichts Beneidenswerthes. Viele Generale sind Tartaren; sie haben hohe Besoldungen und oft noch ein bürgerliches Amt obenein. Die Marine rangirt gleich mit der Armee. Die Flotte ist großentheils mit Fuhkinesen und Leuten aus dem östlichen Theil der Provinz Canton bemannt. Soldaten und Officiere sind gewöhnlich aus dem Ort, in welchem sie in Garnison stehen; nur in Zeiten großer Gefahr werden sie fortgezogen, und zwar durch Decimirung. Der wirkliche Truppenbestand weicht sehr von den Angaben der Listen ab, denn die Officiere lieben es, die ganze Löhnung einzukassiren, ohne deren vollständige Ausbezahlung nöthig zu haben.

Wir besuchten an diesem Tage auch die Insel Tsöng-ming, der wir schon nahe vorbeigekommen waren, bei unserer Einfahrt

in den Wusung. In einem Flusse, in welchen wir einliefen, fanden wir eine Dschunke vor Anker. Die Insel ist ganz aufgespült, ein Produkt des Yang-tsi-kieng und hat durchgängig niedriges, fast gar nicht über der See erhobnes Land. Zur Erleichterung des Ackerbaues hat sie der Fleiß der Eingebornen mit Canälen durchschnitten, und mit einigen Dämmen gegen die hohe Fluth umzogen. Die Bevölkerung, war sehr zahlreich und wohnte in einzelnen Gruppen von zwei bis drei Bambuhütten. Die Saat bestand in Reis, Barbadu-Hirse und einigem Gemüse; auch sahen wir Aprikosen, Pfirsiche und Aepfel von sehr untergeordneter Güte.

Hotschin liegt zwei englische Meilen von der Küste entfernt. Dorthin machten wir durch die reich bebauten Felder einen erfreulichen Spaziergang. Die Eingebornen waren zuerst bei unserer Erscheinung sehr erstaunt, da sie noch nie einen Europäer gesehen hatten; bald aber wurden sie freundlich und vertraut, denn wir beschenkten sie freigebig mit Büchern. Sie zögerten zuerst sie anzunehmen; sobald sie aber einen Blick auf den Inhalt geworfen hatten, begehrten sie nach mehreren. Ich gab ihnen so viel ich vermochte, und mußte zu meinem Leidwesen zuletzt Viele leer wegschicken.

(Fortsetzung folgt).

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

halten Luſt haben. Diesmal aber ließ ich ſie nicht los, ſondern ging auf den Opfertod Chriſti über. Unſer Geſpräch nahm bald einen zutraulichen Charakter an; ſie thaten ihr Aeußerſtes, uns von ihren freundlichen Abſichten zu überzeugen, und gaben ſogar zu verſtehen, daß ſie zu dem Ende die umfaſſendſten Aufträge hätten. Sie machten auf Brüderſchaft Anſpruch und nannten ſich unſere ergebenſten Freunde. Wir baten dagegen, ſie möchten uns kräftigere Beweiſe von der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnung als bloße Worte geben, und ſie verſprachen es. Wir ſaßen lange in einem oberen Stockwerk des Tempels, während Hunderte von Leuten unten verſammelt ſtanden und ganz voll Freuden waren, wenn ſie von einem der Unſrigen, welcher etwa an's Fenſter trat, einen gelegentlichen Blick gewinnen konnten. So dichtgedrängt die Maſſe war, fiel doch nicht die geringſte Unordnung vor, auch kein Wirrwar, da die Mandarinen Niemanden prügelten.

Wir beſuchten das Fort der linken Seite und beſahen die innere Einrichtung. Es war ein ſehr maſſives Gebäude, und die Batterien waren ſo gut als ſie nur wußten angebracht, doch konnte die verächtlichſte Macht es mit Leichtigkeit nehmen, denn ſie verſtehen nicht das Mindeſte von der Fortification, ſondern verlaſſen ſich einzig auf die Dicke ihrer Mauern und Wälle. Ein oberflächlicher Augenſchein reichte ſchon hin, uns zu zeigen, daß beide Forts nach einem vermuthlich durch Jeſuiten mitgetheilten europäiſchen Modell erbaut waren. Den dort über zwei Meilen breiten Strom könnten die Batterien recht gut beherrſchen, wenn die Kanonen weit genug trügen. Ihr Schießpulver iſt aber ſchlecht, und die Geſchütze werden ſchlecht bedient und noch ſchlechter gerichtet; manche bringen, da die Zündlöcher weit und unverhältnißmäßig ſind, gewiß eher das Leben ihrer

viele, aber verständige Fragen thaten. Auffallend war uns das gesunde Aussehen der Kinder, die in Menge überall mit lauter Fröhlichkeit spielten. Sie waren dabei nicht ungezogen. Bisweilen kamen sie zu uns herangelaufen und thaten ein Paar recht kluge Fragen. Nachher erzählten sie sich untereinander was ihnen zur Antwort geworden war. Große Schaaren standen am Ufer und riefen uns herzliches Lebewohl nach, dazwischen beklagend, daß wir keine Bücher mehr für sie hätten. Als wir uns der Flußmündung näherten, begegneten wir einem auf uns ausgeschickten Mandarinenboote. Der Capitain desselben, welcher zur Hut der Küste vor Barbaren befehligt war, und uns doch durchgelassen hatte, zog sich durch seine vorgebliche Pflichtversäumniß eine harte Strafe zu. Er wurde mit verbundenen Augen herumgeführt, einen Bambusstecken durchs Ohr gezogen, und mit einer Tafel behängt, worauf geschrieben war: „Zur Warnung der Menge ist diesem Verbrecher für Versäumniß und Verletzung der Kriegsgesetze sein Ohr durchstochen worden, vom Obercommandeur von Susong."

Es half nichts, über solche Tyrannei zu klagen, denn die höheren Mandarinen suchten an den niederen ihren Aerger auszulassen. Unsererseits hatten wir den Vortheil gehabt, bei unserm Besuch der Insel ungestört geblieben zu sein, und die wahre Gesinnung des chinesischen Volks gegen Fremde erkannt zu haben. Unsere Freunde, die Mandarinen, hatten uns für gänzlich unbekannt mit der Existenz einer solchen Insel gehalten; sie waren äußerst erzürnt, daß wir gewagt hatten, selbige zu entdecken und auf unsern Karten zu verzeichnen. Sie konnten sich, bei dem großen Eifer uns Europäer in Unwissenheit über ihr Land zu halten, kaum einhüben, daß wir ihre größten Städte kannten, geschweige denn so einzelne Punkte, und waren ganz erstaunt als wir ihnen die Hauptdistrikte der Provinz Kiengsun

aufzählten, und die Canäle nannten, welche nach Nanking führen. Sie schlossen daraus, daß irgend ein treuloser Chinese sein Vaterland müßte verrathen und die Barbaren mit den fruchtbarsten Theilen des Landes bekannt gemacht haben. Als sie unsere Karten sahen, welche unter der Regierung Kenghi's aufgenommen waren, zeigten sie wenig Interesse dafür, weil die Namen in fremden Schriftzügen angemerkt waren.

5. Juli. Wir besuchten noch einmal Schenghae; obgleich der Wind ungünstig war, förderte uns die Fluth doch dergestalt, daß wir nach halb acht Uhr daselbst anlangten. Wir nahmen im Tempel der Himmelskönigin Quartier und waren alsbald von der Volksmenge umlagert. Sie waren sehr begierig nach den Schriften die ich austheilte, und gingen gleich mit ihrer Beute heim, um mit Muße zu lesen.

Die Mandarinen kamen ganz bestürzt über unseren ungemeldeten Besuch in größter Eile zum Tempel gelaufen. Sie waren unterwürfiger und demüthiger als je zuvor, und doch hatten sie zwei giftige Proclamationen erlassen, welche ich mir kopirte. Sie versuchten auch, uns von einer abermaligen Wanderung durch die Stadt abzuhalten; wir gingen aber durch ein anderes Thor, welches sie nicht verschließen konnten, und kauften große Vorräthe von Seide sowie auch allerlei Kleinigkeiten. Anfangs widersetzten sich die Mandarinen, gaben uns aber doch zuletzt Erlaubniß alles zu kaufen, was wir wollten, ungeachtet sie den Verkäufern streng verboten hatten, uns irgend etwas abzulassen. Sie erleichterten uns sogar unsere Geschäfte und wir hatten Ursache ihnen recht dankbar zu sein, denn es war das erstemal, daß sie sich dienstwillig gegen Fremde zeigten.

Schenghae steht an Wichtigkeit unter Canton. Es ist vielleicht nicht das einzige Emporium in der Nähe des Yang-tzikieng für den Handel nach Kieng-nän, aber die Dschunken

zu vermeiden, große Opfer. Wir wollen daher, was wir ihre Freiheit nannten, nicht gänzlich verwerfen, sondern vielmehr hoffen, daß es vom Uebermuth gegen andere Nationen allmählig befreit, zur Tugend reiner Friedliebe sich läutern werde.

Wir besuchten auch die Barraken, jene Nester des Elends, voll schlecht montirter und schlechter noch gefütterter Soldaten. Die Miliz ist hauptsächlich aus den Hefen des Volks gebildet, aus Gesindel, das kein anderes Mittel hat sein Leben zu fristen, verhungerte Leiber und verkrüppelte Seelen. Obschon unsere Ankunft sie großen Beschwerden unterwarf, waren Manche doch, um wenigstens anständig zu erscheinen, auf Beschaffung einer neuen Jacke ausgegangen und während unsers Besuchs bemüheten sie sich, so freundlich als möglich zu thun. Da sie keinen Thee hatten, setzten sie uns warmes Wasser vor. Ihre Officiere riefen unaufhörlich: „In wie schlechtem Stande sind doch unsere Leute!“ Pfeile sahen wir rings an den Wänden hangen, konnten aber keinen Bogen erspähen. Letztere, sagten sie, befänden sich im Fort des andern Ufers. Ihre Equipirung war wenig übereinstimmend; Einige hatten Säbel, Andere Luntenflinten, Manche Piken und noch andere Waffen. Die Division, welcher sie angehören, ist mit großen Buchstaben vorn auf der Jacke verzeichnet; ihre Kleidung unterscheidet sich übrigens nur durch die Kappe von der des Volks. Einige Truppenabtheilun-

---

jemehr sie sich in sich selbst verselbstischt und verhärtet, desto mehr nur knechtet? Die Freiheit dagegen läßt sich's so lange nicht in demselben Rock gefallen, sondern schüttelt ihren Fruchtherbst allemal wieder in den Scheinsarg zusammen, der sich bald als die weißumwindelte Wiege zeigt, aus welcher sie, ein neuer Blütenlenz, hervorsteigt.

Red.

gen haben das Zeichen Yông (Tapferkeit) hinten auf ihren Jacken, welches eine Auszeichnung ist.

Auch die Soldaten sind zum Ackerbau angehalten. Sie haben in gewissen Theilen des Reichs Felder, auf welchen sie ihr Brot bauen; wo ihnen keine Ländereien angewiesen sind, müssen sie sich den Bauern als Knechte verdingen, und gehen so lange hinter dem Pfluge, bis sie zur militairischen Revüe gerufen werden. Die meisten Officiere sind sehr unwissend und durch Avancement zu ihrer Stellung gelangt. Doch giebt es militairische Examina so gut wie literarische, und die Grade eines Bakkalaurs, Meisters und Doktors in den Kriegskenntnissen werden gehörig ertheilt. Es sind dieselben Grade wie für die Literär-Mandarinen, verbunden mit derselben Ordnung der Mützenknöpfe. Die Literär-Mandarinen sehen aber doch, wie auch das Volk, mit großer Verachtung auf die Soldateske herab. Die Löhnung ist sehr gering, die anderweitigen Erwerbsquellen armselig, kurz die Lage des Militairs hat nichts Beneidenswerthes. Viele Generale sind Tartaren; sie haben hohe Besoldungen und oft noch ein bürgerliches Amt obenein. Die Marine rangirt gleich mit der Armee. Die Flotte ist großentheils mit Fuhkinesen und Leuten aus dem östlichen Theil der Provinz Canton bemannt. Soldaten und Officiere sind gewöhnlich aus dem Ort, in welchem sie in Garnison stehen; nur in Zeiten großer Gefahr werden sie fortgezogen, und zwar durch Decimirung. Der wirkliche Truppenbestand weicht sehr von den Angaben der Listen ab, denn die Officiere lieben es, die ganze Löhnung einzukassiren, ohne deren vollständige Ausbezahlung nöthig zu haben.

Wir besuchten an diesem Tage auch die Insel Tsông-ming, der wir schon nahe vorbeigekommen waren, bei unserer Einfahrt

brauch des Feuergewehrs zu verstehen. Wir konnten nicht erfahren, wie er zu seinem Gewehre gekommen war; es schien sehr alt und von guter Arbeit. Wenn etwa ein europäisches Schiff dort an der Küste einmal gestrandet wäre, und die Eingebornen sich bei dieser Gelegenheit in Besitz mancher europäischen Geräthschaften gesetzt hätten, so ließe sich daraus vielleicht auch ihre Gleichgültigkeit gegen unsere Merkwürdigkeiten erklären. Wirklich ist, aber schon vor zwei Jahrhunderten, ein holländisches Schiff in der Gegend verunglückt, und die Mannschaft festgehalten worden, einer endlich entkam und gab zu Amsterdam seine Leidensgeschichte heraus. Im vorigen Jahrhundert durften die Jesuiten in's Land kommen; doch daß irgend eine Nation mit der Halbinsel in Handel getreten sei, ist nicht bekannt. Einige Priester machten der verstorbenen Königin von Portugal den Vorschlag, eine Gesandtschaft und darunter einige der Mathematik kundige Männer dorthin zu schicken, um die Eingebornen in Religion und Wissenschaft zu fördern, denn es waren dazumal einige Große am Coreanischen Hofe, welche das Christenthum angenommen hatten, und die Unternehmungen einer auswärtigen Macht zu ordentlichem Handel mit Corea begünstigen konnten. Aber der Plan ist nicht zur Ausführung gekommen. Soviel wir erfahren konnten, lebt gegenwärtig kein Europäer in der Hauptstadt und das Christenthum ist selbst dem Namen nach unbekannt. Wir wissen nicht, wie vielen Glauben die umständlichen Berichte über dortige Christenverfolgungen und standhaftes Märtyrerthum der Missionaire verdienen mögen, aber wenn wirklich so viele Tausende ihres Glaubens wegen wären hingerichtet worden, so müßte doch wenigstens noch etwas davon im Gedächtniß der Eingebornen leben, aber es fand sich auch nicht die geringste Spur.

Wir waren begierig durch das Dorf zu gehen, als wir bei einer elenden Hütte durch die Begegnung einiger achtbar gekleideten Eingebornen aufgehalten wurden. Wir wünschten von dem Vieh, das wir in Menge sahen, einiges zu kaufen, und fragten nach der Wohnung irgend eines hohen Mandarinen, der eine Bittschrift an den König annehmen könnte. Sie schrieben uns auf: „Seid so gut, den Inhalt uns mitzutheilen.“ „Wie dürfen wir“, war unsere Antwort, „die Angelegenheiten eines so großen Monarchen seinen Unterthanen mittheilen?“ Sie erwiederten: „Gebt den Mandarinen Bericht davon und diese werden dem Könige berichten.“ Wir baten sie darauf, einen Mandarin vom obersten Range mit uns zusammenzubringen, und sie wiesen uns an einen Beamten, der nur wenige Meilen entfernt wohnte. Zugleich baten sie uns, den Weg dahin doch sogleich anzutreten und sie von unserer lästigen Gesellschaft zu befreien. Einer von ihnen drohete sogar, wenn wir uns nicht beeilten, Soldaten zu unserer Vertreibung herbeizurufen. Ich fragte ihn, welchen Rang er bekleide, der ihn zu solcher Sprache berechtigte, und versicherte ihm, daß ich von seiner Unverschämtheit den Mandarinen Anzeige machen würde. Er ward sogleich bescheidener und fragte bloß: „Wann gedenket Ihr denn aufzubrechen?“ Einige Eingeborne schüttelten die Köpfe als wir ihnen kleine Geschenke anboten, andere steckten ein Paar Knöpfe verstohlen in die Tasche. Einer, dem wir ein Buch reichten, gab es auf der Stelle zurück und rief: „Pulga“, vermuthlich: „Verbrennt es.“

Ihr Betragen bildete einen scharfen Contrast gegen das der Chineſen, welche wir besucht hatten, und wären wir damals gleich von Corea gänzlich geschieden, so würden wir der Welt nur das Urtheil früherer Reisenden aufgewärmt haben, daß kein Volk der Erde menschenfeindlicher sei als die Coreaner, und daß der

Fremde bei ihnen, weil sie Muth genug ihm zu begegnen haben, nichts als Drohungen und Beleidigungen holen könnte. Wir hatten aber, obgleich sie sich so äußerst ungastlich zeigten, doch zu bemerken geglaubt, daß es ihnen schwer fiel, harmlose Fremde wie Feinde zu behandeln; es kann ja auch der jeder Menschenbrust von der Natur eingepflanzte Zug zu anderen Menschen hin, nicht leicht gänzlich ausgetilgt werden.

Wir besuchten an demselben Tage ein großes Fischerboot. Die Bauart dieser auf hoher See ganz untauglichen Fahrzeuge ist so roh, daß wir nicht begriffen wie es zusammen halten konnte, kein Nagel, kein Stückchen Eisen ist daran zu sehen. An Bord herrscht nichts weniger als Sauberkeit und Ordnung; vernachlässigt wie ihre Kleidung sind ihre Fahrzeuge. Die Leute im Boote unterwarfen sich nicht gleichem Zwange wie ihre Landsleute am Lande, sondern begegneten uns sehr freundlich. Da sie unsere Geschenke nicht in Büchern erwiedern konnten, verehrten sie uns Tabackblätter, und waren sehr vergnügt, daß wir sie nicht verschmäheten. Ueberall, wo wir späterhin noch mit einzelnen Coreanern zusammentrafen, fanden wir in ihnen gutmüthige, dienstfertige Fischer. Wir sahen uns daher genöthigt, die am Lande uns zugefügte Unbill einzig den ehernen Gesetzen ihrer Obrigkeit beizumessen.

23. Juli. Wir ankerten zwischen Felsen und zahllosen Inseln und bestiegen einen der nahen Gipfel. Sobald wir Schäng-schen verlassen hatten, kamen wir zu malerischen Grotten, welche von den Wellen ausgespült sind. Es gab da Pfeiler aus hartem bräunlichen Basalt, so regelmäßig wie durch Kunst geformt. Manche Parthien hatten das Ansehen einer vollständigen aber verfallenen gothischen Kirche; bald tieften sich kleine Nischen ein, bald hoben sich Blöcke wie Säulenfüße und Karnieße. Wir ergötzten uns lange mit Betrachtung dieser wun-

der-

derlichen Gebilde, bis einige Seekälber auf der Bucht unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Sie hatten uns schon eine Zeit lang neugierig angesehen und waren ganz furchtlos. Wir schossen eines derselben und gewannen eine große Menge Oel.

Starke Nebel machten die Fahrt unter so vielen Klippen und Inseln gefährlich. Oft zerriß ein scharfer Windstoß den dichten Schleier; schnell aber war alles wieder in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Als es sich am Nachmittage ein wenig aufklärte, kamen einige Fischer aus einem nahen Dorfe uns zu besuchen. Sie luden uns zu sich an's Ufer ein und wir nahmen die Einladung an. Da sie sich erboten uns zu bewirthen, so eilten wir ihren elenden Hütten zu, und setzten uns, nachdem wir einige Bedenklichkeiten, die sie machten, beseitigt hatten, auf einen Hügel, den Wohnungen gegenüber. Um unsern Besuch so unschädlich als möglich zu machen, hatten sie die nächste Hütte geräumt, und nur ein Weib kam uns zufällig zu Gesichte, welche in voller Hast den Hügel hinauflief. Man setzte uns gesalzene Fische vor und ein saures Getränk*), welches bei den Tartaren allgemein in Gebrauch ist. Sie aßen von allem, ehe sie uns gaben, erst selber und waren sehr betrübt, daß unsere Laskaren nichts von dem was sie ihnen anboten, genießen wollten. Sie schenkten der Versicherung, daß ihre Religion es ihnen verböte, keinen Glauben, da sie selbst wenig von religiösen Bräuchen haben. Wir thaten viele Fragen über das Land, über die Wohnplätze der Mandarinen und dergleichen, konnten aber leider auch über die unbedeutendsten Dinge keine Antwort ihnen abgewinnen, so beflissen auch wir selber waren, ihre Neugier zu befriedigen. Die ganze Unterhaltung kam mit Hülfe der chinesischen Schrift zu Stande.

*) Wahrscheinlich das sogenannte Kumiß, d. h. gegorene Stutenmilch. Red.

24. Juli. Ein großes Boot legte sich an unsere Seite; die Mannschaft schickte, bevor Jemand an Bord kam, einen Zettel, auf welchem sie ihr Bedauern über die von Wind und Wetter uns zugefügten Leiden ausdrückte, und uns die Versicherung gab, daß sie nicht uns zu schrecken käme. Diejenigen, welche hierauf in die Cajüte traten, nannten sich Mandarinen und machten mit Rum nicht viel Umstände. Sie erkundigten sich sehr höflich nach unserm Vaterlande und bemerkten, daß wir einen sehr gefährlichen Ankerplatz gewählt hätten. Sie versprachen, uns in eine Bay Namens Sankieng zu bringen, wo wir sicher vor Anker gehen, die Mandarinen antreffen, unsere Handelsgeschäfte ausführen und Lebensmittel erhalten könnten. Wir verschoben aber die Befolgung ihres guten Rathes bis zum nächsten Tage, weil das Wetter sehr neblig war.

Der vornehmste Mann aus der Gesellschaft war sehr redselig; doch wollte er uns den Namen des Königs nicht vertrauen; er sagte uns bloß, daß derselbe über dreihundert Städte herrschte und seit 36 Jahren regiere. Sie kennen das chinesische Geld und bedienen sich desselben in ihrem Lande; einen Dollar hätten sie nie gesehen. Sie versicherten: „Silber wird so wie Kupfer in unserem Boden gefunden.“ Einer von ihnen übersetzte uns mit vieler Geläufigkeit einen chinesischen Klassiker in seine Muttersprache. Wir zeigten ihm ein statistisches Buch in chinesischer Sprache, worin angeführt war, daß der König von Corea viermal im Jahre dem Kaiser Tribut zahle, und fragten ob dies wahr wäre? Er bejahete es ohne Zögern.

25. Juli. Die Wolken zerstreuten sich und wir hatten wieder ein wenig Sonnenschein; auch kamen unsere Freunde wieder und brachten Piloten an Bord. Nachdem wir ihr ganz unmäßiges Gelüst nach hitzigen Getränken befriedigt hatten, gingen wir unter Segel und erreichten, von Fluth und Wind be-

günstigt, Gankieng in sehr kurzer Zeit. Wir fanden dort einen guten und sicheren Ankerplatz. Die Piloten, deren viele waren, machten einen unerträglichen Lärm, indem Jeder befehlen wollte, aber nur einer von ihnen kannte wirklich den Weg. Wir lagen kaum vor Anker, so langten einige Mandarinenböte an. Ein munterer kleiner Kerl, Namens Yangschi, welcher sich Mandarin tituliren ließ, schrieb alle die Fragen und Antworten auf, welche Tengsno, unser Mann von gestern, bereits protokollirt hatte. Die ganze Gesellschaft that sehr erfreut über unsere Ankunft und versprach uns eine Zukammenkunft mit den Mandarinen, denen wir unsern Brief übergeben könnten. Wir erfuhren, daß die Hauptstadt nur 300 Lis entfernt läge und konnten daher auf baldige Antwort zählen. Sie bemüheten sich sehr um unsere Freundschaft und machten uns große Hoffnung auf günstigen Erfolg.

26. Juli. Neue Böte kamen und wir mußten immer von neuem dieselben Fragen hören, bis endlich die oberen Mandarinen anlangten. Es waren zwei ältliche Männer von ehrbarem Wesen; ihre Kleidung unterschied sich auf keine Weise von der des gemeinen Volkes, außer, daß sie kleine Bambustafeln an der Seite trugen, worauf ihr Name und ihr Stand geschrieben war.

Sie trugen beide regendichte Mäntel aus einer durchsichtigen Haut gemacht, und große, mit eben solcher Haut überzogene Hüte. Sie fragten uns besonders, wie lange wir schon unter Segel wären und beklagten uns wegen der überstandenen Mühseligkeiten. Wir mußten ihnen erklären, warum England Großbritannien und warum Indien Hindostan heiße. Ihre Fragen waren kurz und unbedeutend, und wir waren froh, daß sie nicht lange bei uns verweilten. Zu unserm Erstaunen wurden um die Mittagszeit kleine Tische an Bord gebracht, worauf Schüsselchen mit getrocknetem Fisch nebst Soja und Liqueur servirt

waren. Man bat uns niederzusitzen und zuzulangen. Es that uns recht leid, einen so unerwarteten Beweis gastlicher Sitte ablehnen zu müssen, aber die Speisen waren gar zu widrig. Die Matrosen wurden sämmtlich geladen, konnten sich aber nicht entschließen zu kosten, was den Eingebornen selber kaum anders als ungenießbar sein konnte.

Wir brachten den größten Theil des Tages damit zu, die Geschenke für Seine Majestät einzupacken; Herr Lindsay forderte mich sehr freundlich auf, ein Exemplar der Bibel und was ich an Traktaten hatte, beizulegen; die Leute, welche bisher an Bord gekommen waren, hatten unsere Bücher mit Freuden angenommen; wie lieb war mir nun die Gelegenheit, dem Herrn eines so fernen Reiches die Offenbarungen Gottes zugänglich zu machen.

In Begleitung unserer beiden Mittelsmänner Tengno und Yangschi machten wir uns mit unsern Glaswaaren, Kalikoes, Wollenzeugen und andern Geschenken auf; den Brief an Se. Majestät hatten wir in rothe Seide gewickelt. Als wir vor einem armseligen Dorfe Halt machten, ward uns gemeldet, daß die hohen Mandarinen aus wären und keine Audienz uns zu Theil werden könnte. So werden wir warten, sagten wir, bis sie zurückkommen, und traten in eine der Gassen, welche durch das Dorf führen. Ein Soldat trat uns entgegen, dem unter seinem breitkrämpigen Hute ein Wust rothen Haares hervorhing. Er hatte eine Trompete in der Hand, und begann, sobald er unserer ansichtig ward, aus Leibeskräften zu blasen, theils um unsere Ankunft anzukündigen, theils um uns hinwegzuschrecken. Herrn Lindsay aber, dem diese martialische Expektoration nicht sonderlich schreckhaft vorkam, schritt ohne Umstände in eines der Häuser hinein. Inzwischen erschienen die beiden Mandarinen, einer von militairischem, Namens Kin, und einer

von literarischem Range, Namens Li. Sie saßen auf einem offenen Tragstuhl, den vier Männer trugen. Das erste war, daß sie die Schildwache auf der Gasse, welche uns durchgelassen hatte, bestrafen ließen. Der arme Kerl warf sich vor dem Stuhl nieder und erwartete seine Streiche, welche mit einem ruderartigen Holze ihm aufgezählt werden sollten. In diesem kritischen Augenblicke schlugen wir uns in's Mittel und betheuerten den Mandarinen, daß wir uns sogleich entfernen würden, wenn man diesen unschuldigen Mann bestrafte. Der gewünschte Erfolg blieb nicht aus; die Soldaten ließen ihr Opfer los und die Zuschauer hatten ihre Freude an unserer menschenfreundlichen Handlung. Da wir nun ohne Verzug zu unserem eigentlichen Geschäfte schreiten wollten, befahlen die Mandarinen, am Strande einen Schuppen aufzuschlagen und Matten für uns darunter auszubreiten, während sie selbst auf Tigerfellen saßen. Wir thaten sogleich Einspruch gegen die Unziemlichkeit, uns im Freien statt in einem ordentlichen Hause Audienz zu geben, und erklärten ernstlich, daß wir weggehen würden, wenn man unsern Brief und Geschenke nicht mit gebührender Achtung annähme.

Da gaben sie einem ihrer Leute Befehl, ein Haus für uns räumen zu lassen und führten uns endlich zu demselben, setzten sich aber vorn auf dem Vorplatze mit uns nieder. In aller Eil ward noch ein armer Schelm ergriffen, vor den Mandarinen niedergelegt und ein Paarmal über die Schenkel gehauen, vorgeblich wegen einer Versäumniß in öffentlichen Diensten, vermuthlich aber um uns von der mandarinischen Machtvollkommenheit einen ehrfurchtsvollen Begriff zu machen.

Als wir Brief und Geschenke ihnen ausgehändigt hatten, ließen sie uns rohen Knoblauch und Getränk reichen und versprachen die ihnen anvertrauten Sachen in möglichster Eil zu besorgen. Sie hatten in der Zwischenzeit auch zwei Ferken und

etwas Ingwer und Reis an Bord bringen lassen, um uns einen unzweideutigen Beweis ihres Wohlwollens zu geben. Obschon ihnen die Aufnahme von Fremden in ihren Häusern, wie wir wohl merkten, verboten war, bewiesen sie uns doch überall, wo wir ihnen begegneten, alle Freundschaft, die sich nur von solchen Barbaren erwarten ließ.

Am Abend kamen Tengno und Yangschi, um noch allerlei zu fragen. Sie waren neugierig, wie viele Reiche ein Schiff von England bis Corea zu passiren hätte; aus wie vielen Kantonen und Distrikten die brittischen Besitzungen beständen; in welchem Verhältniß, fragten sie, stehet ihr zu China? Seid ihr auch dem Reiche der Mitte zinsbar?

Wir erfuhren von ihnen, daß ihre Verfassung ganz nach chinesischem Muster eingerichtet ist. Außerdem erkundigten wir uns, wie lange wir auf Antwort von der Hauptstadt zu warten hätten. Tausend Lis, sagten sie, ist die Entfernung (gestern waren es nur 300) und in 30 Tagen kann vielleicht ein Bescheid da sein. Um ihnen die Ungenauigkeit ihrer Angabe zu beweisen, zeigten wir ihnen die Lage der Hauptstadt auf der Karte. Voller Erstaunen über unsere Bekanntschaft mit ihrem Lande, gestanden sie nach einigen Umwegen ein, daß sie uns hatten täuschen wollen. Lügenhaftigkeit scheint hier ein ebenso herrschendes Laster als in China zu sein. Ihre Mandarinen sind auch ebenso inkonsequent als die chinesischen, wenn nicht noch mehr. Bitten wir, so erhalten wir nichts; was wir fordern, ist auf der Stelle da.

27. Juli. Unsere ganze Mannschaft ward nochmals nach Namen und Alter mit großer Genauigkeit registrirt. Man sagte uns, daß Alles für den König ordnungsmäßig aufgezeichnet werde, obgleich wir nicht einsahen, was Sr. Majestät daran liegen könnte, den Namen jedes Laskars so umständlich zu erfahren. Sie erkundigten sich sorgfältig über unsere Verhältnisse

zu Schäng-schen, warum wir dort unsern Brief nicht abgegeben, und wie viele Leute wir gesehen hätten. Die beiden Mandarinen speisten mit uns; das Benehmen dessen vom niedern Range war roh, aber Kin betrug sich mit Anstand. Es machte einige Schwierigkeit, ihnen die Erlaubniß zu einem Gange in's Land abzugewinnen, und kaum waren wir auf das Ufer getreten, so stellte sich ein Soldat uns in den Weg, und machte, da wir uns nicht aufhalten ließen, die Geberde des Kopfabhauens und Leibaufschneidens, um uns zu verstehen zu geben, welche Strafen ihm droheten, falls er uns durchließe. Unser Führer Teugno aber gab ihm einen Verweis und sein saures Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Wir gingen über die ganze Insel, von welcher wir nur das kleine Stück in der unmittelbaren Umgebung des Dorfes angebaut fanden; sie ist übrigens mit Gras und Pflanzen bewachsen und muß treffliche Weide für Ziegen geben, deren wir aber keine sahen. Die Küste von Corea ist viel fruchtbarer, als die chinesische, deren kahle Felsen oft jede Bebauung unmöglich machen; hier aber, wo der Boden günstig ist, thun die Eingebornen nichts zu seiner Bestellung. Für die Botanik ist ein reiches Feld. Auf einem Hügel bemerkten wir ein steinernes Gebäude, ein Tempel, wie wir später erfuhren.

Wir gingen über die stillen Wohnstätten des Todes, hier nur unregelmäßig aufgeworfene Erdhügel. Herr Lindsay schoß eine sehr giftige und von den Eingebornen sehr gefürchtete Schlange, welche eine Pest dieser Gegend ist. Gegen 9 Uhr kamen unsere gewöhnlichen Inquirenten Yangschi und Tengno, und fragten, aus was für Holze unser Schiff, wie hoch der Mast, wie groß die Anzahl der Cajüten sei und mehr dergleichen. Was wollt Ihr mit Eurer Ladung machen? sagten sie endlich. Wir wünschen sie ganz zu verkaufen. Was wollt Ihr dafür einhandeln? Entweder Gold, oder Silber, Kupfer, Droguereien

oder andere Waaren die für unſern Markt paſſen. Unſer Gold kommt aus China, entgegneten ſie, unſer Kupfer aus Japan, Silber haben wir ſehr wenig, aber Eiſen giebt es. Für chineſiſche Waaren geben wir Papier und Strohzeuge.

Ihren Andeutungen zufolge ſcheint das Volk ſich zu den Satzungen des Confucius zu bekennen. Sie halten ſeine Lehren für untrüglich und haben Tempel zu ſeiner Ehren; den Buddhismus verachten ſie und ſind mit der Religion des Tao unbekannt. Ueber die Unſterblichkeit der Seele ſprachen ſie ſich nicht aus, ärgerten ſich aber, als wir ihr ernſtliches Nachdenken über dieſe wichtige Sache in Zweifel zogen. Von Götzendienſt haben wir in ihren Häuſern nie eine Spur entdeckt, und nie bei ihnen irgend religiöſe Ceremonien wahrgenommen. Unſere Geſpräche über Religion machten wenig Eindruck, doch vertheilte ich eine Zeit lang Bücher an Alle die ſie wollten; endlich verboten es ihnen die Mandarinen. Ich hatte zugleich mit chriſtlichen Schriften einige Abhandlungen geographiſchen und geſchichtlichen Inhalts ausgegeben, um ihre Begierde nach unſern Büchern zu erhöhen. Es iſt bemerkenswerth, daß ſelbſt das gemeine Volk in Corea leſen kann und am Leſen Vergnügen findet. Sie ſcheinen bei weitem nicht ſo anhänglich an ihren eigenen Glauben als feindlich gegen die Einführung eines fremden.

Unſere Freunde waren ſehr beſorgt, wir möchten den oberen Mandarinen verrathen, daß ſie uns über ihren König Nachrichten gegeben. Sie wiederholten mehrmals: Wenn ſie dieſe Mittheilungen, daß er nur ein Weib hat, daß die Hauptſtadt nur 300 Lis entfernt iſt und dergleichen erfahren, ſo koſtet es unſere Köpfe. Wir gelobten die tiefſte Verſchwiegenheit und führten ſie auf allerlei Fragen über die Hauptſtadt unſers Königreichs. Sie waren aber ſehr unbefriedigt, als wir ihnen die Anzahl der dort ſtationirten Officiere nicht genau angeben konnten.

30. Juli. Zwei Mandarinen, von denen einer ein General Namens Kim, aus dem Distrikte Tsi-tschi-to war, statteten uns einen Besuch ab, um uns wegen der überstandenen Mühseligkeiten zu trösten. Sie waren beide sehr zierlich in Seide gekleidet. Kim trug eine Schnur von Bernsteinknöpfen zur Befestigung auf seinem mit einer Pfaufeder geschmückten Hüte. Ihr Benehmen war würdevoll, und sie ließen sich auf nichts ein, was nicht unmittelbar im Zwecke ihres Besuchs lag. Unser Freund Kin rüstete inzwischen ein Mahl zu, welches aus Gebäck, Nudeln, Honig, Schweinefleisch, Melonen, Salat, Weinessig und Reis bestand. Es war diesmal alle Mühe angewendet, das Essen genießbar einzurichten, und wir unterließen nicht ihrer Gastlichkeit Ehre zu machen. Sie waren hoch erfreut über unsere frohe Laune und daß wir das wohlgemeinte, obschon dürftige Mahl von Corea nicht verschmäheten. Nach Tische erbaten wir uns die Ehre ihrer Gesellschaft zu unserm morgenden Mittagessen. Sie gaben keine bestimmte Antwort. Sie hatten ganz das Ansehn von Hofleuten und waren ohne Zweifel von der Hauptstadt abgeschickt, um über unser Thun sich zu unterrichten. Sie selber leugneten die Richtigkeit dieser Voraussetzung die wir ihnen nicht verhehlten.

Während des Nachmittags gingen wir an's Land um Kartoffeln zu pflanzen und gaben ihnen eine geschriebene Anweisung zur Cultur derselben. Auch diesem Beweis unsers Wohlwollens widersetzten sie sich Anfangs aus allen Kräften, da die Gesetze verboten ausländische Vegetabilien einzuführen. Wir fragten wenig nach ihren Einwürfen und sprachen so lange von dem Nutzen den unser Geschenk ihnen bringen würde, bis sie uns stillschweigend gewähren ließen.

Als wir ihnen unsere Gründe im Umhergehen auseinandersetzten, sahen wir einen Wachsoldaten vom Gefolge des Gene-

rals, welcher wegen einer Nachläſſigkeit im Wegtreiben des umherſtehenden Volkes, eben beſtraft werden ſollte. Auf unſere Verwendung ward er ſogleich freigegeben. Es ſcheint ihr Grundſatz zu ſein, Fremden von der Strenge ihrer Disciplin eine Vorſtellung zu geben, damit dieſe vor der Mandarinenmacht gehörige Achtung gewännen.

Wir beſuchten an dieſem Tage den Tempel auf dem Hügel. Er beſtand aus einem kleinen rings mit Papier und in der Mitte mit Salzfiſch behängten Gemache. Außer einem kleinen metallenen Drachen, welcher auf dem Boden ruhete, war kein Götzenbild ſichtbar. Eine Inſchrift außen gab zu erkennen, daß der Tempel im dritten Jahre Täokwengs errichtet worden; die Namen der Beitragenden und die von einem Jeden gegebene Summe waren in chineſiſchen Zeichen ſorgfältig angemerkt.

31. Juli. General Kim kam, um uns jede fernere Landung zu unterſagen; er habe, verſicherte er, die gemeſſenſten Befehle von ſeinen Oberen. Ihr ſeid unſere Gäſte, fügte er hinzu, und Gäſte müſſen ſich nach der Ordnung halten, welche der Wirth ihnen vorſchreibt. Wir führten ein Paar Stellen aus dem Ritualbuch an, nach welchem einem Wirthe obliegt, ſeinen Gäſten die volle Freiheit zu laſſen, umherzugehen oder ruhig zu bleiben. Er las es nach und ſagte Hota, hota (Gut, gut!) Nachher kam er auf dieſen Punkt nicht wieder zurück. Wir fingen nun an, ungeduldig zu werden, daß weder eine Antwort auf unſer Geſuch kam, noch die Vorräthe, um die wir ſchriftlich anzuhalten aufgefordert waren. Der General entgegnete, daß wir ruhig warten müßten bis eine Antwort von der Hauptſtadt käme.

Wir ſegelten an dieſem Tage, um in's Klare zu kommen, ob wir uns an dem Continente oder unter den Inſeln befänden. Der Ort, welchen wir beſuchten, war mit Laubwald und dem

schönsten Bauholz überall bedeckt, aber kaum ließ sich irgendwo ein menschliches Wesen blicken. So lange wir hier sind haben wir noch keinen Garten und keine Obstpflanzung gesehen. Heute fanden wir Pfirsichbäume wild; wilden Wein hatten wir schon vor etlichen Tagen entdeckt. Es ist zu verwundern, daß die Eingebornen diese nutzbaren Früchte nicht cultiviren; aber auf allen unsern Wanderungen trafen wir nur einen einzigen Pfirsichbaum an, der von Menschenhand gezogen war. Sie kennen den Wein nicht, obgleich sie dann und wann Trauben essen, die aber ziemlich sauer sind. Ich beschrieb ihnen unsere Methode des Weinbaus und die Vorzüge des dadurch gewonnenen Getränkes. Kaum schenkten sie mir Glauben, denn der Wein, sagten sie, den sie an Bord getrunken, war süß; wie konnte er aus sauern Trauben gezogen sein? Im Ganzen scheinen die Nahrungsmittel des Volkes elend genug zu sein, sie essen alles und verschlingen es mit Heißhunger. Traurig ist, daß solch fruchtbarer Boden, der Tausende ernähren könnte, jetzt kaum einigen Hunderten von Menschen Subsistenz gewährt.

1. August. Das Benehmen der Mandarinen und des Volks hat sich merklich geändert. Alle sind äußerst zurückhaltend und im Fragen und Antworten vorsichtig. Allerlei Geschenke, welche sie früher mit Dank und Freude angenommen, bemühen sie sich uns wieder aufzunöthigen. Wir argwöhnen, daß hemmende Verordnungen aus der Hauptstadt eingegangen sind, können aber nichts Gewisses erfahren. Herr Lindsay hat bisher täglich für sein Wörterbuch Beiträge erhalten; sie weigern sich jetzt den kleinsten Ausdruck mitzutheilen; sie fürchten, daß, wenn wir ihre Sprache lernten, wir mit ihnen reden und ihnen eine vernünftigere Politik aufschwatzen möchten. Ihre kindische Zurückhaltung macht uns bisweilen ganz ungeduldig, und doch

müssen wir wieder gut werden, denn noch hat dort kein Fremder solcher Vorrechte wie wir genossen.

Auf unsern Exkursionen kamen wir zu mehreren Häusern, die kürzlich verlassen worden waren. Gewöhnlich sind zwei Gemächer darin, welche wie Backöfen aussehen. Die Küche ist ein besonderes an das Haus stoßendes Gebäude. Zur Heizung giebt es eine große Höhlung unter dem Fußboden, worin Winters Holz gebrannt wird. Jedes Haus ist mit einer Einfassung von trocknen Bambusstäben umhegt.

Wir fanden Eingeborne, welche von Schmutz ganz inkrustirt waren; manche hatten sich seit Monaten nicht gewaschen, sie trugen kein Bedenken das Ungeziefer in unserer Gegenwart sich abzulesen und zu tödten. Sie hatten kaum irgend eine Habe; ihre wenigen Geräthschaften waren plump, ihre Gefäße irden und so grob als nur irgend denkbar; sonst besaßen sie nicht das Geringste. Wir haben nie, so lange wir hier sind, auch nur eine Kupfermünze gesehen. Da die Mandarinen so wohlgekleidet sind und aller Bequemlichkeiten, die ihre enge Welt darbietet, genießen, so muß das Volk sein Elend nothwendig fühlen. Im Gespräche mit uns zeigten sie immer viel gesundes Urtheil. Trägheit ihnen zuzutrauen haben wir keine Ursache, aber jeder Antrieb zum Fleiße scheint zu fehlen. Die Regierung verstattet ihnen nicht, der Früchte ihrer Arbeit zu genießen, daher sind sie gleichgültig gegen jeden Besitz der über die alleräußersten Bedürfnisse hinausgeht.

2. August. Böte von der Hauptstadt sind sehr früh eingetroffen, und man giebt uns einen Wink, daß ein großer Mandarin im Begriff stehe, uns zu besuchen. Es war, wie sich ergab, ein Literär-Mandarin dritten Ranges; er trug eine schöne Bernsteinkette um den Hals. Sein hochmüthiges Betragen ver-

einigte die Dummheit eines Bauern und den Uebermuth eines Barbaren. Wu, ein Abgeordneter, der mit uns zu unterhandeln Auftrag hatte, folgte ihm bald. Dieser war ein Mann von einnehmender Gesichtsbildung und sehr eleganter Kleidung, verrieth aber wenig Gewandtheit in seinen Fragen und war überaus zurückhaltend. Unsere Gäste waren heut zahlreicher als je zuvor; unter ihnen fanden sich einige eingebildete junge Menschen, welche eine ganz unverschämte Sprache führten. Man hat mich seither vielfältig um Medikamente angesprochen. Heute ward ich um eine Dosis geheten, hinreichend für sechszig alte Leute, welche insgesammt an heftiger Erkältung litten.

5. August. Wu geht so ins Kleinliche mit seinen Fragen, daß es schwer ist, alle zu beantworten. Er wollte durchaus die Koffer der Laskaren untersuchen und alle Ladung an Bord besichtigen. Das erstere erlaubten wir ihm, und würden auch wider das Andere nichts gehabt haben, wenn er nur ein hundert tausend Dollars mitgebracht hätte, um sie gleich zu kaufen. Er verlangte eine buchstäblich genaue Liste von allen Reichen, welche wir passirt hätten, wollte wissen wie viel Zeit man brauchte, um nach England zu reisen und wieder zurück, und mehr dergleichen.

7. August. Der alte Kin kam in großer Aufregung und brachte unsern Brief und die Geschenke uns zurück. Er versicherte, daß er sich durch Annahme derselben und durch das Versprechen sie an den König zu besorgen, in große Gefahr gebracht habe, doch werde in Kurzem ein Mandarin von hohem Range zur Erledigung der ganzen Sache eintreffen. Da wir Brief und Geschenke nicht wieder nehmen wollten, ging er ganz trostlos hinweg.

Wir fuhren aus, um zu untersuchen, wie weit die Bucht, in welcher wir lagen, sich in's Land erstreckte, da sie nach den

Karten der Jesuiten sehr tief hineingreift. Als wir über die gewöhnliche Grenze unserer Excursionen hinaus waren, wurde die Bucht immer breiter und breiter, die Bevölkerung immer dünner, die Landschaft immer wilder. Wir hielten uns nordwestlich und auch dahin dehnte sich die Bucht weit aus; ihre Grenzen konnten wir nicht erkennen, ungeachtet wir einen Hügel erstiegen, welcher das ganze umliegende Land übersehen ließ. Die Leute dort waren so scheu, daß sie bei unserem Anblicke sogleich davon liefen. Die vom andern Ufer aber kamen zu uns und nahmen mit Freuden einige Bücher an. Wir erkannten endlich, daß der große vorspringende Punkt eine Insel war, welche vom Festlande nur durch einen in die See mündenden Strom getrennt ist. Wären wir weiter gegen Nordost vorgedrungen, so würden wir wahrscheinlich die Hauptstadt erreicht oder uns ihr doch bis auf wenige Stunden Weges genähert haben; denn aus dieser Richtung kamen alle Böte, welche die großen Mandarinen brachten, und als wir nachher von unserer Vermuthung sprachen, leugneten sie zwar zuerst die Nähe der Hauptstadt, gaben aber später doch zu, daß wir Recht gehabt.

9. August. Wir hatten endlich die Freude, den königlichen Botschafter an Bord zu sehen. Er sagte, daß ihn der Schatzmeister sende, und hub nach einigen einleitenden Bemerkungen also an: „Es ist ganz wider die Gesetze, Euren Brief und Eure Geschenke anzunehmen; wir können den Mißgriff nur dem großen Alter der beiden Mandarinen zuschreiben, denen Ihr die Sache aufgetragen habt; da es aber ungesetzlich ist, so können wir Eure Angelegenheit dem Könige nicht vortragen und haben Euch das Eurige zurückgeschickt. Unser Staat ist abhängig von China; wir dürfen nichts thun ohne kaiserliches Dekret; das ist unser Gesetz. Bisher haben wir nie Verkehr gehabt mit Fremden; wie sollten wir wagen jetzt dergleichen anzufangen?“

Darauf nahmen wir unsererseits das Wort und fragten, warum sie unsere Abreise so lange verzögert hätten, unter dem Vorwande, daß wir eine königliche Antwort zu erwarten hätten? Es sei wohl wahr, daß sie mit Fremden niemals in Verkehr gestanden, außer mit den Mandschu-Tartaren, Chinesen und Japanesen; wir aber kämen eben, um einen solchen Verkehr zu beiderseitigem Vortheile einzuleiten. Corea sei ja übrigens kein abhängiger Staat, sondern nur zinspflichtig, habe seine eigenen Gesetze und brauche nicht auf Dekrete des himmlischen Reichs zu lauern. Es bringe gewiß einem öffentlichen Beamten wenig Ehre, sein Vaterland in den Augen von Fremden herabzusetzen, bloß um der Unannehmlichkeit zu entgehen, ihnen gerade heraus eine abschlägliche Antwort zu geben. Diese Bemerkung traf ihn empfindlich; er war ganz beschämt und hätte gewiß gern die Behauptung, daß Corea abhängig sei, zurückgenommen, wenn sie nicht schwarz auf weiß niedergeschrieben wäre. Das Benehmen der Mandarinen war die ganze Zeit her äußerst widersprechend gewesen. Erst schienen sie angelegentlichst unsere Annäherung zu wünschen, und erboten sich unsere Angelegenheiten zur Besorgung zu übernehmen, und als wir mit schneller Abreise drohten, baten sie uns die königliche Antwort abzuwarten. Zuletzt betheuerten sie, daß sie dem Könige gar nicht über uns berichtet hätten. Wir bedauerten nichts als den unnützen Zeitaufwand.

10. August. Wir nöthigten die obersten Mandarinen uns für Herbeischaffung der versprochenen Lebensmittel Sicherheit zu geben. Zufällig kamen einige Leute an unsere Seite, und wurden ergriffen und grausam geprügelt.

Wir bestiegen die Höhen der größten Inseln, in deren Nähe wir vor Anker lagen, und sahen auf einem der Gipfel ein Fort aus Mauerwerk und Erdwällen, aber ohne Kanonen und irgend eine Ausrüstung. Die Insel ist dichtbevölkert und angebauter als

alles Land das wir bisher in dieser Gegend sahen. Die Eingebornen waren sehr bestürzt darüber, daß wir Fremde ihre Festung sehen sollten, strömten von allen Seiten herzu und umdrängten uns. Als sie bemerkten, daß wir ihre Dörfer zu besuchen Lust hatten, liefen sie mit uns und brachten uns mehrmals vom rechten Wege ab. Sie schienen nach Befehl zu handeln, denn vorher hatten sie sich freundlich erwiesen und uns kleine Dienste geleistet wo sie nur konnten.

11. August. Wir hörten, daß die Herbeischaffung unserer Vorräthe viel Schwierigkeiten machte, doch konnten wir zufrieden sein mit dem was zusammengebracht wurde. Wir händigten einem der obersten Mandarinen ein Papier ein, worin von ihrem Wankelmuth und von der englischen Festigkeit die Rede war, und nicht ohne Wirkung. Sie stimmten sogleich ihren hohen Ton herab. Wu ward ganz muthlos. Er hatte sich zuviel erlaubt und fand keine Entschuldigung für seine Mißgriffe. Wir machten aus, daß sie jedem engländischen Schiffe, welches etwa an ihren Küsten in Noth käme, hinlängliche Provisionen schaffen sollten. Dazu verstanden sie sich bereitwillig, und behielten sich nur vor, keine Bezahlung zu nehmen. Auch versprachen sie, wenn etwa ein Schiff bei ihnen scheiterte, die Mannschaft über Pecking nach Hause zu befördern.

Wir besuchten im Hafen eine coreanische Dschunke; diese Fahrzeuge führen nicht über 200 Tonnen Last, und scheinen einem Sturm nicht im Mindesten gewachsen. Selbst die geringe Geschicklichkeit, welche die chinesischen Schiffbauer entwickeln, wird hier vermißt. — Kin machte noch einen Versuch, uns Brief und Geschenke zurückzugeben; da er uns aber entschlossen sah, pries er unsere Festigkeit. Er beklagte den Mißgriff Wu's, sein Vaterland für einen abhängigen Staat zu erklären, bedauerte dann die Trennung von uns und war fast zu Thrä-

nen

ruhen nicht habe; er machte sehr bereitwillig Mittheilungen über die vorhandenen Streitpunkte und die Mittel, welche angewendet worden, um alle Indianer in einen gemeinschaftlichen Krieg zu verwickeln. Neue konföderirte Stämme machte er namhaft. Er selbst lobte den Plan sehr, zu einem ewigen Frieden mit den Sius den Grund zu legen. Wirklich bewirkte er durch seinen Einfluß gegen Ende des Jahres 1831 eine Zusammenkunft zwischen Schippiwas und Sius am Schlangenflusse.

Das Wasser, sagte er, ist iscutta, iscutta (ganz erschöpft); die Schwierigkeiten, mit welchen wir schon zu kämpfen gehabt hätten, wären nichts gegen die noch bevorstehenden. Er zeigte gleich Angesichts seiner Wohnung Untiefen, die sich nur durchwaten ließen. Wir hatten, da der Strom immer tiefer sank, keine Zeit zu verlieren und erreichten noch zur Nacht die „Weiber-Portage." Als wir noch nach jenem Lagerplatz längs des dichtbuschigen Ufers suchten, erschien plötzlich Kabamappa auf seinem Canoe stehend und wies uns die Stelle wo wir landen sollten. Es war ganz dunkel geworden und man konnte auch nahe Gegenstände kaum unterscheiden. Als die riesige schlanke Gestalt des Häuptlings mit dem emporgehobenen und nach dem Landungspunkt gerichteten Speere an uns vorüber glitt, war nur wenig Einbildungskraft nöthig, um ein übernatürliches Wesen, einen Geist der Luft in ihm zu sehen. Am folgenden Tage gab es Schnelle auf Schnelle zu passiren. Stilles Wasser mit Binsen-Ufern folgte, und um 7 Uhr landeten wir bei Kabamappas-Dorf, nachdem wir von der Weiber-Portage an etwa 25 Meilen zurückgelegt hatten.

Das Dorf liegt an einem Theil des Flusses, welcher Namai Kowagon oder Stökdamm heißt, auf einem schönen Wiesenrande, und verräth in der Anlage seiner Häuser und Gärten viel Kunstfleiß und Sinn für Bequemlichkeit. Es müßte leicht sein, In-

und Samen, Pflanzen und wo möglich des Baues kundige Chinesen mitzubringen, um diese Kultur in Nordindien einzuführen. Gordon kam im Anfang des laufenden Jahres zurück, und das Asiatische Journal der Gesellschaft von Bengalen vom Februar enthält den Theil seiner Reisebeschreibung, welcher sich auf den Besuch der Distrikte bezieht, in welchem die unter dem Namen Ankoy bekannte Theeart cultivirt wird. — Es ist beinahe die erste Reise, welche von Europäern, die nicht einer Gesandtschaft angehörten, also gegen den Willen der Regierung, und ohne von chinesischen Beamten umgeben zu sein, in das Innere einer chinesischen Provinz unternommen wurde, und ist daher eines etwas längeren Auszuges wohl werth. — Die Emissaire hatten zuerst versucht in den Distrikt von Fokien, wo der Bohea-Thee cultivirt wird, zu dringen, es war ihnen aber nicht gelungen; sie entschlossen sich daher einen andern Versuch zu machen, und den Distrikt des Ankoy-Thees, des zweitwichtigsten der schwarzen Theesorten, zu besuchen. Sie zogen auf der Küste die genauesten Nachrichten ein, auf welcher Seite sie einen Weg finden könnten, auf dem sie dem Sitze keines höheren chinesischen Beamten nahe kämen, um nicht wieder in Gefahr zu kommen, von ihnen zurückgewiesen zu werden, und beschlossen endlich den Weg über die Stadt Hui-Tas zu nehmen, wo sie einen großen Theil der Distanz zu Wasser machen konnten, Sie nahmen so wenig als möglich Gepäck mit sich, aber Waffen zu ihrer Vertheidigung, verließen das Schiff den 10. November und ließen sich in einem der Boote desselben gegen Hui-Tas rudern. Die Expedition bestand aus Gordon, Gützlaff, dem zweiten Lieutenant des Schiffes, Namens Ryder, Nicholson, einem chinesischen Bedienten und acht indischen Matrosen. Sie fuhren den Fluß mit vieler Schwierigkeit hinauf, und kamen um 2 Uhr an eine der Brücken, welche über die Sandbänke, die sich an den

Mündungen der Flüsse bilden, gebaut sind, und deren sie viele an der Küste bemerkt hatten. Sie bestehen aus steinernen Pfeilern, über welche große Steinplatten gelegt sind, die von einem Pfeiler zum andern reichen, und oft 25 Fuß und mehr lang sind; andere sind kleiner, bis auf 15 Fuß herab. Diese Brücke war eine halbe englische Meile lang, und ihr Bau hatte ungeheure Arbeit, aber wenig Kunst erfordert. Während sie unter ihr durchfuhren, warnte sie ein Chinese von der Brücke herab gegen das Weiterfahren, weil sie Untiefen treffen würden, und lud sie in die Stadt ein, wo er ihnen bequeme Wohnung versprach. Sie mißtrauten ihm, fuhren weiter, stießen jedoch bald auf, und waren genöthigt die Nacht in dem engen Boot zuzubringen. — „Bei Tagesanbruch", fährt Gordon fort, „fanden wir, daß wir nicht weiter zu Wasser kommen konnten, und bereiteten uns auf die Reise zu Lande, nahmen drei Matrosen mit uns, welche unsere Mäntel und etwas Lebensmittel tragen sollten, und ließen Nicholson mit den fünf übrigen Matrosen zurück, mit dem Befehl, das Boot unterhalb der Brücke anzulegen und 4 bis 5 Tage auf uns zu warten. Eine Menge von Leuten versammelte sich aus Neugierde um uns, und Gützlaff beredete einige derselben, Geflügel für die Mannschaft im Boote zu bringen, und drei andere uns theils als Führer, theils als Träger zu dienen, sobald wir in einiger Entfernung von der Stadt sein würden. Bald darauf kam ein kleiner alter Herr, der, wie sich zeigte, der Beamte des Orts war; er fragte uns, woher wir kämen und wohin wir gingen, was wir ihm offen sagten; er machte keine Bemerkungen darüber, nahm das Maaß des Boots mit seinen Armen, legte uns aber keine Schwierigkeit in den Weg; dennoch bemerkten wir, daß er nach seiner Unterredung mit uns Boten in verschiedener Richtung abschickte, was uns unsere Abreise beschleunigen machte. Um 9 Uhr machten wir

uns auf den Weg; unsere Führer und unsere Träger stießen zu uns, und unsere Karawane fing an in folgender Ordnung sich durch die engen Fußpfade durchzuwinden: zuerst kam Gützlaff mit dem Führer, nach ihnen ein Matrose mit einem Spieß, hierauf die Träger und wieder ein Laskar, ich mit Pistolen, ein Matrose mit einem Säbel, endlich Ryder mit einer Vogelflinte und Pistolen beschloß den Zug. — Wir zogen an der Stadt hin, gegen Nordnordost in mäßigem Schritt gehend; nach anderthalb Stunden hielten wir an einem Tempel, wo wir uns mit Thee erfrischten. Nichts konnte artiger und zuvorkommender sein, als die Art mit der wir bis jetzt behandelt worden waren, und hätten wir Tragsessel erhalten können, um nicht unter unsern schweren Mänteln in der Sonne gehen zu müssen, so wären wir vollkommen zufrieden gewesen. Meine Füße fingen an zu schwellen, und ich war genöthigt vorzuschlagen die Kühlung des Abends abzuwarten, aber glücklicher Weise fanden wir Mittel hier Tragsessel zu miethen, für deren jeden wir einen halben Dollar bezahlten. Sie sind sehr leicht, und haben vorn und hinten eine Querstange, welche auf dem Naken des Trägers ruht; dieser greift die Stange zugleich mit seinen Händen, so daß weniger Gefahr bei einem Fehltritt ist. Nach anderthalb Stunden verlangten sie Geld um Lebensmittel zu kaufen, und wir hielten für das Beste diese unverschämte Forderung mit einem Real zu befriedigen. Nach einer weitern Stunde setzten sie uns an dem Fuße des ersten Gebirgspasses nieder, und verlangten neue Bezahlung, ehe sie uns weiter tragen würden. Wir verweigerten dies, und Gützlaffs Beredsamkeit brachte das ganze Dorf auf unsere Seite, die Bauern drängten sich um uns und schrieen gegen die Treubrüchigkeit der Träger, welche sich nun genöthigt sahen weiter zu gehen. Während wir durch ein anderes Dorf getragen wurden, baten die Bewohner die Träger uns nieder-

zusetzen, um uns genauer sehen zu können, diese aber verlangten ½ Dollar dafür. — Die Gegend, durch welche wir bisher gekommen waren, ist dicht bevölkert, und in der höchsten Vollkommenheit bebaut, obgleich wir nur an wenigen Stellen Boden sahen, der in Bengalen für leidlich gut gelten würde; Reis, süße Kartoffeln und Zuckerrohr waren die Hauptkultur-Artikel. Wir stiegen nun einen steilen und felsigen Berg hinan, wo die Natur der Hand des Menschen zu trotzen schien, allein auch hier war kein Zoll breit Landes, wo eine Wurzel Nahrung ziehen konnte, der nicht wenigstens eine Zwergtanne enthielte, welche zur Feuerung und wegen ihres Terpenthins gepflanzt worden war, und wo nur irgend eine Ecke erlaubte einige Quadrat-Ellen Raum zu gewinnen, war sie in Terrassen zur Reiskultur verwandelt worden. — Wir kamen bald an Stellen, wo es den Führern schwer war Raum für ihre Fußtritte zu finden, und wir fühlten, daß sie den Sesseln eine schwingende Bewegung gaben, mit der sie mit ihren Füßen den Takt hielten. Der höchste Punkt des Passes ist etwa 1200 Fuß über der Ebene, und der Abfall auf der andern Seite mag 1000 Fuß betragen. Um halb fünf Uhr kamen wir in einem romantischen Thale an, wo wir die Nacht zubringen wollten. Wir wünschten unsere Träger auf den nächsten Tag zu behalten, sie hatten aber die Stirne 5 Dollars für jeden Sessel zu verlangen, was wir sogleich abschlugen, und wir waren nachher sehr glücklich dieser Schlingel los zu sein, da wir in dem Dorfe gute Träger fanden. Das Dorf heißt Longtsekiu, und scheint ehemals ein Ort von größerer Bedeutung gewesen zu sein als gegenwärtig, wo man überall Zeichen von Verfall sieht. Selbst der Fußweg über den Paß scheint ehemals der Gegenstand großer Sorgfalt gewesen zu seyn, da wir an verschiedenen Plätzen die Reste von ehemaligem Pflaster und von Brücken sahen, die gegenwärtig ganz zerstört sind. Die Her-

rals, welcher wegen einer Nachlässigkeit im Wegtreiben des umherstehenden Volkes, eben bestraft werden sollte. Auf unsere Verwendung ward er sogleich freigegeben. Es scheint ihr Grundsatz zu sein, Fremden von der Strenge ihrer Disciplin eine Vorstellung zu geben, damit diese vor der Mandarinenmacht gehörige Achtung gewännen.

Wir besuchten an diesem Tage den Tempel auf dem Hügel. Er bestand aus einem kleinen rings mit Papier und in der Mitte mit Salzfisch behängten Gemache. Außer einem kleinen metallenen Drachen, welcher auf dem Boden ruhete, war kein Götzenbild sichtbar. Eine Inschrift außen gab zu erkennen, daß der Tempel im dritten Jahre Täokwengs errichtet worden; die Namen der Beitragenden und die von einem Jeden gegebene Summe waren in chinesischen Zeichen sorgfältig angemerkt.

31. Juli. General Kim kam, um uns jede fernere Landung zu untersagen; es habe, versicherte er, die gemessensten Befehle von seinen Oberen. Ihr seid unsere Gäste, fügte er hinzu, und Gäste müssen sich nach der Ordnung halten, welche der Wirth ihnen vorschreibt. Wir führten ein Paar Stellen aus dem Ritualbuch an, nach welchem einem Wirthe obliegt, seinen Gästen die volle Freiheit zu lassen, umherzugehen oder ruhig zu bleiben. Er las es nach und sagte Hota, hota (Gut, gut!) Nachher kam er auf diesen Punkt nicht wieder zurück. Wir fingen nun an, ungeduldig zu werden, daß weder eine Antwort auf unser Gesuch kam, noch die Vorräthe, um die wir schriftlich anzuhalten aufgefordert waren. Der General entgegnete, daß wir ruhig warten müßten bis eine Antwort von der Hauptstadt käme.

Wir segelten an diesem Tage, um in's Klare zu kommen, ob wir uns an dem Continente oder unter den Inseln befänden. Der Ort, welchen wir besuchten, war mit Laubwald und dem

schönsten Bauholz überall bedeckt, aber kaum ließ sich irgendwo ein menschliches Wesen blicken. So lange wir hier sind haben wir noch keinen Garten und keine Obstpflanzung gesehen. Heute fanden wir Pfirsichbäume wild; wilden Wein hatten wir schon vor etlichen Tagen entdeckt. Es ist zu verwundern, daß die Eingebornen diese nutzbaren Früchte nicht cultiviren; aber auf allen unsern Wanderungen trafen wir nur einen einzigen Pfirsichbaum an, der von Menschenhand gezogen war. Sie kennen den Wein nicht, obgleich sie dann und wann Trauben essen, die aber ziemlich sauer sind. Ich beschrieb ihnen unsere Methode des Weinbaus und die Vorzüge des dadurch gewonnenen Getränkes. Kaum schenkten sie mir Glauben, denn der Wein, sagten sie, den sie an Bord getrunken, war süß; wie konnte er aus sauern Trauben gezogen sein? Im Ganzen scheinen die Nahrungsmittel des Volkes elend genug zu sein, sie essen alles und verschlingen es mit Heißhunger. Traurig ist, daß solch fruchtbarer Boden, der Tausende ernähren könnte, jetzt kaum einigen Hunderten von Menschen Subsistenz gewährt.

1. August. Das Benehmen der Mandarinen und des Volks hat sich merklich geändert. Alle sind äußerst zurückhaltend und im Fragen und Antworten vorsichtig. Allerlei Geschenke, welche sie früher mit Dank und Freude angenommen, bemühen sie sich uns wieder aufzunöthigen. Wir argwöhnen, daß hemmende Verordnungen aus der Hauptstadt eingegangen sind, können aber nichts Gewisses erfahren. Herr Lindsay hat bisher täglich für sein Wörterbuch Beiträge erhalten; sie weigern sich jetzt den kleinsten Ausdruck mitzutheilen; sie fürchten, daß, wenn wir ihre Sprache lernten, wir mit ihnen reden und ihnen eine vernünftigere Politik aufschwatzen möchten. Ihre kindische Zurückhaltung macht uns bisweilen ganz ungeduldig, und doch

müssen wir wieder gut werden, denn noch hat dort kein Fremder solcher Vorrechte wie wir genossen.

Auf unsern Exkursionen kamen wir zu mehreren Häusern, die kürzlich verlassen worden waren. Gewöhnlich sind zwei Gemächer darin, welche wie Backöfen aussehen. Die Küche ist ein besonderes an das Haus stoßendes Gebäude. Zur Heizung giebt es eine große Höhlung unter dem Fußboden, worin Winters Holz gebrannt wird. Jedes Haus ist mit einer Einfassung von trocknen Bambusstäben umhegt.

Wir fanden Eingeborne, welche von Schmutz ganz inkrustirt waren; manche hatten sich seit Monaten nicht gewaschen, sie trugen kein Bedenken das Ungeziefer in unserer Gegenwart sich abzulesen und zu tödten. Sie hatten kaum irgend eine Habe; ihre wenigen Geräthschaften waren plump, ihre Gefäße irden und so grob als nur irgend denkbar; sonst besaßen sie nicht das Geringste. Wir haben nie, so lange wir hier sind, auch nur eine Kupfermünze gesehen. Da die Mandarinen so wohlgekleidet sind und aller Bequemlichkeiten, die ihre enge Welt darbietet, genießen, so muß das Volk sein Elend nothwendig fühlen. Im Gespräche mit uns zeigten sie immer viel gesundes Urtheil. Trägheit ihnen zuzutrauen haben wir keine Ursache, aber jeder Antrieb zum Fleiße scheint zu fehlen. Die Regierung verstattet ihnen nicht, der Früchte ihrer Arbeit zu genießen, daher sind sie gleichgültig gegen jeden Besitz der über die alleräußersten Bedürfnisse hinausgeht.

2. August. Böte von der Hauptstadt sind sehr früh eingetroffen, und man giebt uns einen Wink, daß ein großer Mandarin im Begriff stehe, uns zu besuchen. Es war, wie sich ergab, ein Literär-Mandarin dritten Ranges; er trug eine schöne Bernsteinkette um den Hals. Sein hochmüthiges Betragen ver-

einigte die Dummheit eines Bauern und den Uebermuth eines Barbaren. Wu, ein Abgeordneter, der mit uns zu unterhandeln Auftrag hatte, folgte ihm bald. Dieser war ein Mann von einnehmender Gesichtsbildung und sehr eleganter Kleidung, verrieth aber wenig Gewandtheit in seinen Fragen und war überaus zurückhaltend. Unsere Gäste waren heut zahlreicher als je zuvor; unter ihnen fanden sich einige eingebildete junge Menschen, welche eine ganz unverschämte Sprache führten. Man hat mich seither vielfältig um Medikamente angesprochen. Heute ward ich um eine Dosis gebeten, hinreichend für sechszig alte Leute, welche insgesammt an heftiger Erkältung litten.

5. August. Wu geht so ins Kleinliche mit seinen Fragen, daß es schwer ist, alle zu beantworten. Er wollte durchaus die Koffer der Laskaren untersuchen und alle Ladung an Bord besichtigen. Das erstere erlaubten wir ihm, und würden auch wider das Andere nichts gehabt haben, wenn er nur ein hundert tausend Dollars mitgebracht hätte, um sie gleich zu kaufen. Er verlangte eine buchstäblich genaue Liste von allen Reichen, welche wir passirt hätten, wollte wissen wie viel Zeit man brauchte, um nach England zu reisen und wieder zurück, und mehr dergleichen.

7. August. Der alte Kin kam in großer Aufregung und brachte unsern Brief und die Geschenke uns zurück. Er versicherte, daß er sich durch Annahme derselben und durch das Versprechen sie an den König zu besorgen, in große Gefahr gebracht habe, doch werde in Kurzem ein Mandarin von hohem Range zur Erledigung der ganzen Sache eintreffen. Da wir Brief und Geschenke nicht wieder nehmen wollten, ging er ganz trostlos hinweg.

Wir fuhren aus, um zu untersuchen, wie weit die Bucht, in welcher wir lagen, sich in's Land erstreckte, da sie nach den

Karten der Jesuiten sehr tief hineingreift. Als wir über die gewöhnliche Grenze unserer Excursionen hinaus waren, wurde die Bucht immer breiter und breiter, die Bevölkerung immer dünner, die Landschaft immer wilder. Wir hielten uns nordwestlich und auch dahin dehnte sich die Bucht weit aus; ihre Grenzen konnten wir nicht erkennen, ungeachtet wir einen Hügel erstiegen, welcher das ganze umliegende Land übersehen ließ. Die Leute dort waren so scheu, daß sie bei unserem Anblicke sogleich davon liefen. Die vom andern Ufer aber kamen zu uns und nahmen mit Freuden einige Bücher an. Wir erkannten endlich, daß der große vorspringende Punkt eine Insel war, welche vom Festlande nur durch einen in die See mündenden Strom getrennt ist. Wären wir weiter gegen Nordost vorgedrungen, so würden wir wahrscheinlich die Hauptstadt erreicht oder uns ihr doch bis auf wenige Stunden Weges genähert haben; denn aus dieser Richtung kamen alle Böte, welche die großen Mandarinen brachten, und als wir nachher von unserer Vermuthung sprachen, leugneten sie zwar zuerst die Nähe der Hauptstadt, gaben aber später doch zu, daß wir Recht gehabt.

9. August. Wir hatten endlich die Freude, den königlichen Botschafter an Bord zu sehen. Er sagte, daß ihn der Schatzmeister sende, und hub nach einigen einleitenden Bemerkungen also an: „Es ist ganz wider die Gesetze, Euren Brief und Eure Geschenke anzunehmen; wir können den Mißgriff nur dem großen Alter der beiden Mandarinen zuschreiben, denen Ihr die Sache aufgetragen habt; da es aber ungesetzlich ist, so können wir Eure Angelegenheit dem Könige nicht vortragen und haben Euch das Eurige zurückgeschickt. Unser Staat ist abhängig von China; wir dürfen nichts thun ohne kaiserliches Dekret; das ist unser Gesetz. Bisher haben wir nie Verkehr gehabt mit Fremden; wie sollten wir wagen jetzt dergleichen anzufangen?“

Darauf nahmen wir unsererseits das Wort und fragten, warum sie unsere Abreise so lange verzögert hätten, unter dem Vorwande, daß wir eine königliche Antwort zu erwarten hätten? Es sei wohl wahr, daß sie mit Fremden niemals in Verkehr gestanden, außer mit den Mandschu-Tartaren, Chinesen und Japanesen; wir aber kämen eben, um einen solchen Verkehr zu beiderseitigem Vortheile einzuleiten. Corea sei ja übrigens kein abhängiger Staat, sondern nur zinspflichtig, habe seine eigenen Gesetze und brauche nicht auf Dekrete des himmlischen Reichs zu lauern. Es bringe gewiß einem öffentlichen Beamten wenig Ehre, sein Vaterland in den Augen von Fremden herabzusetzen, bloß um der Unannehmlichkeit zu entgehen, ihnen gerade heraus eine abschlägliche Antwort zu geben. Diese Bemerkung traf ihn empfindlich; er war ganz beschämt und hätte gewiß gern die Behauptung, daß Corea abhängig sei, zurückgenommen, wenn sie nicht schwarz auf weiß niedergeschrieben wäre. Das Benehmen der Mandarinen war die ganze Zeit her äußerst widersprechend gewesen. Erst schienen sie angelegentlichst unsere Annäherung zu wünschen, und erboten sich unsere Angelegenheiten zur Besorgung zu übernehmen, und als wir mit schneller Abreise drohten, baten sie uns die königliche Antwort abzuwarten. Zuletzt betheuerten sie, daß sie dem Könige gar nicht über uns berichtet hätten. Wir bedauerten nichts als den unnützen Zeitaufwand.

10. August. Wir nöthigten die obersten Mandarinen uns für Herbeischaffung der versprochenen Lebensmittel Sicherheit zu geben. Zufällig kamen einige Leute an unsere Seite, und wurden ergriffen und grausam gepeitscht.

Wir bestiegen die Höhen der größten Inseln, in deren Nähe wir vor Anker lagen, und sahen auf einem der Gipfel ein Fort aus Mauerwerk und Erdwällen, aber ohne Kanonen und irgend eine Ausrüstung. Die Insel ist dichtbevölkert und angebauter als

alles Land das wir bisher in dieser Gegend sahen. Die Eingebornen waren sehr bestürzt darüber, daß wir Fremde ihre Festung sehen sollten, strömten von allen Seiten herzu und umdrängten uns. Als sie bemerkten, daß wir ihre Dörfer zu besuchen Lust hatten, liefen sie mit uns und brachten uns mehrmals vom rechten Wege ab. Sie schienen nach Befehl zu handeln, denn vorher hatten sie sich freundlich erwiesen und uns kleine Dienste geleistet wo sie nur konnten.

11. August. Wir hörten, daß die Herbeischaffung unserer Vorräthe viel Schwierigkeiten machte, doch konnten wir zufrieden sein mit dem was zusammengebracht wurde. Wir händigten einem der obersten Mandarinen ein Papier ein, worin von ihrem Wankelmuth und von der englischen Festigkeit die Rede war, und nicht ohne Wirkung. Sie stimmten sogleich ihren hohen Ton herab. Wu ward ganz muthlos. Er hatte sich zuviel erlaubt und fand keine Entschuldigung für seine Mißgriffe. Wir machten aus, daß sie jedem engländischen Schiffe, welches etwa an ihren Küsten in Noth käme, hinlängliche Provisionen schaffen sollten. Dazu verstanden sie sich bereitwillig, und behielten sich nur vor, keine Bezahlung zu nehmen. Auch versprachen sie, wenn etwa ein Schiff bei ihnen scheiterte, die Mannschaft über Pecking nach Hause zu befördern.

Wir besuchten im Hafen eine coreanische Dschunke; diese Fahrzeuge führen nicht über 200 Tonnen Last, und scheinen einem Sturm nicht im Mindesten gewachsen. Selbst die geringe Geschicklichkeit, welche die chinesischen Schiffbauer entwickeln, wird hier vermißt. — Kin machte noch einen Versuch, uns Brief und Geschenke zurückzugeben; da er uns aber entschlossen sah, pries er unsere Festigkeit. Er beklagte den Mißgriff Wu's, sein Vaterland für einen abhängigen Staat zu erklären, bedauerte dann die Trennung von uns und war fast zu Thrä-

nen

nen gerührt. Wir schärften ihm nochmals Fürsorge für solche englische Schiffe ein die künftig vielleicht herkämen, und nahmen Abschied von ihm. Von allen Mandarinen die an Bord kamen hatte sich keiner so höflich und so würdevoll betragen wie Kin. Er hatte etwas Imposantes in seiner Erscheinung, war stets ernsthaft und traf im Fragen und Antworten den rechten Punkt. Seine Bemerkungen waren treffend und seine Einwürfe unwiderleglich. Er sprach sein tiefes Bedauern über die strenge Ausschließung aller Fremden aus und gab dem Könige die Schuld davon, da die Mandarinen es zu ändern nicht Macht hätten.

Vieh, woran die Halbinsel reich ist, können Schiffe hier allezeit und ungehindert einnehmen, doch für den Handel mit ihr läßt sich wenig Bedeutsamkeit versprechen. Vielleicht wird wenigstens die Freiheit, die man uns zuerst von allen Fremden verstattete auch weiter noch von günstigen Folgen sein. Die Einwohner sind nicht ohne Verstand, aber stolz und fühllos. Die meisten lieben berauschende Getränke und können viel vertragen, ohne sich zu betrinken.

(Schluß folgt).

XI.

Ausflug in die chinesischen Thee-Distrikte.

Die englische Administration von Indien hat bekanntlich vor einiger Zeit einen ihrer Civilbeamten, G. Gordon, in Begleitung des ehemaligen deutschen Missionairs Gützlaff, in die Provinz Fokien geschickt, um den Theebau zu beobachten, die Art des Bodens, die Lage u. s. w., welche er erfordert, zu bestimmen,

und Samen, Pflanzen und wo möglich des Baues kundige Chinesen mitzubringen, um diese Kultur in Nordindien einzuführen. Gordon kam im Anfang des laufenden Jahres zurück, und das Asiatische Journal der Gesellschaft von Bengalen vom Februar enthält den Theil seiner Reisebeschreibung, welcher sich auf den Besuch der Distrikte bezieht, in welchem die unter dem Namen Ankoy bekannte Theeart cultivirt wird. — Es ist beinahe die erste Reise, welche von Europäern, die nicht einer Gesandtschaft angehörten, also gegen den Willen der Regierung, und ohne von chinesischen Beamten umgeben zu sein, in das Innere einer chinesischen Provinz unternommen wurde, und ist daher eines etwas längeren Auszuges wohl werth. — Die Emissaire hatten zuerst versucht in den Distrikt von Fokien, wo der Bohea-Thee cultivirt wird, zu dringen, es war ihnen aber nicht gelungen; sie entschlossen sich daher einen andern Versuch zu machen, und den Distrikt des Ankoy-Thees, des zweitwichtigsten der schwarzen Theesorten, zu besuchen. Sie zogen auf der Küste die genauesten Nachrichten ein, auf welcher Seite sie einen Weg finden könnten, auf dem sie dem Sitze keines höheren chinesischen Beamten nahe kämen, um nicht wieder in Gefahr zu kommen, von ihnen zurückgewiesen zu werden, und beschlossen endlich den Weg über die Stadt Hui-Tas zu nehmen, wo sie einen großen Theil der Distanz zu Wasser machen konnten, Sie nahmen so wenig als möglich Gepäck mit sich, aber Waffen zu ihrer Vertheidigung, verließen das Schiff den 10. November und ließen sich in einem der Boote desselben gegen Hui-Tas rudern. Die Expedition bestand aus Gordon, Gützlaff, dem zweiten Lieutenant des Schiffes, Namens Ryder, Nicholson, einem chinesischen Bedienten und acht indischen Matrosen. Sie fuhren den Fluß mit vieler Schwierigkeit hinauf, und kamen um 2 Uhr an eine der Brücken, welche über die Sandbänke, die sich an den

Mündungen der Flüsse bilden, gebaut sind, und deren sie viele an der Küste bemerkt hatten. Sie bestehen aus steinernen Pfeilern, über welche große Steinplatten gelegt sind, die von einem Pfeiler zum andern reichen, und oft 25 Fuß und mehr lang sind; andere sind kleiner, bis auf 15 Fuß herab. Diese Brücke war eine halbe englische Meile lang, und ihr Bau hatte ungeheure Arbeit, aber wenig Kunst erfordert. Während sie unter ihr durchfuhren, warnte sie ein Chinese von der Brücke herab gegen das Weiterfahren, weil sie Untiefen treffen würden, und lud sie in die Stadt ein, wo er ihnen bequeme Wohnung versprach. Sie mißtrauten ihm, fuhren weiter, stießen jedoch bald auf, und waren genöthigt die Nacht in dem engen Boot zuzubringen. — „Bei Tagesanbruch", fährt Gordon fort, „fanden wir, daß wir nicht weiter zu Wasser kommen konnten, und bereiteten uns auf die Reise zu Lande, nahmen drei Matrosen mit uns, welche unsere Mäntel und etwas Lebensmittel tragen sollten, und ließen Nicholson mit den fünf übrigen Matrosen zurück, mit dem Befehl, das Boot unterhalb der Brücke anzulegen und 4 bis 5 Tage auf uns zu warten. Eine Menge von Leuten versammelte sich aus Neugierde um uns, und Gützlaff beredete einige derselben, Geflügel für die Mannschaft im Boote zu bringen, und drei andere uns theils als Führer, theils als Träger zu dienen, sobald wir in einiger Entfernung von der Stadt sein würden. Bald darauf kam ein kleiner alter Herr, der, wie sich zeigte, der Beamte des Orts war; er fragte uns, woher wir kämen und wohin wir gingen, was wir ihm offen sagten; er machte keine Bemerkungen darüber, nahm das Maaß des Boots mit seinen Armen, legte uns aber keine Schwierigkeit in den Weg; dennoch bemerkten wir, daß er nach seiner Unterredung mit uns Boten in verschiedener Richtung abschickte, was uns unsere Abreise beschleunigen machte. Um 9 Uhr machten wir

uns auf den Weg; unsere Führer und unsere Träger stießen zu uns, und unsere Karawane fing an in folgender Ordnung sich durch die engen Fußpfade durchzuwinden: zuerst kam Gützlaff mit dem Führer, nach ihnen ein Matrose mit einem Spieß, hierauf die Träger und wieder ein Laskar, ich mit Pistolen, ein Matrose mit einem Säbel, endlich Ryder mit einer Vogelflinte und Pistolen beschloß den Zug. — Wir zogen an der Stadt hin, gegen Nordnordost in mäßigem Schritt gehend; nach anderthalb Stunden hielten wir an einem Tempel, wo wir uns mit Thee erfrischten. Nichts konnte artiger und zuvorkommender sein, als die Art mit der wir bis jetzt behandelt worden waren, und hätten wir Tragsessel erhalten können, um nicht unter unsern schweren Mänteln in der Sonne gehen zu müssen, so wären wir vollkommen zufrieden gewesen. Meine Füße fingen an zu schwellen, und ich war genöthigt vorzuschlagen die Kühlung des Abends abzuwarten, aber glücklicher Weise fanden wir Mittel hier Tragsessel zu miethen, für deren jeden wir einen halben Dollar bezahlten. Sie sind sehr leicht, und haben vorn und hinten eine Querstange, welche auf dem Naken des Trägers ruht; dieser greift die Stange zugleich mit seinen Händen, so daß weniger Gefahr bei einem Fehltritt ist. Nach anderthalb Stunden verlangten sie Geld um Lebensmittel zu kaufen, und wir hielten für das Beste diese unverschämte Forderung mit einem Real zu befriedigen. Nach einer weitern Stunde setzten sie uns an dem Fuße des ersten Gebirgspasses nieder, und verlangten neue Bezahlung, ehe sie uns weiter tragen würden. Wir verweigerten dies, und Gützlaffs Beredsamkeit brachte das ganze Dorf auf unsere Seite, die Bauern drängten sich um uns und schrieen gegen die Treubrüchigkeit der Träger, welche sich nun genöthigt sahen weiter zu gehen. Während wir durch ein anderes Dorf getragen wurden, baten die Bewohner die Träger uns nieder-

zusetzen, um uns genauer sehen zu können, diese aber verlangten ½ Dollar dafür. — Die Gegend, durch welche wir bisher gekommen waren, ist dicht bevölkert, und in der höchsten Vollkommenheit bebaut, obgleich wir nur an wenigen Stellen Boden sahen, der in Bengalen für leidlich gut gelten würde; Reis, süße Kartoffeln und Zuckerrohr waren die Hauptkultur-Artikel. Wir stiegen nun einen steilen und felsigen Berg hinan, wo die Natur der Hand des Menschen zu trotzen schien, allein auch hier war kein Zoll breit Landes, wo eine Wurzel Nahrung ziehen konnte, der nicht wenigstens eine Zwergtanne enthielte, welche zur Feuerung und wegen ihres Terpenthins gepflanzt worden war, und wo nur irgend eine Ecke erlaubte einige Quadrat-Ellen Raum zu gewinnen, war sie in Terrassen zur Reiskultur verwandelt worden. — Wir kamen bald an Stellen, wo es den Führern schwer war Raum für ihre Fußtritte zu finden, und wir fühlten, daß sie den Sesseln eine schwingende Bewegung gaben, mit der sie mit ihren Füßen den Takt hielten. Der höchste Punkt des Passes ist etwa 1200 Fuß über der Ebene, und der Abfall auf der andern Seite mag 1000 Fuß betragen. Um halb fünf Uhr kamen wir in einem romantischen Thale an, wo wir die Nacht zubringen wollten. Wir wünschten unsere Träger auf den nächsten Tag zu behalten, sie hatten aber die Stirne 5 Dollars für jeden Sessel zu verlangen, was wir sogleich abschlugen, und wir waren nachher sehr glücklich dieser Schlingel los zu sein, da wir in dem Dorfe gute Träger fanden. Das Dorf heißt Longtsekiu, und scheint ehemals ein Ort von größerer Bedeutung gewesen zu sein als gegenwärtig, wo man überall Zeichen von Verfall sieht. Selbst der Fußweg über den Paß scheint ehemals der Gegenstand großer Sorgfalt gewesen zu seyn, da wir an verschiedenen Plätzen die Reste von ehemaligem Pflaster und von Brücken sahen, die gegenwärtig ganz zerstört sind. Die Her-

berge, wo wir einkehrten, bot uns nur eine ärmliche Wohnung an, dennoch gaben uns köstliche gebratene Hühner, mit süßen Kartoffeln und gesalzenem Fleisch, das wir mit uns brachten, ein erquickliches Abendessen. Unter andern Besuchen, die wir erhielten, kam ein anständig aussehender junger Student aus dem Dorfe, der Güzlaff um christliche Bücher bat. Unglücklicher Weise hatte dieser seinen ganzen Vorrath schon diesen Morgen vertheilt. Der Student rieth uns, unsere Richtung zu verändern, und anstatt nach Tuabu, wohin wir gehen wollten, und das er uns als 10 Stunden entfernt beschrieb, uns nach Westen zu richten, wo wir in 4 Stunden sehr schöne Theepflanzungen finden würden. Allein ich hatte schon so viel widersprechende Nachrichten gehört, daß ich mich nicht entschließen konnte meinen Plan zu ändern. — 12. November. Wir setzten uns um 6 Uhr auf den Marsch, und stiegen eine steile Schlucht hinan. Von dem Wege aus sahen wir mehrere niedliche Dörfer; die Leute waren mit der Reisernte beschäftigt, welche reichlich zu sein schien. Ich bemerkte, daß man oft die Halme in Büschel zusammen gebunden hatte, um sie gegen das Fallen zu schützen. Eben so bindet man die Zuckerrohre zusammen, und die äußern Reihen eines Feldes werden noch durch das horizontale Zusammenbinden der Blätter unter einander verstärkt, wodurch zugleich eine Art Hecke gebildet wird. Das Rohr ist dünn, weiß und hart, und nicht sehr saftreich; es steht sehr dicht, und scheint von keiner Krankheit als einem schwarzen Schwamm zu leiden. Wir erreichten die Stadt Koëbu, um 8 Uhr, und nahmen ein Boot, da wir sahen, daß ein Fluß in unserer Richtung lief. Wir frühstückten gut, und schifften uns um 10 Uhr ein, unter einer großen Volksmenge, welche die Ufer bedeckte. Das Boot war leicht, geräumig, mit flachem Boden und ging nicht tief im Wasser, was sehr nöthig war, da der Fluß sehr seicht ist, und man den Thalweg

mit großer Sorgfalt suchen muß. Bisweilen war das Bett durch Aufhäufen des Sandes auf beiden Seiten vertieft, und nur gerade Raum für ein Boot gelassen. Die Breite des Flusses ist etwa 200 Ellen, und sein höchster Wasserstand kann, nach den Zuckerpflanzungen am Ufer zu schließen, nicht über 10 Fuß betragen. Die beiden Ufer waren gut behaut, besonders mit Zuckerrohr, und bei jedem Dorf ergoß sich die ganze Bevölkerung an den Fluß hin, uns zu sehen, und in Artigkeit und Gefälligkeit gegen uns zu wetteifern. Da jedoch der Tag sehr warm wurde, so flüchteten wir uns unter das Verdeck des Bootes, zu großem Mißvergnügen der Menge, welche durch das Wasser watete, um die Fremden zu sehen. Als wir uns einem sehr bevölkerten Flecken näherten, boten die Leute den Bootsleuten einen halben Dollar an, wenn sie anhalten wollten, und da diese nicht wollten, so fingen die Knaben an, das Boot mit Erdschollen und Steinen zu bewerfen. Güzlaff und Ryder gingen auf's Verdeck um sich zu beklagen, und der Letztere drohete mit seiner Flinte, worauf die älteren Personen in dem Haufen um Verzeihung für die grobe Art der Knaben baten, und sie durch ihre allzugroße Neugierde entschuldigten.

Wir hatten gestern und heute den ganzen Tag lang umsonst auf allen den steilen und unfruchtbaren Hügeln, die uns umgaben, Spuren von Theepflanzungen gesucht, obgleich man uns an jedem Orte, wo wir hielten, versicherte, daß man welche ganz nahe finde. Um 3 Uhr erreichten wir einen Flecken am Fuße des Passes, welchen wir zu übersteigen hatten, um nach Taui, dem Ort unserer Bestimmung, zu gelangen. Hier wollten wir das Gold umsetzen, mit dem wir uns seiner Tragbarkeit wegen versehen hatten, ohne je zu zweifeln, daß wir keine Schwierigkeit finden würden, es zu seinem Preise zu verkaufen, sobald wir wollten. Schon an dem Ort, wo wir die Nacht zu-

gebracht hatten, war es uns jedoch unmöglich gewesen, Gold umzuwechseln, und wir waren sehr unangenehm überrascht, als uns unsere Führer versicherten, daß die Bewohner des Orts Aui, wo wir uns befanden, Leute seien, mit denen wir besser nichts zu thun haben sollten. Auch wurden wir, sobald wir landeten, zum Erstenmale grob angeredet, und nach dem Zweck unserer Reise und den Grund warum wir Waffen führten, befragt. Wir antworteten, daß wir bewaffnet seien, um uns jeden Versuch aufzuhalten, den Räuber oder andere übelwollende Personen machen könnten, abzuwehren, was die Wirkung hatte, daß man uns ruhig vorbei ließ. Der Berg, den wir vor uns hatten, war steiler, und an einigen Stellen schwerer zu passiren als der erste, und obgleich wir um 3 Uhr anfingen anzusteigen, so war es doch längst Nacht, ehe wir an dem Ort unserer Bestimmung ankamen. Der Mond war unglücklicher Weise durch Wolken verdeckt, so daß wir nur unter beständigem Anstoßen und Fallen vorwärts kamen. Am Ende erreichten wir ein Dorf am Ausgange des Passes, dessen Bewohner die Gefälligkeit hatten, uns den Rest unsers Weges mit angezündeten Grasbündeln zu leuchten, obgleich sie dabei große Gefahr litten, ihre reife Reisernte in Brand zu stecken. Bei unserer Ankunft in Taui wurden wir von der Familie unsers Führers gastfreundlich empfangen, und waren bald von erstaunten Besuchern umgeben. — Gützlaff wählte bald einige der intelligentesten unter diesen, und erhielt von ihnen genaue Antworten auf eine Menge von Fragen über die Art der Cultur der Theepflanze. Sie sagten ihm, daß gegenwärtig der Saame zu den Pflanzungen in dem Distrikt selbst gezogen werde, obgleich die Pflanze ursprünglich von Waischan hiehergebracht worden sei; daß er im zehnten oder eilften Monat reif sei, dann sogleich in die Erde gelegt werde, an dem Ort wo die Pflanze wachsen solle; daß jedoch der größere Theil der

Saamen nicht aufgehe, und daher mehrere in dasselbe Loch geworfen werden. Sie gehen nach drei Monaten auf, worauf die Erde um die jungen Pflanzen herum gelockert wird; nach drei Jahren fängt man an die Blätter zu pflücken, und sie geben vier Ernten jährlich. Man braucht keinen Dünger, noch Wässerung, und hält guten Boden nicht für nothwendig. Jede Pflanze giebt etwa $\frac{1}{15}$ Pfund getrockneten Thees jährlich. Ein Morgen von 240 Quadratschritten enthält 3 bis 400 Pflanzen, und bezahlt $\frac{3}{7}$ Dollars Landsteuer. Die Cultur wird von den Familien der Grundbesitzer ohne gemiethete Arbeit betrieben, so daß man die Höhe des Arbeitslohns nicht angeben konnte. Aber die Bereitung der Blätter erfordert Geschicklichkeit, daher werden dazu eigene Arbeiter gebraucht, welche für ein Pekul (133 englische Pfund) grüner Blätter mit Einem Dollar bezahlt werden, was für Ein Pekul getrockneter Blätter 5 Dollars ausmacht. Der Trockenofen wird nur für die Zeit jeder Operation errichtet, und der Besitzer der Blätter liefert die Werkzeuge und das Holz. Die Blätter werden sieben bis achtmal geheizt und gerollt. Der beste Thee kostet an Ort und Stelle 23 Dollars per Pekul, und die größte Masse des Produkts wird in der Provinz selbst verbraucht oder in Körben nach Formosa ausgeführt. Der Nordwestwind herrscht, und der einzige, der den Pflanzen schädlich ist, ist der Ostwind; es friert und schneit Winters, aber nie lange; aber die Theepflanze leidet nie von der Kälte, dagegen ist sie den Angriffen eines Wurms ausgesetzt, welcher das Holz im Innern ausfrißt, und Stamm und Zweige in hohle Röhren verwandelt; ebenso leiden alte Pflanzen durch ein graues Lichen, das an ihnen wächst. Die Pflanze erreicht ihre Vollkommenheit in 6 bis 7 Jahren und lebt 10 bis 20 Jahre. Die Theepflanzungen sind stellenweise über die ganze Provinz zerstreut, aber kein einziger Berg ist ganz von ihnen eingenommen. Man legt sie nur

an Stellen an, die zu keiner andern Cultur, als etwa der von Zwergtannen oder von Camellia tauglich wären. — Wir hätten sehr gewünscht, den folgenden Tag noch in Tawand und in der Umgegend zuzubringen, aber der Zustand unserer Finanzen erlaubte es nicht, denn obgleich wir Gold genug hatten, so konnten wir Niemand finden, der es um irgend einen Preis hätte kaufen wollen. Wir beschlossen daher unsere Zeit bestmöglich zu einem Ausflug zu benützen, und begaben uns bei Tagesanbruch an die Stelle, wo die Theepflanzungen angelegt waren. Die große Verschiedenheit der Pflanzen fiel uns sehr auf: einige derselben waren kaum eine Elle hoch, andere so buschig, daß man die Hand nicht zwischen die Zweige stecken konnte. Diese waren dicht mit Blättern besetzt, welche kaum drei Viertheil Zoll lang waren, während daneben andere Pflanzen 1½ bis 2 Zoll lange Blätter trugen. Man sagte uns, daß beide Arten eine gleiche Masse von Thee liefern. Die Pflanzenstämme waren etwa 4½ Fuß von einander entfernt, und zwischen den Zweigen war ein Zwischenraum von ungefähr 2 Fuß. Der Boden war nicht terrassenförmig, aber in regelmäßige und geebnete Beete getheilt, welche auf die beste Art in Gartencultur gebaut, und mit kleinen steinernen Mauern und Gräben umgeben waren. Die Gärten hatten keinen Schatten, lagen aber gewöhnlich unten an den Bergen, bei mäßigem Abhang, wo sie von beiden Seiten ziemlich geschützt waren. Ich glaube nicht, daß eine der Pflanzungen, die wir besuchten, höher als 700 Fuß von der Ebene lag, aber die, welche auf dieser Höhe lagen, schienen bessere Vegetation zu haben, wahrscheinlich weil der Boden besser war, obgleich der beste nicht viel mehr als Sand enthielt. Im Widerspruch mit dem, was ich gestern Abend gehört hatte, fand ich, daß jeder Garten seine Baumschule enthielt, wo die jungen Pflanzen sehr dicht gesäet, und 4 bis 5 Zoll hoch waren. Aus Allem schließe ich, daß

die Pflanze einen freien Boden verlangt, der nicht thonig ist, aber doch einige Feuchtigkeit behält, und daß die beste Lage die ist, welche hoch genug ist, um über den Quellen zu liegen, und nicht so hoch, um den Winden ganz ausgesetzt zu sein. Um halb 11 Uhr verschafften wir uns Tragsessel, und erreichten Ani etwas vor 1 Uhr, nachdem wir unterwegs einige Theepflanzungen an sehr unfruchtbaren Stellen gesehen hatten; wir wurden diesmal etwas besser empfangen und eingeladen zu bleiben, bis wir ein Boot erhielten; da der Tag aber kühl war, so gingen wir zu Fuß am Flusse hin nach Krebo. Unterwegs trafen wir einen Mann, der uns zuvor hatte Gold zum Verkauf anbieten sehen, und uns sagte, daß er uns einen Käufer verschaffen könne. Güzlaff ging mit ihm zu einem Bauern, der zuerst 18 Dollars Silber für 30 Dollars Goldwerth anbot, aber sein Anerbieten wieder zurücknahm und uns nur Gewicht für Gewicht anbot. Wir fanden jedoch in Krebo Mittel 18 Dollars für 30 Dollars Gold zu erhalten. Auf dem ganzen Wege strömten die Bevölkerungen der benachbarten Dörfer herbei uns zu sehen, und Güzlaff hörte sie an einem Orte dem Führer danken, daß er uns diesen Weg gebracht habe, und ihm versprechen, eine Subscription für ihn zu eröffnen. Wir hörten in Krebo, daß einige Beamte uns aufsuchten, nahmen daher Tragsessel, und erreichten am Abend noch Koei, unser erstes Nachtlager. Den nächsten Morgen brachen wir vor Tagesanbruch auf, aber nach einiger Zeit setzten uns die Träger nieder, den Morgen zu erwarten, und wir benutzten die Gelegenheit eine Schauspielerbande, die in der Nähe spielte, zu sehen. Sie enthielt nur zwei Schauspieler, aber mehrere Sänger, deren Töne unsern barbarischen Ohren nicht sehr angenehm waren. Wir trafen auf dem Wege eine Menge Leute, welche Salz in Körben transportirten, wie in Bengalen, andere brachten Schaalthiere, die sie bei unserm Landungsplatz

gesammelt hatten. Von hier nahmen wir den geradesten Weg nach Huitau; die Leute verließen überall ihre Arbeit, uns anzugaffen. Es war kalt, und ich trug gestrickte Handschuhe, welche bei allen Verwunderung erregten. Die allgemeine Meinung war, daß ich ein behaartes Thier sei, und meine ganze Haut in einem ähnlichen Pelze bestehe. Am Ende beschloß Einer, der skeptischer war als die Uebrigen, die Pfote zu untersuchen, und bat mich den Aermel umzuschlagen. Ich that es, und zog zugleich den Handschuh aus, zu der großen Verwunderung der Menge, welche ein unsterbliches Gelächter auf Kosten derjenigen erhob, die uns für eine Art von Halbaffen erklärt hatten. Wir trafen einige Beamte in Tragsesseln und von Soldaten begleitet, die uns aber nicht anhielten; unsere Träger wechselten mit den ihrigen, so daß jede Partie derselben die Hälfte ihres Weges dabei gewann. Wir erreichten Hui-tau um Mittag, und bestiegen sogleich unser Boot, mit dem wir um 3 Uhr am Schiffe ankamen. Wir hörten von Nicholson, daß nach unserem Abgange eine Anzahl Mandarinen gekommen waren, welche Alles aus dem Boot genommen, aber es wieder herausgegeben hatten, sobald dieses unterhalb der Brücke anlegte; wahrscheinlich war es geschehen, um die Sachen vor Diebstahl zu bewahren. Wir fanden auch, daß einer unserer Theesaamen-Verkäufer eine Quantität Boheasamen geschickt, und berichtet hatte, daß er noch mehr und Leute die den Theebau verstünden, schicken werde."

XII.

Schoolcraft's Reise am Mississippi.

(Fortsetzung).

13.

Bericht über eine Excursion durch die Flußgebiete des St. Croix und Burntwood oder Brulé, welche die kürzere Verbindungsstraße zwischen dem Mississippi und dem See Superior geben.

Die oberen Mississippi-Ufer, zwischen der Einmündung des De Corbeau und den Fällen St. Antonii, bestehen aus gutem Wald und Wieseland und erwecken unwillkürlich die Ahnung einer einstigen reichen Bevölkerung. Die periodischen Ueberschwemmungen reichen so hoch nicht hinauf als sie liegen, und die Basis bildet fester primitiver Fels, der auch im Bette des Stromes erscheint. Man wird das Land pflügen können ohne es zuvor urbar zu machen. Dicht am Ufer fehlt oft das Holz, erscheint aber denn doch auf den Höhen. Wildes Heu ist in ziemlicher Menge zu mähen. Auf den Triften weidete bis 1820 der Büffel oder eigentlich der Bisam-Ochs, ist aber seitdem verschwunden; zahlreich ist noch das virginische Rothwild und das Elenn. Ein Hinderniß für Niederlassungen wird nur der gänzliche Mangel an Kalkstein sein, der sich ausschließlich an den südlichen Rändern findet.

Als Grenze dieses Striches kann man einen kleinen Fluß, den Nokassippi, etwa 200 englische Meilen südlich von den Fällen Antonii, bezeichnen. Weite, von unzähligen Seen unterbrochene und sonst mit Pinien vielfach bedeckte Ebenen, von den Eingebornen Muschkiegs genannt, bilden die Ufer.

Unterm 45 Breitegrade tritt ein neuer Charakter ein, welcher die Kalksteinformation des folgenden Distrikts vorbereitet. Er zeigt sich zuerst auffallend gleich oberhalb der Fälle St. Antonii. Der Wasserfall selbst giebt ein eigenthümliches geologisches Schauspiel. Das Niveau des Stroms fällt innerhalb einer Strecke von nur 1500 Yards, um etwa 40 Fuß, davon 16 Fuß ganz senkrecht, und zwar, obgleich mit einigen Abweichungen, von Ufer zu Ufer. Felstrümmer sind unten in unförmlichen Massen gehäuft und die vielen Rollsteine geben den Fällen ein wildes Ansehn. Neun Meilen (nach Schätzung) unterhalb des Wasserfalls, bei der Einmündung des Flusses St. Peter, liegt Fort Snelling, welches durch seine imposante Lage gewiß vom wichtigsten Einfluß auf die benachbarten Indianer-Stämme und den Handel dieser Gegend ist.

Weiter hinab auf dem Mississippi gelangt man zur Mündung des St. Croix, der allein von allen amerikanischen Flüssen in zwei ihm gleichbenannten Seen anfängt und endigt. Der See an seiner Mündung ist nicht weniger als 30 Meilen lang und wahrscheinlich nirgend viel über 1 Meile breit. Er hat hohe malerische Ufer. Wälder und prächtige Anhöhen wechseln mit den Hochwiesen. Das Wasser ist schön durchsichtig und das Vorland am Ufer so rein gespült, daß es kaum Schlamm genug hat den feinsten Schuh zu beflecken. Voll Bewunderung fuhren wir auf dem See hin, singend und jeden neuen Punkt mit neuer Freude schauend. Wir erwarteten von Stunde zu Stunde sein Ende, um unser Nachtlager zu beziehen, aber schon stand die Sonne ganz tief und warf goldene Streifen neben tiefen Schatten über das Wasser, und schon verhüllte sie sich im weiten Gewande wolligen Gewölkes. Der Mond tauchte fast unmerklich herauf und schuf ein anderes lieblich ruhiges Bild, verbreitend

das Schweigen das die Sternenhöh' umfängt,
den Schlummer der die stillen Hügel deckt.

Welch ein Contrast gegen die wilden Schlachtgetümmel und blutigen Gefechte, die eben ganz in unserer Nähe, ohne daß wir es ahnten, den Heereszug des „Schwarzen Falken" ereilten und vernichteten!

Wir erwählten eine Höhe zum Nachtlager und brachen am folgenden Morgen frühe wieder auf, doch vergingen noch zwei Stunden ehe wir das Ende des Sees erreichten. An seinen Ufern herrschte die kohlenhaltige Kalksteinformation vor, welche das Mississippi-Thal bis dahin, weiter nördlich vielleicht nicht, erfüllt. Die Vegetation hatte nichts Eigenthümliches.

Der St. Croix ist dort ein weiter, tiefer, voller Strom mit hohen Ufern und Waldungen von hartem Holze und Pinien-Arten. Die Inseln haben reichen aufgespülten Boden, sind schwer bewaldet und der Ueberfluthung ausgesetzt. Wir kamen an einen Ort vorbei, welcher in dem Grenzvertrage der Schippiwas und Sius „Cedernstand" heißt und so beschrieben wird: „um eine Tagfahrt im Canoe oberhalb des Sees." Wir hatten mit vielen Leuten, aber in leichten Canots den Weg in wenig über 9 Stunden zurückgelegt.

Die Verengung des Stromthals und die vermehrte Geschwindigkeit des Wassers ließ uns die Nähe der Fälle bemerken. Wir kamen durch ein Defilé, welches steilhängige Felswände auf beiden Seiten bildete. Die Steinart ließ sich der bemooseten Oberfläche wegen nicht erkennen, ohne einen frischen Bruch zu machen. Es war Grünstein, und zwei Stunden lang wanden wir uns durch die Engen und Stromschnellen, welche der winklige und brüchige Charakter dieser Formation mit sich bringt. Gegen 8 Uhr Abends kamen wir zu den Fällen, d. h. hier, unfahrbaren Stromschnellen. Der Strom bricht durch ein großes Lager von Grünstein, dessen schwarze würflige Blöcke zu beiden Seiten und mitten im Bette sich thürmen. Gemeiner Quarz, unvollkommen kristallisirt, ist das einzige Mineral, welches, we-

nigstens bei oberflächlicher Betrachtung in den Massen erscheint. Um die Fälle zu vermeiden wird eine 100 Yards lange Portage gemacht. Unterhalb derselben finden sich aber noch einige Schnellen in kleinen Absätzen. Dies Territorium war im vorigen Jahrhundert der Kriegsschauplatz Wab-Ojigs, eines in der Kriegsgeschichte der Sauc- und Fuchs-Stämme berühmten Schippiwaführers. Die genannten Stämme, welche vom St. Lorenz durch den Continent sich Bahn brachen, und nach und nach mit allen weißen Mächten und allen indianischen Stämmen, wenige vielleicht ausgenommen, sich feindlich einließen, scheinen der Sprache und Tradition nach, Algonquins zu sein. Von den Nord-Ufern des Sees Ontario, wegen einer Treulosigkeit, wie es scheint, vertrieben, warfen sie sich auf Fort Detroit, wurden aber zurückgeschlagen und wohnten lange zu Sagana, das von ihnen den Namen erhielt. Dann zogen sie sich nach der Grünen Bay und lieferten an dem Flusse, der nach ihnen der Fuchsstrom genannt ward, den Monomonies, Schippiwas und Franzosen Gefechte. Endlich wurden sie mit Gewalt zurückgeschlagen und flohen an den Wisconsin, wo Caroer 1766 ihrer Dörfer gedenkt, von dort nach dem Felsfluß, und wurden durch die letzte tragische Katastrophe ihrer Geschichte auf die Grenzen ihres gegenwärtigen Wohnplatzes westlich vom Mississippi beschränkt. Als sie an der Grünen Bucht wohnten, nahmen sie auch von Lac du Flambeau Besitz und dehnten sich aus bis zum See Superior, und südwestlich von dessen Ufern bis zum Sauc- und kleinen Sauc-Flusse, oberhalb der Fälle St. Antonii. Dort scheinen sie mit den Schippiwas, ihrem Vetterstamme, zerfallen und mit den Sius, denselben, welche jetzt vor kurzem sie so heftig befehdeten, damals in Bündniß getreten zu sein. Mit deren Hülfe behaupteten sie sich im Besitz der Reis-Seen und der mittleren Jagdgründe, bis sie von der vereinigten Macht aller

am

am Superior hausenden Schippiwa-Horden eine große Niederlage bei den Wasserfällen erlitten. Die Schippiwas kamen auf dem Namakságon-Arm des St. Croix herab, unter Wab-Ojig, verkundschafteten bis zu den Wasserfällen das Land, ohne einen Feind zu sehen, fanden aber endlich unerwartet die „Füchse" mit ihren Verbündeten am Ausgange der Portage gelagert. Sie wurden hin und wieder handgemein. Nach und nach rückte die ganze Macht der Schippiwas heran. Ein wilder, blutiger Kampf entspann sich. Die „Füchse" fochten mit größter Herzhaftigkeit, doch wurden sie überwältigt und verjagt, und haben sich seitdem nicht wieder in dieser Gegend gezeigt. Wab-Ojig oder der „Weiße Fischer" soll außerdem noch sieben Feldzüge gegen die verbündeten „Füchse" und Sius unternommen haben. Er starb zu Schigoimegon, am See Superior 1793.

Sobald wir das Ende der Stromschnellen erreichten, bemerkten wir am linken Ufer einige verlassene Hütten, deren Thüren offen standen. Wir fanden, daß sie von Kaufleuten bewohnt gewesen waren, die nichts von Werth darin zurückgelassen hatten. Da es gegen die gesetzliche Bestimmung war, Wohnungen außerhalb der regulairen Handelsposten, und noch dazu an dem Orte unaufhörlicher Reibungen zwischen Schippiwas und Sius, aufzuschlagen, so ließen wir dieselben abbrennen. Als wir an die Mündung des Kinabic oder Schlangenflusses kamen, fanden wir Petsciki oder „den Büffel", den größten Häuptling dieser Gegend, mit seiner Horde auf einer kleinen Halbinsel gelagert. Sie begrüßten uns mit einer Salve und drängten sich zu unserm Empfange ans Ufer herab. Der Häuptling war vor mehreren Jahren mit einer Gesandtschaft in Washington gewesen, und hatte eine Menge Schmuck und einen Säbel mit Quaste heimgebracht, werthlose Dinge, die seitdem verloren gegangen; besonders aber hat er einen Eindruck mit

heim genommen von der Macht und den Hülfsquellen der Amerikaner. Ein Mann ohne Charakterstärke hat er sich friedlich verhalten, wenigstens gegen die Weißen. Den Verträgen von Prairie du Chien und Fond du Lac hat er beigewohnt, ist aber nicht das Kriegshaupt der Banden vom Schlangenfluß.

Petesziki stimmte mit den Schippiwas vom obern Mississippi in dem Wunsche überein, daß eine Revision der Grenzlinien und ernstliche Scheidung der Gebiete veranlaßt werden möchte, und erzählte von den Ansprüchen der Sius auf das Land, jenseit des Cedernstandes und mehr dergleichen.

Der Kinabic ist ein wichtiger Nebenfluß des St. Croix. Ein Handelsposten mit Privilegien des Departements der indischen Angelegenheiten liegt an demselben. Die indianische Bevölkerung wird auf 301 Seelen geschätzt; und der Anwohner von vermischtem Blute zählt man 38. Eine leichte Portage verbindet den Schlangen-Fluß mit dem Rum-Fluß, ein vielbetretener Weg der Indianer, die nach Mille Lac und dem Sandy-See gehen. Aus dem Flußbette haben die Indianer Stücke natürlichen Kupfers hervorgeholt, die auf eine größere Menge dieses Metalls schließen lassen. Die Nordwest-Compagnie unterhielt daselbst während mehrerer Jahre einen Posten, welcher den Centralpunkt für den Indianerhandel des unteren St. Croix abgab. Der Einfluß dieser Gesellschaft auf die Eingebornen war überall sichtbar. Da die amerikanische Regierung erst seit zwanzig Jahren überhaupt in diesen Distrikten zur Geltung kam, und nicht einmal so lange ihre Posten und Agenturen in Thätigkeit erhält, so ist kein Wunder, daß die älteren Indianer noch Anhänglichkeit für die britische Regierung haben.

Ein Herr Harris, ein 84jähriger Greis, erzählte, daß um die Zeit, als der Amerikanische Krieg endete, Rum ein sehr gesuchter Artikel unter den Indianern am Kinabic war. Sie

pflegten, wenn sie ein Gebind gekauft hatten, den Inhalt in einen Kessel zu gießen und übers Feuer zu hängen; eine Handvoll Taback wurde hineingeworfen und das Getränk, nachdem es gehörig umgerührt worden, heiß genossen.

Der „Gelbe Fluß" ist vom „Schlangen-Fluß" ungefähr 35 Meilen entfernt; das Wasser auf dem Wege dahin hatte so niedrigen Stand, daß die Mannschaft oft waten mußte. Das schlimmste Hinderniß sind die 9 Meilen weit ausgedehnten Kessel-Schnellen", an der Stelle, wo der Akik oder Kessel-Fluß von der Linken und der Aissippi von der Rechten einmünden. Da, wo wir unser Nachtlager aufschlugen, trafen wir mit einer Partei junger Indianer zusammen, welche jagten. Sie verschossen mit dem ihnen eigenen Leichtsinn uns zu Ehren einen guten Theil ihrer Munition; sie boten uns auch von der Frucht ihrer Abendbemühungen einiges an und bewährten uns jenes:

.... frei ist er; und ist ein Bissen sein,
Den Bissen theilt er ohne Reu und Pein;
Ein zuverläß'ger Freund, wackrer Gesell,
Nicht träg' zum Geben und zum Nehmen schnell;
Und wenn auch arm, doch scheu nicht und erschlafft
Wie niedre Seelen, in der Feighaft Haft.

Am gelben Flusse trafen wir mit einer großen Menge Indianer zusammen, welche uns eine Salve gaben. Ein früher einmal bezogener Lagerplatz ließ sich des niedrigen Wassers wegen nicht erreichen, und man wählte einer kahlen Höhe gegenüber einen Platz, welchen die Indianer Pokonokuning oder Hüftbein-Platz nennen; derselbe Ausdruck bezeichnet auch den ganzen Fluß.

Die Bevölkerung an dessen Ufern soll sich auf 382 Seelen belaufen. Die Gegend ist fruchtbar, und es giebt eine Verbindung mit dem Ottowa-See; der Fleck wäre ganz geeignet zur Anlegung einer Mission und Schule. Unter den Produkten ist

wilder Reis, den die Eingebornen zu ihrer Kost benutzen. Schöne einschalige Muscheln finden sich in Menge; von einer Art machen die Eingebornen sich Löffel. In den Wassern soll die Kupferkopf-Schlange vorkommen.

Unter den Indianern befanden sich Wittwe und Kinder (Waimit-Egozhains) eines Schippiwa von gemischtem Blute, der mit drei Andern, als sie 1830 den St. Croix hinunterfuhren, von den Sius ermordet ward. Wir ließen ihr sagen, da die Vorsehung ihren natürlichen Beschützer ihr entrissen habe und ihre Subsistenz geschmälert sein müßte, so wollten wir ihren ältesten Sohn in die Schule bringen, wenn sie ihn uns anvertrauen wollte. Sie schien zugleich erfreut und verlegen. Nach einiger Berathung mit ihrem Bruder, welcher auch zugegen war, erwiederte sie, der Junge sei ihr von einigem Nutzen, da er Fische fangen und Vögel jagen könnte. Sie schien nicht geneigt, sich gleich von ihm zu trennen, sagte aber, daß sie ihn im Frühling schicken würde.

Der Namakägon-Arm entsteht aus einem See, welchen die Eingebornen Mattedhais nennen, ganz nah bei dem Ursprung des Muschkie oder Mauvais-Flusses aus dem See Superior. Man kann keinen von beiden Flüssen bis zu den Quellen hinauf verfolgen. Es giebt zwei Portagen, deren eine zum Ottwa-See führt. Dieser giebt einem der schiffbaren Arme des Schippiwa seine Entstehung. Der Schippiwa vereinigt sich nach einem Laufe von 170 Meilen mit dem St. Croix, um gemeinschaftlich mit diesem und durch unzählige Nebenflüsse unter Weges noch genährt, die Wassermasse des Mississippi zu schwellen.

Bei den Gabeln des St. Croix fanden wir den Häuptling Kabamappa nebst Andern gelagert. Nach den gewöhnlichen Salven und Begrüßungen sagte er uns, daß man neuere Nachrichten vom Lac du Flambeau und den Grenzen der Saut-Un-

ruhen nicht habe; er machte sehr bereitwillig Mittheilungen über die vorhandenen Streitpunkte und die Mittel, welche angewendet worden, um alle Indianer in einen gemeinschaftlichen Krieg zu verwickeln. Neue konföderirte Stämme machte er namhaft. Er selbst lobte den Plan sehr, zu einem ewigen Frieden mit den Sius den Grund zu legen. Wirklich bewirkte er durch seinen Einfluß gegen Ende des Jahres 1831 eine Zusammenkunft zwischen Schippiwas und Sius am Schlangenflusse.

Das Wasser, sagte er, ist iscutta, iscutta (ganz erschöpft); die Schwierigkeiten, mit welchen wir schon zu kämpfen gehabt hätten, wären nichts gegen die noch bevorstehenden. Er zeigte gleich Angesichts seiner Wohnung Untiefen, die sich nur durchwaten ließen. Wir hatten, da der Strom immer tiefer sank, keine Zeit zu verlieren und erreichten noch zur Nacht die „Weiber-Portage." Als wir noch nach jenem Lagerplatz längs des dichtbuschigen Ufers suchten, erschien plötzlich Kabamappa auf seinem Canoe stehend und wies uns die Stelle wo wir landen sollten. Es war ganz dunkel geworden und man konnte auch nahe Gegenstände kaum unterscheiden. Als die riesige schlanke Gestalt des Häuptlings mit dem emporgehobenen und nach dem Landungspunkt gerichteten Speere an uns vorüber glitt, war nur wenig Einbildungskraft nöthig, um ein übernatürliches Wesen, einen Geist der Luft in ihm zu sehen. Am folgenden Tage gab es Schnelle auf Schnelle zu passiren. Stilles Wasser mit Binsen-Ufern folgte, und um 7 Uhr landeten wir bei Kabamappas-Dorf, nachdem wir von der Weiber-Portage an etwa 25 Meilen zurückgelegt hatten.

Das Dorf liegt an einem Theil des Flusses, welcher Namai Kowagon oder Stöckdamm heißt, auf einem schönen Wiesenrande, und verräth in der Anlage seiner Häuser und Gärten viel Kunstfleiß und Sinn für Bequemlichkeit. Es müßte leicht sein, In-

dianer, die schon auf dieser Stufe stehen, in Ackerbau und Industrie weiter zu führen. Die Häuser sind längliche Vierecke aus einem Fachwerk von jungen Bäumchen gezimmert und mit Ulmenrinde bedeckt. Sie haben an jeder Seite eine bewegliche Platte oder Thür und eine Oeffnung in der Mitte, welche als Rauchfang dient. Korn- und Kartoffelfelder umgeben die Wohnungen. Das Korn und auch einige Weinstöcke schienen von Frost gelitten zu haben. Die Häuser waren alle zwar sorgfältig verschlossen, doch sagte der Häuptling, daß in seiner Abwesenheit ein Wolf in sein Gehäge gebrochen sei und Verheerungen angerichtet habe. Die Zahl der Männer in seiner Horde gab er auf 28 an, und die Zahl aller Seelen im Dorfe auf 88, wobei er aber den kleineren Häuptling „Schwarzvogel" sammt den Seinigen miteinzählte. Er hatte den Tag über viel gearbeitet und war ohne Zweifel sehr ermüdet; doch wollte er, als wir ihn danach fragten, es nicht Wort haben.

Weiter aufwärts fallen von der rechten Seite der „Klarwasser-Strom" und der „Büffel-Strom" in den St. Croix, und bald darauf erreicht man einen schönen Wasserspiegel von etwa 6 Meilen Länge, den See St. Croix. Der Strom entspringt dort auf hohem Terrain, und hat daher ein so gesenktes und schnelles Gefälle. Er hat viele Nebenflüsse und hängt gegen Nord mit dem Rum-Fluß, gegen Süd mit dem Schippiwa, und gegen Ost mit dem Mauvais und Brulé zusammen. Der Hauptcanal kann mit seinen Windungen gegen 200 Meilen lang geschätzt werden; die Länge des Namakagon-Armes läßt sich auf 170 Meilen angeben, während der nördlichere Arm vermuthlich nur 65 Meilen weit reicht.

Die nördliche Reispflanze wächst an diesen Gewässern in solcher Menge, daß sie dem Lande den Namen Folle Avoine erwarb, welcher den Pelzhändlern besonders bekannt ist. Das

Clima ist verhältnißmäßig mild und der Boden reich. Die Zahl der Einwohner ist auf 895 bis 900 Seelen geschätzt worden. Da nun die Pelzlieferungen sich neuerlich immer mehr und mehr verringert haben, so werden die Indianer endlich gezwungen sein, auszuwandern, oder sich ganz auf den Ackerbau zu legen. Das Mississippi-Thal, welches sie bewohnen, ist dazu sehr wohl geeignet, bald guter Ackerboden, bald Waldland, bald Wiesengrund. Die trockneren Striche sind reich an Pinien, und kaum ist einer der Nebenströme, welcher nicht zur Anlage von Korn- und Sägemühlen geschickt wäre. Am oberen Ende des Sees St. Croix beginnt die Portage vom St. Croix zum Brulé; die Entfernung beträgt 3350 Yards oder beinahe 2 Meilen. Linker Hand vom St. Croix liegt ein tiefes Thal, welches die hauptsächlichsten Quellen beide Flüsse enthalten soll. Zur Rechten sieht man einen kleinen See, von dem es heißt, daß er den schwarzen Bast liefre und keinen Ausgang habe. Am Ende der Portage wird das Gepäck am Ufer eines Baches niedergelegt, der wohl ganz fähig scheint, den Durst des Reisenden zu löschen, aber nicht seine Canots mit Ladung und Mannschaft zu tragen. Dennoch wurde die Fahrt unternommen. Durch Dämmen wurde das Wasser hoch genug getrieben, um ein Canoe mit einem Theil seiner Ladung eine Strecke weit fortzuführen. Die Mannschaft ging im Canal, zog die Fahrzeuge und trug soviel von der Ladung als hin und wieder nicht miteingeschifft werden konnte. Nach einer Stunde ward es so finster, daß wir an das Nachtlager denken mußten, und doch, wo sollte in einer solchen Lokalität sich ein passender Fleck finden? Es blieb keine Wahl; wir schliefen auf einer Art Sumpf, von den Bootsleuten têtes de femmes geheißen. Es fing während der Nacht zu regnen an, hörte zum Glück aber wieder auf, ehe wir hinweggespült waren. Am folgenden Morgen ward nöthig, die Canots gänzlich

zu leeren und die Baggage eine Meile weit zu tragen. Darauf ward der Fluß wieder breiter und tiefer und gewährte eine ganz bequeme Fahrt. Wir schifften unsere Sachen wieder ein und hatten keinen Wassermangel bis zu den nächsten Stromschnellen, welche etwa 20 englische Meilen unterhalb der Portage beginnen und mit einigen Unterbrechungen bis an den See Superior hinanreichen. Des Flusses ganze Länge wird ungefähr 100 Meilen betragen, wovon mehr als 80 Meilen auf die Stromschnellen zu rechnen sind; deren sollen sich 240 unterscheiden lassen. Das Gefälle mag durch die Angabe von 6 bis 700 Fuß nicht überschätzt sein. Der Name des Stromes Brulé ist eher eine Abirrung als eine Ableitung von dem indianischen Worte Wisákoda, d. i. verbrannte Fichten, womit auf einen Waldbrand angespielt wird.

Als wir uns dem Superior näherten, hörten wir das eintönige Gesumm einer Indianertrommel; bald erblickten wir auch Lagerfeuer, vor denen Indianer hin- und hergingen. Wir landeten, und fanden uns unter alten Bekannten. Mongazid war bei der Horde der zweite Häuptling von Fond du Lac, und Schamis, ein junger Mann, welcher sich zuerst 1820 bemerklich gemacht hatte, indem er Gouverneur Caß's Expedition über die „Messer-Portage" führte. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wurde Rast gehalten, und einige Notizen ließen sich gewinnen.

Die Schippiwas, welche weite Strecken des Nord-Distriktes bewohnen, sind in Lokal-Horden vertheilt, welche durch ansehnliche, oft unfruchtbare Landstriche von einander getrennt werden. Sie bleiben nicht das ganze Jahr hindurch an demselben Orte, sondern ziehen aus, um Wildpret, Fische und andere Beute zu suchen. Jede Horde hat zu dem Ende ein ausgedehntes Gebiet, welches sie durchstreift. Dieser vielfältig erschwerte Erwerb wird

ihnen noch erbittert durch die Feindseligkeit der Sius, welche längs der westlichen Grenzen hausen. Sie haben die ganze Nordwest-Ecke der Vereinigten Staaten inne, das Mississippi-Thal hinunter auf beiden Ufern, bis zum Wadub, dem ersten Flusse oberhalb des Sac-Stromes. Dann erstreckt sich die Linie ihres Territoriums 40 Meilen weit gegen Süden, bis sie das Gebiet der Winnebagos nördlich vom Wisconsin schneidet; in diesem Distrikt haben sie das fruchtbarste und zum Anbau geeignetste Land; da müßten sie sich concentriren, um das Jägerleben, dem der Mangel an Wild doch bald ein natürliches Ende machen wird, mit der Landwirthschaft zu vertauschen. Missionaire würden an der Gesinnung des Volkes kein so großes Hinderniß finden als an der Sprache, welche zwar der religiösen Mittheilung einen hinlänglichen Reichthum von Worten und Wendungen darbietet, aber noch so sehr wenig bekannt ist. Sie eignet sich freilich mehr für mündliche Unterhaltung als für schriftliche, und mehr für geschichtliche als für betrachtende Mittheilung, aber ihren Mängeln würde sich doch Abhülfe finden lassen, wenn man nur erst des Idioms genugsam Meister wäre. Ihre bürgerliche Verfassung ist ein schwacher Zusammenhalt. Krieg und Unglücksfälle geben das lose und zufällige Band der Stämme. Sie finden sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit zusammen und sind eben so schnell wieder zerstreut. Merkwürdig ist ihr Totem, ein Zeichen des Familienzusammenhanges, eine Art Wappen, worauf sie vielen Werth legen. Ein Indianer nennt seinen Namen nur mit großem Widerstreben, aber zu seinem Totem bekennt er sich mit Freuden und mit sichtlichem Stolz. In der Schriftsprache hat es kein Stamm weiter als zu den rohesten hieroglyphischen Anfängen gebracht; das meiste leisten darin die Schippiwas. Sie haben überall mit Zeichen bedeckte Bäume, welche jeder von ihrer Nation zu entziffern versteht. Die Kinder erlernen

die Bedeutung der Zeichen, wie bei uns das ABC gelernt wird, aber nur die Knaben allein. Oft sind die Zeichen in Blätter von Birkenrinde geschnitten, welche man an Pfählen befestigt; oft auch in Kriegskeulen, Ruder, Bögen und Ladstöcke; oft auch auf Häute gemalt, besonders auf die Rückenleder der Krieger. Sie machen sich fernere Mittheilungen durch Grasbündelchen an Stäben, durch farbige Ringe, Geweihe und Thierköpfe, welche an den Ufern der Flüsse aufgesteckt werden. Von ihrer Art Geschichten zu erzählen, stehe hier ein Beispiel:

Die Geschichte vom Weißfisch.

In den alten Zeiten, wo die Indianer noch besser waren, und die Oberhäupter der Gesetze Ansehn erhielten und die Verbrecher schnell bestraften, lebte ein berühmter Jäger und gerechter Mann, fern am Norduser des Sees Superior. Er hatte ein Weib und zwei Söhne, die gewöhnlich, wenn er jagte, daheimblieben. Das Wild war damals zahlreich und sein Fang gesegnet; aber ein Gift quoll für sein Herz, nicht ungiftiger, weil es im Verborgnen quoll. Seine Söhne bemerkten, daß ein benachbarter Jäger die Mutter in des Vaters Abwesenheit besuchte und wagten ihr Vorstellungen darüber zu machen, sie aber drohete ihnen den Tod, wenn sie etwas davon verriethen. Sie schwiegen eine Zeit lang aus Furcht. Weil aber das Unrecht fortdauerte, entschlossen sie sich, die Sache ihrem Vater zu entdecken. Der Vater hörte ihre Erzählung, ging und nahm seine Kriegskeule und erschlug damit das ungetreue Weib, als Niemand es sah. Er begrub sie unter der Asche seines Feuers, brach sein Haus ab, und zog in eine ferne Gegend.

Der Geist aber des Weibes ließ den Kindern, welche nunmehr zu Jünglingen herangewachsen waren, keine Ruhe. In der Dämmerung des Abends erschien er ihnen, in Träumen

erschreckte er sie, und verfolgte sie, wo sie immer hingingen, also, daß sie in steter Angst lebten. Da verließen sie das Land und reisten viele Tage weit gegen Süden. Und sie kamen endlich an die Wasserfälle Polwatieg (St. Maria). Kaum waren sie da angelangt, so sahen sie den Schädel des Weibes am Ufer hinter ihnen herrollen. Sie waren in außerordentlicher Furcht und wußten nicht wie sie dem Schädel ausweichen sollten. Aber sie sahen einen großen Kranich sitzen auf einem Fels mitten im Wasserstrudel. Sie riefen zu dem Vogel: „Großvater", sagten sie, „schau, wir werden verfolgt von einem Geist. Komm und bringe uns über das Wasser, damit wir ihm entfliehen." Der Kranich war ein Vogel von ungemeiner Größe und hohem Alter. Er saß, als ihn die beiden Jünglinge anriefen, hinstarrend mitten unter dem schäumenden Tumult des Wassers. Als er sich angeredet hörte, reckte er seinen Hals aus, mit tiefem Besinnen; dann erhob er sich auf seinen Schwingen und flog herbei zu ihrem Beistande. „Hütet Euch", sagte der Kranich, „daß ihr nicht meinen Hinterkopf anrühret, denn er ist wund; und solltet ihr ihn drücken, so kann ich nicht vermeiden, daß ich Euch beide in das wilde Wasser fallen lasse." Sie nahmen sich daher in Acht, und kamen sicher hinüber auf das andere Ufer. Der Kranich aber setzte sich wieder auf seinen Stein mitten in der Brandung nieder. Und der Schädel kam und rief: „Komm, Großvater, und trage mich hinüber, denn meine Kinder die habe ich verloren und bin in großem Leide." Der Vogelgreis erhob sich zu ihrem Beistande und wiederholte seine Warnung: „Hüte Dich meinen Hinterkopf anzurühren, denn er ist wund, und noch nicht heil." Sie versprach Gehorsam, aber sie war neugierig, wo denn ihres Trägers Kopf möchte beschädigt sein, und wie so ein alter Vogel zu so einer bösen Wunde käme. Es kam ihr gar seltsam vor, und als sie mitten über der Brandung schwebten,

konnte sie dem Gelüst nicht widerstehen, welches sie verlockte die wunde Stelle anzurühren. Im Augenblicke stürzte der Kranich sie von seinem Rücken hinab. Von Stein auf Stein schlug der Schädel, flog von Klippe zu Klippe und zerschellte sich an den scharfen Ecken, und die beiden Söhne waren glücklich ihres Peinigers ledig. Aber das Hirn des Weibes, dessen Schädel an den Felsen zerschlagen ward, fiel in das Wasser wie feiner weißer Rogen und ward daraus ein neuer Fisch, von nicht minderer Weiße als der Saame war; und so ist in den Wasserfällen Poiwatieg immer reichlich anzutreffen gewesen die neue köstliche Fischart.

Die Söhne wohnten seitdem an diesen Wasserfällen und wurden die Stammväter des dortigen Geschlechtes und dieses nahm aus Dankbarkeit für den Erretter zu ihrem Totem das Bild des Kranichs an.

(Schluß folgt).

XIII.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico,

von

Oberst Flinter.

(Fortsetzung).

12.

Vergleichung des in den Gefängnissen der Vereinigten Staaten Nordamerikas eingeführten Systems mit dem in den spanischen Colonien herrschenden — Vorschläge zur Annahme und Modification des bessern Systems auf Puertorico und Cuba — Uebersicht der davon zu hoffenden Vortheile.

Es müßte auch den Ungläubigsten von dem jämmerlichen Zustande des Gefängnißwesens in allen spanischen Colonien über-

zeugen, wenn eine Liste sich entwerfen ließe von den dadurch zu Grunde gerichteten Familien, den überall zerstreuten und verwaisten Kindern, den im Kerker eingeimpften Lastern, dem Müßiggang, der Ruchlosigkeit, den Veruntreuungen und Räubereien; das Volk wird geradezu faul und lasterhaft gemacht durch die schädlichen Einflüsse des gegenwärtigen Systems, und die Rückwirkung davon macht hinwiederum die Regierung arm und ohnmächtig.

Ich habe ein, wie ich wohl fühle, nur schwaches Bild entworfen von dem was ich in den Colonien vorgefunden und in seinen Folgen beobachtet habe; mit wenigen Modificationen herrscht dasselbe Unwesen, ja in noch größerem Maßstabe, auf den andern Inseln spanischer Herrschaft, die ich nicht namentlich gemacht. Sei mir erlaubt die großen Vortheile gegenüberzustellen, welche für andere Länder aus vernünftigerer Einrichtung ihres Straf- und Besserungssystems entsprungen sind. Ich spreche auch hier nicht von Hörensagen, sondern aus eigener Anschauung; ich habe die Gefängnisse besucht, die Gefangenen in ihren Zellen, und in den Stunden ihrer Arbeit, ihrer Belehrung, ihres Gottesdienstes beobachtet, habe mich von der Art ihrer Beköstigung überzeugt, und über die Verwendung der dazu angewiesenen Fonds genau unterrichtet und kann betheuern, daß die äußere und innere Einrichtung der Gebäude, die überall herrschende Ordnung und Sauberkeit, und das Betragen der Gefangenen eher auf eine wohleingerichtete Fabrikanstalt als auf einen Kerker rathen ließen. Ich rede nicht von einem einzelnen Gefängnisse; ich habe alle wichtigsten Strafanstalten und Arbeitshäuser durch ganz Pensilvanien, Neu-York und Connektikut gesehen und überall denselben Geist guter Ordnung, wenn auch hin und wieder Abweichungen in der Disciplin gefunden.

Den Zwecken der Gesetzgebung kommt man durch vorsichtige Wahl der Gefängnißwärter und Aufseher zu Hülfe. Diese werden in den Vereinigten Staaten nicht aus der niedern rohen Klasse wie in andern Ländern genommen. Sie müssen Leute von einer ziemlichen Bildung und bekannt für ihren Diensteifer, ihre Rechtlichkeit, Menschenliebe und Frömmigkeit sein. Gönnerschaften und Bestechungen vermögen nichts bei Besetzung so wichtiger Posten; ich habe kein Interesse, den Vereinigten Staaten, die ich vielleicht nie wieder besuchen werde, ein übertriebenes Lob hierin zu spenden; aber ich bin der Wahrheit das Bekenntniß schuldig, daß ich in allen Gefängnißbeamten dort die einsichtigsten und gefälligsten Männer fand, welche mit herzlichem Eifer und sichtbarer Freude über den Zustand der Anstalten und ihrer Pfleglinge sich aussprachen. Jeder Theil der Gebäude, selbst die Küchen wurden rückhaltlos gezeigt. Das Amt der Gefängnißaufseher gilt für ein sehr ehrenvolles. Sie werden reichlich und pünktlich besoldet, wohnen bequem und anständig und nehmen ihre Stelle in der Gesellschaft ein. Auch die unteren Beamten sind wohlerzogene Leute, werden gut besoldet und sind ihrem Geschäfte mit Eifer ergeben. Eine Commission der einsichtsvollsten, treuesten und menschenfreundlichsten Männer führt die beständige wachsame Aufsicht. Die Comitéen der verschiedenen Ortschaften stehen in Verbindung mit einander, machen sich Mittheilungen und berathen gemeinschaftlich über die wichtige Angelegenheiten; ausführliche Jahresberichte über die Gefängnisse werden publicirt; durchweg herrschen solche Grundsätze, welche eben so sehr dem Nationalcharakter Ehre machen als sie zur Vermeidung der Verbrechen und zur Beförderung guter Sitten sich wirksam erweisen.

Dr. Paley hatte, als er sein Werk über Verbrechen und Strafen schrieb, noch wenig Hoffnung auf eine Reformation

des Gefängnißwesens. „Das Ziel der Bestrafung", sagt er, „ist zwiefach, Besserung und Beispiel. In ersterer Hinsicht ist noch wenig auf Sträflinge gewirkt worden und wenig, wie ich fürchte, zu wirken möglich. Alle Strafen, die man bisher angewendet, Einkerkerung, Exil, Züchtigung, Entehrung haben nur zur Verstockung und Verschlimmerung der Verbrecher gedient. Von noch unversuchten Strafmaximen verspricht keine so großen Erfolg als Einzel-Einsperrung, welche die Strafe erstlich schärft, sodann den Sträfling vor der verderblichen Gesellschaft seiner Mitgefangenen bewahrt, und endlich ihn dem wüsten lärmenden Leben gemeinschaftlicher Kerker entziehend, zu ernstem Nachdenken ihm Muße und Anlaß giebt."

Die Erfahrung in den Vereinigten Staaten lehrt zum Glück, daß die Befürchtungen des eben angeführten trefflichen Schriftstellers grundlos gewesen, denn selbst alte verhärtete Verbrecher sind hin und wieder durch Einsamkeit und Arbeit gebessert worden. Die allgemeinste Quelle der Verbrechen in den untern Ständen hat übrigens Dr. Paley im Widerwillen gegen Arbeit richtig erkannt; er erklärt sich gegen die Einsperrung ohne Beschäftigung, obgleich diese auch den Zweck haben soll, durch die unerträgliche Qual des aufgezwungenen Müßiggangs die Lust zur Thätigkeit zu erregen; er schlägt vor, den Gefangenen in Bezug auf seine Subsistenz von seiner Hände Arbeit abhängig zu machen, um ihn recht die Vortheile des Fleißes kosten zu lassen; vielleicht sogar die Gefängnißstrafe nicht auf eine gewisse Zeit, sondern auf ein zu leistendes Maß von Arbeit zu bestimmen, so daß die Betriebsamkeit nicht allein geweckt, sondern auch mehr in den freien Willen gestellt werde. Das Schwierigste bleibt nach seiner Meinung die Unterbringung der Sträflinge nach ihrer Freilassung, da sich Niemand gern mit ihnen wird einlassen und ihnen Beschäftigung geben wollen; denn dies ist

der allgemeine Fluch welcher öffentlichen Strafen anhaftet, daß sie für die Zukunft alle Wege ehrlichen Erwerbs abschneiden. Er macht auch dazu einige Vorschläge, läßt aber die Ausführbarkeit und Wirksamkeit derselben dahingestellt.

Die Wünsche und Pläne dieses berühmten Autors sind später wirklich ins Leben getreten, und zwar dergestalt erweitert und verbessert, daß die wärmsten Menschenfreunde ihre Erwartungen sogar übertroffen sahen. Die gefürchteten Hindernisse sind beseitigt worden, und die Erfahrung, wenigstens in den Vereinigten Staaten, setzt die von der Theorie vorerkannten Sätze außer Zweifel. Die Vorzüge einzelner Einsperrung unter sorgfältiger Beschäftigung haben sich praktisch bewährt und unter allen Umständen in gleicher Kraft. Die meisten Verbrechen in allen Ländern haben zu allen Zeiten in Angriffen auf das Eigenthum bestanden, und sind aus Müßiggang und Lüsterhaftigkeit, seltener aus wirklichem Zwang der Noth entsprungen. In diesen Fällen ergiebt sich die Wirksamkeit des besprochenen Strafmittels von selber; aber auch auf jene, welche durch die ungezügelten Leidenschaften eines zuchtlosen Gemüthes und aus Mangel an Religion und Scheu vor dem Gesetze zu wilderen Verbrechen getrieben werden, haben Einsamkeit und Anstrengung der Arbeit ihren segensreichen Einfluß nicht verleugnet. Bestrafung und Besserung gehen so Hand in Hand.

Als Einkerkerung zur Arbeit zuerst die körperlichen Züchtigungen verdrängte, ward der Uebelstand, die Gefangenen unterschiedlos zusammenzusperren, bald fühlbar; es erschien nicht hinlänglich, die Geschlechter zu trennen; die Rücksicht auf Moralität machte weitere Scheidung nothwendig, um nicht unverdorbenere Seelen der Verderbniß im schändlichsten Umgang auszusetzen und die Sträflinge zu gegenseitigen Lehrern der Sünde zu machen. Man fing an, die Jungen von den Alten und

Neu-

Neulinge von verhärteten Verbrechern zu trennen; nichts hat sich heilsamer erwiesen als diese Klassification, welche z. B. in England mehr als funfzehnmal vervielfältigt worden ist. In den Vereinigten Staaten hat die Arbeit der Sträflinge, so lange man sie Alle vermischt einsperrte, nicht mehr eingebracht als zu ihrem Unterhalte erforderlich war. Sobald die amerikanischen Gefängnißgesellschaften hierauf ihr Auge richteten, sobald eine Sonderung eingeführt und das Maß der Arbeit nach dem Alter, den Kräften und Fertigkeiten der Eingebornen bestimmt ward, ist sogleich eine merkliche Aenderung und mit ihr überhaupt Verminderung der Verbrechen eingetreten.

Nachts wird in den Gefängnissen der Vereinigten Staaten jeder Sträfling allein eingesperrt, bei Tage arbeiten sie in Gemeinschaft, aber ohne daß ihnen irgend eine Mittheilung durch Wort oder Zeichen erlaubt würde. Sie essen in ihren Zellen oder an gemeinschaftlichem Tische, doch so, daß sie nicht mit den Gesichtern einander zugekehrt sitzen. Sonntags wird gemeinschaftlicher Gottesdienst und zweimal Schule gehalten; auch während der Unterrichts- und Kirchzeit wird keinerlei Unterredung verstattet. Ein hinreichendes Maß von Fleisch und Brot und Gemüse wird einem jeden verabreicht und für gute Beschaffenheit der Speisen strenge gesorgt; die Zellen sind eng, werden aber fleißig gelüftet und gereinigt, die Betten und Bettgestelle sind bequem eingerichtet. Besucher werden überall umhergeführt, dürfen aber mit den Sträflingen nicht sprechen. Die Arbeit wird nur durch die Mahlzeiten unterbrochen. Diese Gesetze werden mit solcher Gewissenhaftigkeit beobachtet, daß Gefangene, die Jahre lang mit einander arbeiten, gewiß sich nicht bei Namen kennen, da sie immer nur nach den Nummern ihrer Zellen gerufen werden. Bei der Entlassung erhält jeder eine

kleine Summe, nicht über 3 Thaler, doch ohne Rücksicht auf den Ertrag der von ihm bis dahin geleisteten Arbeit.

Als ein vollkommenes Muster in dieser Beziehung verdient das neueingerichtete Gefängniß in der Nähe von Philadelphia aufgestellt zu werden. Ein Raum von einigen Morgen ist mit einer 20 Fuß hohen und 2 Fuß dicken Mauer umschlossen, an deren eine Seite sich mittwärts die Gebäude lehnen, welche zu Wohnungen der Aufseher, zu Vorrathskammern und zum Hospital bestimmt sind. Durch ein massives Thor tritt man ein. Im mittleren Raum des ganzen Vierecks ist ein Zimmer angebracht in Form eines Heptagons, von dessen Seiten Gänge auslaufen von 100 englischen Ellen Länge. Die Zellen reihen sich auf beiden Seiten der Gänge und haben jede einen kleinen Hof neben sich, welcher den Gefangenen zu Gebrauch gestellt ist. Die Fenstergitter, durch welche Letztere Licht und ihre Kost erhalten, gehen nach den Gängen hinaus. Von dem mittleren Zimmer aus hat der Aufseher alle sieben Gänge und ihre Zellen und ebenso das Eingangsthor im Auge. Nicht ein Geräusch, nicht ein Geflüster im ganzen Gefängniß kann sich seiner Aufmerksamkeit entziehen. Es herrscht eine solche Stille dort, als ob kein menschliches Wesen im ganzen Raume anzutreffen wäre. Die Disciplin ist exemplarisch. Bei seiner Ankunft wird der Sträfling in eine Zelle gebracht und ohne Arbeit oder Buch allein gelassen. Sehr selten vergehn auch nur einige Stunden, ohne daß er um irgend eine Beschäftigung oder eine Bibel zum Lesen bittet; und gar kein Beispiel ist vorhanden, daß dies nicht wenigstens nach zwei oder drei Tagen geschehen sei. Wenn der Gefangene ein Geschäft hat, welches in seiner Zelle sich verrichten läßt, so wird ihm dies als besondere Gunst zugelassen; wenn er eine Bibel erhält, so gilt dies als Belohnung für bewiesene Reue und gutes Betragen. Wer kein Handwerk versteht, kann

ſich für eines entſcheiden, welches er zum Arbeiten in ſeiner Zelle erlernen will. Die Gefangenwärter ſind ſämmtlich Meiſter verſchiedener Gewerke. Entziehung der Arbeit und der Bibel ſind Strafen. Die Einſamkeit lehrt nachdenken und in das eigene Innere ſchauen. Die ganze Behandlung der Sträflinge iſt darauf berechnet, den Trotz zu brechen; und die innere Stimme zu wecken; das vorzüglichſte Mittel dazu iſt das unverbrüchliche Schweigen und die tiefe Einſamkeit. Die Gefangenen haben keinerlei Mittel mit einander ſich zu verſtändigen, ſind fortwährend beobachtet ohne es zu merken, ohne je den Tritt eines herbeikommenden Wärters zu hören; ſelbſt ihre Nahrung erhalten ſie ohne die Hand zu ſehen, welche ſie ihnen reicht, und für die Erforderniſſe der Reinlichkeit iſt dergeſtalt geſorgt, daß dadurch ihre Einſamkeit nicht unterbrochen werden darf. Dieſe furchtbare Einſamkeit und Stille zehrt ihnen Tage, Wochen, Monde hinweg, ohne den Anblick eines menſchlichen Weſens, ohne den Genuß einer menſchlichen Stimme. Sie fühlen aber bald den mächtigen Einfluß ſolcher Strenge auf ihr Gemüth und lernen, zu ernſtem Nachdenken geführt und von dem Werth des Fleißes überzeugt, die Oede ihrer Zelle erträglicher und die Härte der Strafe geringer finden. Die Aufſeher, zu welchen man nur verſtändige und ſittliche Männer erwählt, nähren die erwachende beſſere Geſinnung. Kein Sträfling ſieht mehr von dem Augenblick an, daß er die Schwelle des Gefängniſſes betreten hat, einen ſeiner alten Geſellen. Nach Ablauf ſeiner Strafzeit ſind dieſe vielleicht längſt in der Welt zerſtreut, eingeſperrt oder ſchon im Grabe; der Gebeſſerte darf hoffen ungeſtört von ihrer Dazwiſchenkunft ein friedliches Plätzchen zu finden, wo er ſich ehrlich ernähren und wieder eine Stellung im Leben und Freunde in einer neuen ihn nicht verachtenden Umgebung gewinnen kann. Es iſt bemerkt worden, daß der Name dieſer Anſtalt ein Schrecken

kleine Summe, nicht über 3 Thaler, doch ohne Rücksicht auf den Ertrag der von ihm bis dahin geleisteten Arbeit.

Als ein vollkommenes Muster in dieser Beziehung verdient das neueingerichtete Gefängniß in der Nähe von Philadelphia aufgestellt zu werden. Ein Raum von einigen Morgen ist mit einer 20 Fuß hohen und 2 Fuß dicken Mauer umschlossen, an deren eine Seite sich mittwärts die Gebäude lehnen, welche zu Wohnungen der Aufseher, zu Vorrathskammern und zum Hospital bestimmt sind. Durch ein massives Thor tritt man ein. Im mittleren Raum des ganzen Vierecks ist ein Zimmer angebracht in Form eines Heptagons, von dessen Seiten Gänge auslaufen von 100 englischen Ellen Länge. Die Zellen reihen sich auf beiden Seiten der Gänge und haben jede einen kleinen Hof neben sich, welcher den Gefangenen zu Gebrauch gestellt ist. Die Fenstergitter, durch welche Letztere Licht und ihre Kost erhalten, gehen nach den Gängen hinaus. Von dem mittleren Zimmer aus hat der Aufseher alle sieben Gänge und ihre Zellen und ebenso das Eingangsthor im Auge. Nicht ein Geräusch, nicht ein Geflüster im ganzen Gefängniß kann sich seiner Aufmerksamkeit entziehen. Es herrscht eine solche Stille dort, als ob kein menschliches Wesen im ganzen Raume anzutreffen wäre. Die Disciplin ist exemplarisch. Bei seiner Ankunft wird der Sträfling in eine Zelle gebracht und ohne Arbeit oder Buch allein gelassen. Sehr selten vergehn auch nur einige Stunden, ohne daß er um irgend eine Beschäftigung oder eine Bibel zum Lesen bittet; und gar kein Beispiel ist vorhanden, daß dies nicht wenigstens nach zwei oder drei Tagen geschehen sei. Wenn der Gefangene ein Geschäft hat, welches in seiner Zelle sich verrichten läßt, so wird ihm dies als besondere Gunst zugelassen; wenn er eine Bibel erhält, so gilt dies als Belohnung für bewiesene Reue und gutes Betragen. Wer kein Handwerk versteht, kann

derung des Geistes, sondern vornehmlich auch in Verhütung unziemlicher Zerstreuungen und schädlicher Cameradschaften, zu denen ehemals der Sonntag durch die Befreiung von aller Arbeit mehr als andere Tage Anlaß gab. Die Erfahrung der Anstalt lehrt, daß die geistige Beschäftigung der Gefangenen keineswegs lästig, sondern als Ableiter beunruhigender Gedanken und wegen der mannigfachen Unterhaltung, welche sie ihnen gewährt, meistens recht willkommen ist. Man hat auch bemerkt, daß die amerikanischen Gefängnisse seit der Einrichtung solcher Schulen sich ein heiteres Leben geschaffen haben; die finstere Scheu, das starre Brüten, die dumpfe Verzweiflung sind aus den Mienen mehr und mehr gewichen; die bleichen, schlaffen Gesichter verschwunden; alles hat ein hoffnungsvolleres zufriedeneres Ansehen gewonnen.

Fast alle Gefängnisse, welche ich in den Vereinigten Staaten besucht habe, sind nach denselben oder ähnlichen Grundsätzen organisirt. Ich will daher nur noch des einen von Connektikut erwähnen, weil es eigene Verdienste hat und den spanischen Colonien vorzüglich zum Muster dienen könnte. Die Sträflinge werden über Nacht in getrennte Zellen eingeschlossen, mit Ausnahme derer, welche in den Hospitälern sind; die Zellen sind so angelegt, daß die Schildwach, welche auf Posten ist, Ruhe unter 300 Personen erhalten kann; denn sie liegen in vier Stockwerken eines 200 Fuß langen Gebäudes und sind von einer offenen Gallerie umgeben, deren Schall das leiseste Geräusch oder Geflüster aus der entferntesten Zelle verräth. Des Morgens werden die Gefangenen in militairischer Ordnung, vertheilt in Compagnien von 38 Mann unter je einem Officier, zur Arbeit geführt. Kein Laut darf gehört werden. In 10 Minuten ist jeder an seiner Stelle. Wenn ein Aufseher sich auch nur auf wenige Minuten hinwegbegeben will, muß er einen Stell-

für alle Landstreicher und Verbrecher in Pensilvanien geworden ist, daß aus Furcht vor ihr Schandthaten, die in ihr gebüßt werden müßten, unterblieben sind, und daß wirklich die Menge der Verbrechen sich im Lande verringert hat.

Die Arbeitslust der Gefangenen wird in diesem Hause von selbst so groß, daß nur zwei oder drei Fälle vorgekommen sind, wo ihnen ihr Tagewerk auferlegt werden mußte, und die Einsamkeit ist ein so vortrefflicher Lehrmeister, daß keiner zur Erlernung irgend eines Handwerks viel Zeit braucht. Auch sind nach dem Bericht der Aufseher die Kosten der Anstalt seit ihrem Bestehen durch den Ertrag der darin geleisteten Arbeit mehr als gedeckt worden. Nur einige altersschwache Personen haben sich nicht durch ihrer eigenen Hände Werk ernährt.

Das Gefängniß von Baltimore, welches 400 Sträflinge in getrennten Zellen beschäftigt, hat bisher ebenfalls seinen Zwecken in staatswirthschaftlicher wie in moralischer Hinsicht vollkommen entsprochen. Der Ertrag der dortigen Arbeiten läßt nach Abzug sämmtlicher Kosten noch einen jährlichen Ueberschuß. Die Anordner der Anstalt, treffliche Kenner der verderbten menschlichen Natur, haben ein umfassendes System gemeinschaftlichen Unterrichts eingeführt. Die Sträflinge sind nach ihren Fähigkeiten klassificirt; man erwählt die Tauglichsten aus ihrer eigenen Mitte zu ihren Lehrern und versieht sie mit den nöthigen Büchern und sonstigen Hülfsmitteln. Ein Flügel des oberen Stockwerks ist zur Schule eingerichtet; daselbst widmen sie Sonntags die Zeit, welche der übliche Gottesdienst ihnen übrig läßt, der Erwerbung mancherlei nützlicher Kenntnisse. Der Oberaufseher und seine Beamten leiten das Ganze. Durchgehends herrscht Ordnung und Anstand; der Ernst und die Ausdauer mit welcher der Zweck verfolgt wird, lassen es an guten Früchten nicht fehlen. Der Nutzen besteht nicht bloß in erweiterter Bildung und Ver-

derung des Geistes, sondern vornehmlich auch in Verhütung unziemlicher Zerstreuungen und schädlicher Cameradschaften, zu denen ehemals der Sonntag durch die Befreiung von aller Arbeit mehr als andere Tage Anlaß gab. Die Erfahrung der Anstalt lehrt, daß die geistige Beschäftigung der Gefangenen keineswegs lästig, sondern als Ableiter beunruhigender Gedanken und wegen der mannigfachen Unterhaltung, welche sie ihnen gewährt, meistens recht willkommen ist. Man hat auch bemerkt, daß die amerikanischen Gefängnisse seit der Einrichtung solcher Schulen sich ein heiteres Leben geschaffen haben; die finstere Scheu, das starre Brüten, die dumpfe Verzweiflung sind aus den Mienen mehr und mehr gewichen; die bleichen, schlaffen Gesichter verschwunden; alles hat ein hoffnungsvolleres zufriedeneres Ansehen gewonnen.

Fast alle Gefängnisse, welche ich in den Vereinigten Staaten besucht habe, sind nach denselben oder ähnlichen Grundsätzen organisirt. Ich will daher nur noch des einen von Connektikut erwähnen, weil es eigene Verdienste hat und den spanischen Colonien vorzüglich zum Muster dienen könnte. Die Sträflinge werden über Nacht in getrennte Zellen eingeschlossen, mit Ausnahme derer, welche in den Hospitälern sind; die Zellen sind so angelegt, daß die Schildwach, welche auf Posten ist, Ruhe unter 300 Personen erhalten kann; denn sie liegen in vier Stockwerken eines 200 Fuß langen Gebäudes und sind von einer offenen Gallerie umgeben, deren Schall das leiseste Geräusch oder Geflüster aus der entferntesten Zelle verräth. Des Morgens werden die Gefangenen in militairischer Ordnung, vertheilt in Compagnien von 38 Mann unter je einem Officier, zur Arbeit geführt. Kein Laut darf gehört werden. In 10 Minuten ist jeder an seiner Stelle. Wenn ein Aufseher sich auch nur auf wenige Minuten hinwegbegeben will, muß er einen Stell-

vertreter herbeirufen. Wenn ein Sträfling sich entfernen muß, so ist dazu eine Marke nöthig, und da jede Abtheilung nur eine Marke hat, so kann die Erlaubniß nur immer einem ertheilt werden. Während der Arbeitsstunden sieht man die Gefangenen niemals auf dem Hofe umhergehen, oder gruppenweise stehen, auch nicht einmal zwei mit einander reden. Ordnung und Schweigen herrschen rings und man hört nichts als das Geräusch der verschiedenen Beschäftigungen. Die Arbeitsstunden verändern sich nach der Jahreszeit. Kommt die Zeit des Frühstücks, so sind in einem Augenblicke alle Gefangenen in regelmäßigen Zügen geordnet, und gehen schweigend und in geschlossenem Schritt unter ihren Aufführern in ihre Zellen zurück. Am Wege liegt die Küche, woselbst Jeder, so wie er vorbei geht, seine Portion erhält. Das Frühstück wird einsam in den Zellen verzehrt; ein Aufseher reicht hin, die Ordnung zu erhalten und die übrigen haben, bis nach 25 Minuten wieder zur Arbeit geläutet wird, Freiheit. Die Gefangenen ziehen reihenweise, wie zuvor, ihren Werkstätten zu. Unterweges treten sie in die Kapelle und verrichten ihr Gebet. Die Zeit bis zum Mittagessen vergeht unter Arbeit und Schweigen; man könnte eine Nadel hören die zu Boden fällt. Mit dem Mittagessen wird es wie mit dem Frühstück gehalten, und Nachmittags mit der Arbeit wie Vormittags. Wenn es Zeit zum Abendgebet ist, ruft eine Glocke sämmtliche Gefangene und ihre Aufseher in die Capelle, in welcher der Caplan mit Vorlesung aus der Schrift und Gebet den Tag beschließt. Schweigend und in guter Ordnung wie jedesmal kehren darauf die Gefangenen in ihre Zellen zurück, nachdem sie vor der Küche ihr Abendbrot erhalten haben. Kaum 25 Minuten von Beendigung der Arbeit sind vergangen, so befinden sich alle wieder in Verschluß zur Nacht. Dies ist ihr Lebenslauf Tag für Tag, mit Ausnahme des Sonntags der

von Arbeit frei mit Gottesdienst und Bibellesen ausgefüllt wird. Der Gottesdienst wird in der offenen Gallerie abgehalten. Die Gefangenen bleiben in ihren Zellen ohne sich einander zu sehen. Sie sehen auch den Prediger nicht, können aber jedes seiner Worte vernehmen. Man kann sich nichts Feierlicheres und Eindringlicheres vorstellen als diese unsichtbare Verkündigung des göttlichen Worts. Allein wie sie sind, ohne ein menschliches Wesen zu sehen und ohne gesehen zu werden, werden sie durch nichts von der Predigt abgezogen. In Einsamkeit vernehmen sie das Wort, in Einsamkeit, wenn es verhallt ist, haben sie Frist, weiter nachzudenken.

Die Kost eines Gefangenen in allen Strafanstalten der Vereinigten Staaten besteht aus 1 Pfund Rindfleisch, 1½ Pfund gutem hausbackenen Brote und hinlänglichen Kartoffeln und Gemüse. Zum Frühstück giebt es Zucker und Thee oder Kaffee und eine Art Gebäck aus indischem Weizenmehl, welches gesund und nahrhaft ist. Die Kleidung besteht aus einer Jacke von gutem derben Tuche und stets reinlichen weißen Hosen. Die Gefangenen tragen das Haar kurz geschnitten und sehen eben so sauber als gesund und froh aus. Ihre Zellen, welche 7 Fuß lang und 3 Fuß 2 Zoll breit, sind luftig und hell. Röhren laufen durch die Gänge, welche das ganze Gebäude heizen. Die Betten sind so gut und bequem wie sie in den Kasernen zu sein pflegen.

In den spanischen Colonien möchte das System der strengen Vereinzelung, welches in Philadelphia herrscht, zur Anwendung auf verhärtetere Verbrecher und sonst unverbesserliche Bösewichter; das andere System der Einzeleinsperrung über Nacht und gemeinschaftlichen Arbeit bei Tage, zur Besserung der minder Verstockten am geeignetesten sein, und ein Gefängniß, welches beide Arten der Disciplin vereinigte, würde meiner Ansicht nach

und ihrem Vaterlande Ehre zu machen. Auf Cuba und Puertorico sind glänzende Erfolge zu hoffen; der reiche Boden würde die Arbeit der Gefangenen so einträglich machen, daß beträchtliche Fonds sich aufhäufen müßten zur Begründung anderer nützlicher Institute und zur Unterstützung gebesserter und freigelassener Sträflinge. Ackerbau könnte auf den genannten Inseln Hauptgegenstand der Arbeiten sein, denn außer dem Gewinn den er bringt, befestigt er die körperliche Gesundheit, spannt die geistige Thätigkeit und veredelt das Herz. Wenige sind so alt und schwach, daß sie nicht bei diesem Geschäft zu ihrem Unterhalt einiges beitragen könnten.

Ein berühmter Schriftsteller über Gefängnißdisciplin theilt für seinen Zweck mit Recht die Gesellschaft in zwei Massen, in solche, welche aus eigenem Vermögen und Industrie für sich und ihre Familien sorgen und solche, welche von jenen leben durch Bettelei oder Raub aller Art. Man kann die letzteren wieder in 3 Klassen eintheilen, in 1) diejenigen, welche arbeiten können und wollen, aber keine Beschäftigung finden, 2) diejenigen, welche arbeiten könnten, aber nicht wollen aus Hang zum Müßiggange, und 3) diejenigen, welche gar nicht können aus körperlichem oder geistigem Unvermögen. Die erste Klasse ist auf Cuba und Puertorico gar nicht vorhanden, denn wer arbeiten kann und will, findet immer Beschäftigung und immer sehr einträgliche. Die letzte Klasse ist wenigstens so zahlreich und elend nicht wie in Europa, weil eine große Menge von Bedürfnissen des Nordens fast gänzlich unbekannt in den tropischen Climaten ist, und weil die freigebigste Wohlthätigkeit zu den vornehmsten Tugenden der gedachten Insulaner gehört. Die zweite Klasse aber besteht meist aus solchen, welche auf der Grenzscheide zwischen Laster und Verbrechen, das wachsame Auge der Polizei auf sich ziehen ohne darum gleich zu so stren-

ger Bestrafung, als auf wirklich verübte Verbrechen fällt, zu zu berechtigen. Aus dem Spieler, dem Verschwender, dem Tagedieb wird der Räuber, der Mörder, der Aufwiegler. Diese Klasse von Taugenichtsen und Landstreichern wird es sein, welche der züchtigend bessernden Thätigkeit des Staates zu übergeben ist. Zu ihr gehört, wie schon früher angeführt worden, auf Puertorico wie auf Cuba, ein Theil der freien farbigen Bevölkerung und die Menge der Abentheurer aus fremden Colonien, nebst einigen Weißen, welche kein Geschäft betreiben und zur Arbeit zu stolz oder zu faul, von Trug und Spiel Profession machen. Die Rücksicht auf die verschiedenen Grade des verbrecherischen Wandels in dieser Klasse und zugleich auf die durch Clima, Volkscharakter und Denkart der Colonisten bedingten Verhältnisse der Insel leitet mich in meinen Ansichten über die vortheilhafteste Einrichtung dortiger Gefängnisse. Der Gegenstand der Arbeit muß natürlich den climatischen- und Erwerbsverhältnissen angemessen sein, damit auch das staatswirthliche Moment nicht fehle. Die spanischen Colonien sind ackerbauende Länder. Es wird daher ein Landstrich in einer gesunden Gegend mitten auf der Insel zu wählen sein, um daselbst Gebäude ganz nach dem in den Vereinigten Staaten angenommenen Plane zu errichten. Zwei ganz von einander getrennte Departements werden das müßige und liederliche Gesindel von den eigentlichen Verbrechern gesondert aufnehmen. Zum Bau der Häuser wird die vereinigte Arbeit der Sträflinge und die Summe von 7000 Doll., welche das Gefängniß von Puertorico allein, ohne die Galeeren, jährlich kostet, vorläufig hinreichen. Ein Theil der Sträflinge wird inzwischen zum Ackerbau angestellt werden und vier Monate werden genug sein, um die gesammte Beköstigung für das Jahr zu beschaffen. Späterhin werden alle Sträflinge der leichteren Categorie zum Ackerbau gebraucht

werden können. Der Ertrag von der Arbeit eines einzelnen Mannes durchs Jahr ist hinlänglich um zwanzig und beim Plantanenbau sogar zweihundert und vierzig Personen zu unterhalten. Zu Handwerken, zum Schneidern, zur Schuhmacherei und dergleichen werden nur solche Gefangene angehalten werden, welche nicht zur gemeinschaftlichen Arbeit zugelassen werden dürfen. Manufakturwaaren werden ausgeschlossen sein, weil sie wohlfeiler zu kaufen sind. Aber mit Wegebau und Canal-Leitung werden viele Gefangene beschäftigt und dem Staate den wesentlichsten Nutzen stiften. Die Wege- und Canal-Zölle wird man zur Beköstigung der hierbei angestellten Sträflinge verwenden.

Für die Sträflinge, welche gebessert durch die Gewöhnung zum Nachdenken über sich und zur Arbeit, durch freundliche aber ernste Zusprache und Belehrung, durch die Erfahrung auch sie umschließender menschlicher Theilnahme und Fürsorge, entlassen werden, wird man Mittel und Wege ausfindig machen, ihnen den Wiedereintritt in die Welt und die Sicherung ihrer fernern Existenz durch eigene Thätigkeit zu erleichtern; man wird zu ihrer Unterbringung mit Eigenthümern contrahiren unter Bedingung, daß ihnen ihr Lohn erst nach Ablauf der Contractzeit von etwa 6 bis 12 Monaten gezahlt werde; dies wird eine Probezeit sein, nach welcher wohl Niemand fürchten dürfte, ihnen ferner Beschäftigung zu geben.

Die Vortheile, welche aus solchem Verfahren für die Moralität, für die Industrie, für die gesammten Staatsinteressen entspringen müssen, bedürfen keiner weiteren Ausführung.

(Schluß folgt).

XIV.

Reisen in der Nil-Ebene,

von

James Augustus St. John.

(Schluß).

11.

Memnonium von Abydos — Rückkehr nach Bellaneh — unangenehmer Auftritt daselbst — prächtige Landschaft — Lage von Chönoboscion — Dendera — erster Anblick des Tempels — Verehrung der Venus — verschiedene Namen dieser Göttin — Schönheit des Baues — Beschreibung des Tempels — Pronaos — Säulen — Capitäler — Sekos — in verschiedene Gemächer abgetheilt — symbolische Bildwerke — Gheneh — Muscheln des rothen Meeres — Recrutirungen für das Heer — Bazar — Pilgrime — Bardak's — Fahrt nach Theben.

Das Memnonium von Abydos ist für die Architekten weit merkwürdiger als alle Tempel und Paläste Thebens, die nicht nach einem und demselben Plane erbaut, sondern allmählig von einem Fürsten nach dem andern vergrößert und verschönert wurden; während das Memnonium, höchst wahrscheinlich das älteste Bauwerk in ganz Aegypten, offenbar von Einem Architekten entworfen und in seiner ganzen edlen Größe ausgeführt wurde.

Als wir nach Belianeh zurückkehrten fanden wir alles in der größten Verwirrung, drei Araber hatten unsern Capitain, der ans Land gestiegen war, um etwas einzukaufen, ergriffen und unter dem Vorwand, daß er in der Armee dienen müsse, vor den Gouverneur geschleppt, der ihn aber sogleich wieder freiließ, da die Bootscapitaine militairfrei sind. Nun hatten aber die Araber dem Reis seine Baarschaft aus den Taschen gestohlen, die er indeß, froh seine persönliche Freiheit wieder erlangt zu haben, nicht zurückforderte. Wir aber konnten uns damit nicht zufrieden geben, gingen mit ihm zum Gouverneur und verlangten Gerechtigkeit. Der Reis wies auf den Dieb hin, welcher sogleich zur Bastonade verurtheilt wurde, die ihm der Gouverneur, seine Pfeife aus dem Munde nehmend, mit eigener Hand ertheilte. Der Araber wand sich wie ein Wurm unter den heftigen Schlägen, schrie um Erbarmen und Schonung, aber das Anerbieten das Gestohlene wieder herauszugeben war ihm durch alle Schläge nicht zu entwinden *).

Unsere Araber, in großem Eifer, ihre Gefährten hinter sich zu lassen, brachen sehr zeitig auf, und nur Brodmangel zwang uns, im Laufe des Tages bei Sakhel Abu Zabût zu landen, wir fanden jedoch weder hier noch in der Nachbarschaft etwas. Prächtige Dattel- und Doum-Palmen und Sycamoren verschönern die Landschaft, die bei Haou (der Diospolis parva der Alten) ungemein schön wird.

---

*) Höchst wahrscheinlich hat der Gouverneur selbst es nachher bezahlt; der Verfasser sagt wenigstens, daß er sich vor Ertheilung der Strafe dazu erboten habe, wenn Beweise angeführt werden könnten. Nun war freilich beim Diebstahl Niemand zugegen, allein der Ferman, welchen die Reisenden hatten, übte überall eine Talismanähnliche Gewalt auf die Beamten aus.

Red.

Die Berge der arabischen Kette sieht man, nachdem sie einen weiten Bogen ostwärts beschrieben, bei Chämoboscion wieder, und sie erheben sich, nachdem sie sich dem Nile bis auf 3 Meilen genähert, plötzlich zu großer Höhe, wobei sie eine der furchtbarsten Felsenketten der Welt bilden und dann wieder nach Osten zurückweichen. Man glaubt in diesem Vorgebirge ein gothisches Schloß zu sehen, an dessen Füße sich ein schmaler Streif bebauten Landes hinzieht. Trotz des starken, kühlenden Windes fanden wir die Hitze so groß, als bei uns im Juli.

Am 5. Januar besuchten wir sehr früh die Ruinen der Gegend. Etwa 2 Meilen von den Ufern des Nils betraten wir das Gebiet von Tentyris. Bald fanden wir uns zwischen jenen verworrenen Haufen von Ziegeln, Kalkstein, zerbrochenen Thonmassen und feinem Staube, welche dem Wanderer stets die Lage einer ägyptischen Stadt anzeigen. Der Weg war schmal, aber wohlbetreten von den Füßen der Gelehrten und Kunstfreunde; eine Wendung desselben brachte uns plötzlich ins Angesicht des schönsten Tempels von Aegypten, der Göttin der Liebe errichtet. Das von Hamilton beschriebene, edle Propyläon ist kürzlich von Räuberhänden heimgesucht worden, aber noch bleibt genug übrig zur Rechtfertigung seines Lobes. Die Gewalt des Eindrucks, welchen der Tempel selbst macht, wird erhöht durch die Erinnerungen an ernste Studien, wie durch die geheimnißvolle Einsamkeit des Ortes, welchen die Macht, der zu Ehren er gegründet ward, noch zu beschützen scheint. Und welches war diese Macht? — Bhavani, Athor, Aphrodite, Venus, zu deren Ehre die Pyramiden errichtet wurden, deren Symbole die Kuh, die Lotosblume, der Kegel, der Triangel, der Kreis oder Yoni waren, dieselbe, die man unter mancherlei Namen in der ganzen heidnischen Welt verehrte.

Das Pronaos ist mit vierundzwanzig Säulen geschmückt, die in sechs Reihen, drei an jeder Seite, stehen. An jeder Seite

des Eingangs, etwas unter dem Karnies ist ein großer Block blauen Granits in die Mauernische befestigt, zwischen dem weißen Sandsteine, womit das ganze Gebäude aufgeführt ist. Die Capitäler der Säulen sind sehr gewöhnlicher Art, viereckig und statt der Gewinde an jeder Seite mit dem Antlitze Athors in einem Shawl-Hauptschmucke, geziert. Das Gesicht selbst trägt den eigenthümlichen Ausdruck wollüstiger Weichheit.

Das Sekos, worin wir nun traten, entspricht den von außen erweckten Vorstellungen von Größe sehr wenig, es ist in eine Anzahl Räume getheilt, wie sie allerdings dem religiösen Zwecke des Gebäudes entsprechen mochten, aber dem architectonischen Eindrucke höchlich schaden. Alle Wände u. s. w. sind reich mit Hieroglyphen bedeckt, in denen zum Theile die Einbildungskraft der Künstler weit über die Grenzen der Schicklichkeit hinausgegangen ist. In der That, mögen auch die Philosophen Aegyptens Athor in anderem Lichte betrachtet haben, so erhellet doch, daß sowohl Priester als Volk sie mit der Venus pandemos vermengten, welche stets eine Liebesgöttin jener üppigen Nation gewesen sein muß.

Oeffnungen in der Wand lassen ein helles Dämmerlicht in diese Gemächer. Ein langer, verzierter Corridor führt zur Treppe in die oberen Zimmer und auf das Dach. Die ungeheuern Steinblöcke des Dachs des Pronaos sind mit den Namen vieler Reisenden aus der alten und neuen Welt bedeckt. Auch haben die oberen Zimmer mehr Spoliationen erlitten, wie denn Saulnier und le Lorrain von hier den Zodiakalkreis hinwegnahmen. Doch sind noch immer unzählige Bildwerk-Gruppen zurückgeblieben, die Mythen von Isis und Osiris und Anderes darstellend.

Gegen Sonnenuntergang erst kehrte ich zu meinem Boote zurück und fuhr den Fluß weiter aufwärts.

Ich

Ich besuchte den englischen Viceconsul zu Gheneh, einen Araber, der mich sehr freundlich empfing und mir seltene Muscheln des rothen Meeres zum Geschenke machte. Bald nach meiner Rückkehr empfingen wir den Besuch eines im Dienste des Pascha stehenden Malteser-Arztes, der das Geschäft hatte, die Rekruten aus der Umgegend zu besichtigen. Von 1200 aus Ober-Aegypten nach Cairo gesandten Conscribirten waren 400 in den Wüsten und Gebirgen entwichen, wo sie nun meist zu Räubern werden. Die schlechten Provisionen und der geringe Sold (1 Dollar monatlich) bewirken diese Abneigung gegen den Dienst.

Gheneh war zu dieser Zeit mit Fremden aus vielen Theilen Afrika's angefüllt, die sich über Kosseir nach Mekka begeben wollten; doch hielten Alle ihre Waaren für den Markt von Mekka zurück. Rosenkränze und Muscheln als Amulete gegen Augenentzündungen befanden sich auf dem Bazar.

In den Fabriken, wo die berühmten Thonwaaren von Gheneh angefertigt werden, befand sich eben Niemand bei der Arbeit, da man das Fest des Patronatsheiligen feierte. Ich erfuhr jedoch, daß die Meinung, als werde der Thon zu Trinkgeschirren durch ein Parfum wohlriechend gemacht, vollkommen irrig sei, daß jedoch die Frauen in den Harems bisweilen die Krüge über brennenden Mastix stürzten, wovon sich dem Wasser auf acht bis zehn Tage ein gewisser Wohlgeruch mittheile. Man nennt diese Krüge „Bardak's."

Nach einem zweiten Ausfluge zum Venustempel und einem Heimritte, wobei die Berge sich im Abendrothe in unaussprechlicher Schönheit zeigten, empfing ich noch den Besuch des Dr. Hogg aus Neapel, der von dem zweiten Cataracte eben nach Cairo zurückkehrte. Er hatte verschiedene Papyrus-Rollen, Aschenurnen und kleine Mumien in Theben gekauft, und sein Ge-

fährte besaß ein an 18 Zoll langes lebendes Crocodill, das täglich etwa zwei Stunden lang ins Wasser gesetzt wurde. Die bei dem Obelisk von Luxor beschäftigten Franzosen erhielten eine Anzahl von Crocodillen-Eiern, welche auf dem Wege nach Cairo durch die Sonnenwärme ausgebrütet wurden.

Der Weg nach Theben ward, wegen Windstille, sehr langsam zurückgelegt.

12.

Annäherung an Theben — erster Anblick der Ruinen — Fahrt nach Esneh — der König der Crocodille — Ricinus-Oel-Pflanze — Ankunft zu Esneh — Stadt der Latona — der Bazar — der Felsen der Kette — Legende vom Regenpfeifer — Ankunft zu Essonan — romantische Lage der Stadt — Insel Elephantine — Cataracten — Bewohner von Elephantine — Südspitze der Insel — arabische Amulete — alte Religion.

Eben als es im Osten zu glühen begann, sagte mir der Reis, daß Theben vor uns läge. Ich konnte nur verwirrte Massen erkennen und landete sogleich am afrikanischen Ufer, um nach Gurnu vorwärts zu gehen. Nach einer Meile Wegs erhob sich endlich das hohe Propylon des großen Tempels von Karnak, weit über die Gipfel der höchsten Palmen ragend. Von keinem Punkte aus lassen alle Ruinen zugleich sich überblicken, mein Auge suchte in der Dämmerung nach den Tempeln von Luxor und Medinet-Habou, dem Memnonium und der klingenden Statue. Nirgends sah ich, entlegen vom Meere, einen herrlicheren Platz für eine Hauptstadt.

Obgleich ich lebhaft wünschte, Nubien zu erreichen, ehe das Wasser zu tief für die Schifffahrt sänke, konnte ich doch Theben nicht so verlassen. Wir beschränkten uns jedoch auf eine kurze Uebersicht, gingen mit schlaffem, veränderlichen Winde nach Esneh und übernachteten im Süden von Hermontis, wo, nach

den Arabern der Sultan el Timseh oder König der Crocodille sich aufhält. Diese Thiere erreichen zwischen hier und Manfalut eine außerordentliche Größe.

Weiter aufwärts übertritt der Nil seine Ufer nicht mehr; das Land wird durch zahlreiche Canäle und durch Menschenhände bewässert. Wir sahen hier verschiedene Ricinus-Pflanzungen und erreichten Esneh erst um zwei Stunden nach Sonnenuntergang.

Der ursprüngliche Name dieses Ortes, Latopolis, ist von einer Art jetzt unbekannter Fische*) abgeleitet worden; doch scheint er eher die Stadt der Latona zu bedeuten, der Bouto der Aegypter, deren uralter, prächtiger Tempel zum Theil noch erhalten ist.

Wir besichtigten denselben und begaben uns von da auf den Bazar, den wir, da es gerade Markttag war, von Käufern und Verkäufern bedeckt fanden; die Lebensmittel waren höchst wohlfeil; Rindfleisch zu 3 Farthings das Pfund, geschmolzene Butter (ghee), ein Monopol der Regierung, theurer, zu 3½ Pence das Pfund; Brod, Zwiebeln und Taback sehr billig, dagegen Mocca-Kaffee, ein zweites Monopol, sehr theuer, das Pfund mindestens 1 Schilling 9 Pence. Eine kleine, zwölfjährige arabische Käseverkäuferin erschien mir fast so schön, als eine Europäerin. Der Markt war überflüssig mit Früchten und Gemüsen versehen; die Bauermädchen waren fett, wohlaussehend und heiter.

Ich segelte nach Essouan aufwärts. Wir fuhren zwischen Ruinen hin, Elithyias im Osten, Edfou im Westen und weiter oben die berühmten Steinbrüche von Hajschar Silsilis; das hohe

*) Nach Cuvier Lates nilotivus aus der Familie der Barsche (Perevidae). Rèd.

Propylon von Appollinopolis magna ist vom Fuße aus sichtbar. Etwas oberhalb Esneh tritt die Wüste sehr dicht an den Strom, in dessen Felsenufer Catacomben gehauen sind; die Hügel erheben sich hoch, die Luft ist mit feinem Sande angefüllt.

Die arabischen Bootsleute lieben es, gleich den Hindus, ihr Mahl selbst zur Nachtzeit an der Küste zu kochen. Die Sage, welche den wilden Hügeln dieser Gegenden den Namen „der Felsen der Kette" giebt, ist wahrscheinlich gegründet; hier nämlich sollen arabische Räuber die in den Höhlen und Catacomben wohnten, einstmals eine Kette über den Fluß gespannt haben, um jedes vorbeifahrende Schiff aufzuhalten. Den Arabern ist selbst der Ton des Regenpfeifers von poetischer Bedeutung; sie sagen, er schreie: lak, lak, lak la shariah kalak, li'l mulk — Dein, Dein, Dein ist die Herrschaft der Welt, ohne einen Gleichen!

Am Abende des 13ten langten wir in Syene an und fuhren am Morgen in einem Boote nach der Insel Elephantine herüber, wobei wir einen Blick auf die alte Stadt warfen. Essouan ist mit Recht der romantischste Ort in Aegypten genannt worden. Denn, ungerechnet die Aufregung des Reisenden, welcher die Grenzen Aethiopiens erreicht hat, ist die Scene an den Cataracten neu und auffallend. Aber die Stadt kommt hierbei allerdings nicht in Anschlag.

Wir landeten auf der Insel an einer kleinen zerstörten Treppe, die man einen Nilometer genannt hat, obgleich sie wohl nur ein Aussteigeplatz sein mag. Der wahre Nilometer des Strabo mag sich in einem nahen, zerstörten Gebäude befunden haben. Im Ganzen findet sich gegenwärtig auf Elephantine nichts Bemerkenswerthes mehr vor; die Insel selbst ist nur an ihrer Südspitze hoch, steinig und trocken; im Norden aber eben, mit Korn, Vieh und Dörfern bedeckt. Die Statue des Osiris steht am

Abhange des Hügels, das Geſicht iſt faſt ganz zerſtört, alles Uebrige aber ziemlich erhalten. Die Einwohner ſahen elend aus; auch die Weiber, welche von Sir Fred. Henniker und Dr. Richardſon ſchön genannt werden, ein Compliment, in das ich keinesweges einſtimmen kann. Ueberhaupt habe ich, abgeſehen von der Farbe, nie eine ſchön zu nennende Araberin oder Nubierin gefunden, woraus es ſich auch erklären mag, warum die alten Bildhauer dieſer Länder niemals eine Schönheit darſtellten.

Es fiel uns ſehr ſchwer, wider den Strom zu rudern, der uns an einer Stelle faſt am Felſen zerſchmettert hätte. Wir landeten und genoſſen die herrliche Ausſicht an der Grenze der Wüſte, welche ſelbſt noch in ſchwarzen Granitblöcken und weißen Sandhügeln dem Auge einigen Wechſel des Anblicks darbot.

Bei unſeren Booten fanden wir einen Cameeltreiber, Namens Mohamed, der uns zuredete, auf Dromedaren nach Wady Halfa zu gehen; einen vielgereiſten Mann, der ſogar, der Himmel weiß wie, etwas Italieniſch aufgeſchnappt hatte und zudem mit Curioſitäten und Amuleten einen Nebenhandel trieb. Faſt alle Araber und Nubier, die wir hier ſahen, trugen am Oberarme in rothes Leder eingenähte Amulete.

Die alten Einwohner von Syene waren eine Art Ketzer, welche den Phagrus, einen Nilfiſch, verehrten, der von andern Aegyptern gegeſſen wurde.

13.

Abfahrt von Essouan — Inseln im Nile — Anblick der Stromfälle — Gefahr — Philä — Tempel von Parembolé — Cordassi — Ruinen von Taphis — Gassen von Kalabschi — Besteigung der libyschen Berge — Anblick der Wüste — Tempel — Weiber — wilde Tracht derselben — Character der Eingebornen — Hütten und Dörfer — erfinderische Art der Bewässerung.

Wir gingen zu Boote aufwärts. Die Scene, wenn man, die Stadt aus dem Gesichte verlierend, in die engen Canäle des von Granit umschlossenen Stromes einfährt, ist prächtig und nimmt mit jedem Augenblick an Größe zu. Zahllose Felseninseln aus ungeheuern, vom Wasser geschwärzten Granitblöcken, oberhalb in spitze Zacken gebrochen, liegen in wunderlicher Anordnung umhergestreut. Wo sich der Schlamm des überschwemmenden Nils angelagert hat, wachsen Dattelpalmen empor und die Canäle des Stroms krümmen sich schäumend hindurch. Fast Alles in Aegypten ist in der Schilderung übertrieben worden, nur nicht die Stromfälle von Essouan, deren Schönheit jede Beschreibung übertrifft.

Nach einem abentheuerlichen und beschwerlichen Stromübergange, wobei wir der Gefahr, in den Sturz hinabgerissen zu werden, nur kaum entgingen, gingen wir zu Lande bis Birbé, wo wir unser Gepäck wieder an Bord brachten und die Ruinen von Philä schnell durchblickten. Am Morgen des 16. Januar verließen wir Ipschir und gelangten gegen 10 Uhr nach Parembolé. Das fruchtbare Land zu beiden Seiten des Flusses ist hier sehr schmal; der Tempel ziemlich weit vom Strome entlegen. Zu Tafa (Taphis) besahen wir die ausgedehnten Ruinen, die theilweise trefflich erhalten sind; etwas südlich von hier gelangt man zu den „Gassen von Kalabschi.“ Die Berge hängen hier beiderseits über den Strom. Ich bestieg hier einen

Berggipfel, der mir die ausgedehnteste Aussicht über die westliche Wüste gewährte. Ueberall bemerkte ich die Spuren jener tropischen Regengüsse, welche alle diese Berge im Sommer überfluthen. Nach Osten hin ist der Anblick fast derselbe und das Auge verfolgt durch diese Scenen der äußersten Unfruchtbarkeit mit Vergnügen den Lauf des Nils und seine schmalen, grünen Ränder über welche die Hütten und Palmgruppen der Nubahs dünn hingestreut sind.

Da der Wind sich erhoben hatte, passirten wir die Gassen und erreichten Kalabschi in wenigen Stunden. Wir gingen durch Mimosenbüsche und Hopfenpflanzungen zu dem großen Tempel des alten Talmis, und verwandten zwei Tage auf die Untersuchung der Merkwürdigkeiten dieses Ortes.

Wir waren von nubischen Frauen und Mädchen umgeben, von denen Einige ihre einzige Bedeckung, die kleinen Riemenschürzen, oder ihre Arm- und Halsbänder an uns verkaufen wollten. Alle benahmen sich mit bescheidener Einfalt, waren aber höchst fettig und übelriechend.

Milch und Butter findet man in allen Dörfern, aber diese so wie die Eier, sind theurer als in Aegypten und Brod ist gar nicht zu haben. Das Volk scheint jetzt an keine politische Veränderung zu denken, obgleich der geringste Unfall Mehmed Alis die alte Liebe zu gesetzloser Unabhängigkeit wieder erwecken dürfte. Doch sahen wir auch wiederholte Beweise von der Industrie der gegenwärtigen Bewohner. Die Ausdauer, welche sie bei Bewässerung ihrer Felder anwenden, da ihre Armuth sie verhindert eine Sakia zu bauen, ist bewundernswerth. Da die Höhe des Ufers, die zum Theil nicht weniger als 35 Fuß beträgt, die gewöhnlichen Hebungsmittel, Stange und Eimer, unthunlich macht, so haben sie fünf kleine Reservoirs, eines über dem andern, in dem Uferabhange angelegt, worein das Wasser durch

eine gleiche Anzahl roher hydraulischer Maschinen nach und nach gehoben wird. Jeder Heber wird von einem Manne getrieben und das auf die Höhe gehobene Wasser wird nun in sehr zierlichen Canälen über das Land verbreitet. Auf den Feldern im Westen des Flusses bemerkten wir eine ungewöhnliche Menge von Bäumen, unter Andern die aegyptische Sycamore, Dattel- und Doum-Palme. Die Meiereien sind zahlreich und stehen, wie in Aegypten, zwischen Palmgruppen.

14.

Tempel von Dandur — Seidenbaum — Wohlgerüche der Luft — nubische Waffen — Felsentempel von Eyrseh — doppelte Schatten — wüste Landschaft — erloschene Vulkane — Tempel von Dakke — Cynocephalus — Ababde — Wody-Medyk.

Von Dandur, dessen Tempel noch ziemlich erhalten ist, gingen wir längs der Küste aufwärts, wo die ganze Breite des bebauten Landes nur etwa 60—70 Yards beträgt. Ich sammelte hier etwas von der Seide des Aschetyr oder Seidenbaumes, die sich in der reifen Frucht findet, und von einem gewerbfleißigeren Volke zu den schönsten Stoffen möchte verarbeitet werden können. Nichts gleicht der äußeren Schönheit dieser apfelähnlichen Frucht; aber ihr Inneres enthält oft nur Staub und Asche. Auch Sennapflanzen bemerkte ich hier, und die cucumis colocynthis, von welcher wahrscheinlich die Coloquinten kommen, wuchs längs der Fußsteige im Ueberflusse. Die Araber haben die Heilkräfte dieser Pflanze entdeckt. Ein kleiner Myrthenstrauch wuchs hier und die Dattel erfüllte die Luft mit dem durchdringendsten Wohlgeruche.

In der Nachbarschaft dieses Dickichts trafen wir einen der Soldaten des Paschas, der hier in einer Art von Exil lebte und uns mit einer gewissen Freude zu betrachten schien, da wir ihm

Erinnerungen an seine Heimath erwecken mochten. Sein Bruder war vor Kurzem von einem nubischen Recruten schwer verwundet worden. Die Nubier tragen alle einen kurzen, gekrümmten Dolch, der in roth lederner Scheide am linken Arme über dem Ellenbogen hängt und dessen sie sich bei allen plötzlichen Vorfällen, zur Wehr und Rache bedienen. In öffentlichen Fehden aber, wenn Dorf gegen Dorf aufsteht, gebrauchen sie ein breites, gerades Schwert oder einen Speer und runde oder oblonge Schilde von Crocodillen- oder Nilpferdhaut. Der Araber folgte uns zum Boote und bat um ein Pflaster für seines Bruders Wunde, plünderte aber, indeß ich es bereitete, einer armen Frau ihren halbreifen Hopfen.

Bei dem alten Tempel von Gyrseh landeten wir wieder und übernachteten am 19ten zu Gherf Hussein, von wo wir am andern Tage zwischen terassenförmigen, wohlbebauten und durch Mimosenhecken von der Wüste abgeschiedenen Ufern weiter fuhren. Wir sahen hier unsern Schatten doppelt; das Nebenbild ward durch die im Nile wiederscheinende Sonne hervorgebracht. Als wir uns Dakke näherten, landeten wir wieder, um die schwarzen Kegelberge der Wüste näher zu beschauen. Die sandige Ebene zwischen uns und ihnen, obgleich vielfach uneben, erschien in einiger Entfernung wie der Spiegel der See. Etwa eine halbe Meile vom Flusse hörte der schwere Sand auf und der Boden zeigte sich hart, fest und steinig. Von Zeit zu Zeit kamen wir durch mit mancherlei Gesträuch bedeckte Strecken und man sah im Sande in verschiedenen Richtungen die Spuren der Gazelle und größerer Thiere, die jene verfolgt zu haben schienen. Die Ebene der Wüste hatte uns getäuscht, denn Meile nach Meile legten wir zurück, ohne anscheinend unserem Ziele näher zu sein, indeß die Sonne ihre brennenden Strahlen, jedoch von einem anmuthigen Lüftchen gekühlt, auf uns herab-

schickte. Der Sand war meilenweit mit Bruchstücken von Lava von rother, schwarzer und grauer Farbe bedeckt, die in dem Maße, als wir uns den Bergen näherten, größer wurden. Ich gebrauche hier den Ausdruck Lava, ohne auf wissenschaftliche Genauigkeit Anspruch zu machen, weil mir die Steine ganz wie die aus den Umgebungen des Vesuvs und Aetnas erschienen.

Als wir nach dreistündigem Wandern die Berge erreicht hatten, fanden wir die ganze umgebende Ebene, die Abhänge, Thäler und Schluchten, welche diese unzähligen Kegel trennten, mit Fluthen von Asche und Lava bedeckt, die aus verschiedenen Cratern ausgespieen zu sein schien und in mancherlei Richtungen den Sand überströmt hatte. Der höchste der Kegel, etwa 6—700' über dem nubischen Tafellande, schien von unten deutliche Spuren eines Craters zu zeigen, weshalb wir ihn zu ersteigen beschlossen; ein sehr schwieriges und mühsames Unternehmen, da, die Hitze ungerechnet, Gestein und Asche bei jedem Schritte unter den Füßen wichen; aber der Anblick, welchen man auf der Höhe hat, ist sicherlich ohne Gleichen in der bekannten Welt. Die ganze Ebene der Wüste, so weit das Auge reicht, ist mit ungeheuern schwarzen Kegeln bedeckt, die in endloser Folge sich hinter einander erheben. Mag mag hier leicht an 10,000 vulkanische Gipfel sehen, die nur der Anfang einer Reihe ähnlicher Berge zu sein scheinen. Der Crater war jetzt seicht, wie von der Zeit ausgefüllt, und unter der Asche fanden wir verschiedene Knochen, wahrscheinlich von Camcelen.

Der Tempel von Dakke, den wir am andern Morgen besuchten, ist zweifelsohne das merkwürdigste Bauwerk, welches ich bis jetzt gesehen habe, namentlich wegen seiner Cynocephalen-Bilder.

Gegen Abend gingen wir an das östliche Ufer zum Hause des Oberhaupts der Ababdé, einem kleinen, viereckigen, zier-

lichen Gebäude mit einem großen unmauerten Garten. Nahebei waren mehrere thurmähnliche Gebäude mit Rudern zum Heben des Wassers und das Land ist sehr wohl angebaut. Weiter südlich, nahe dem Dorfe Bardeh, treten die Berge beiderseits an den Fluß; die östlichen sind weit höher. Obgleich deutlich vulkanischen Ursprungs erheben sie sich doch nicht gleich denen von Dakke in Kegeln, sondern in Ketten oder Bergrücken, die sich unregelmäßig durcheinander ziehn. Das Dorf steht am östlichen Ufer unter Dattelpalmen. Der fruchtbare Strich ist besonders im Westen sehr schmal, es finden sich hier auf dem Gipfel eines Hügels die Trümmer einer dem Ansehn nach bedeutenden Stadt.

Nachmittag kamen wir zu Wady-Medyk an und landeten Abends am arabischen Ufer.

15.

Das Löwenthal — Tempel von Sebona — Reihen von Androsphynxen — Sandfluthen — Vorschritte der Wüste — Fasten des Ramadan — Anecdote vom Hadschi — schöner Anblick des Nils — Anordnung des Pascha — Kornkammern der Einwohner — Begegnung von drei wandernden Derwischen — Tempel von Amada — Ankunft zu Derr — Stadt — Rettigkeit der Einwohner.

Am 22sten war unser erstes Geschäft, die Ruinen von Sebona zu beschauen, welche, wegen ihres langen von Androsphynxen gebildeten Eingangs den Namen des Löwenthals (lion's wady) erhalten haben. Die Ruine steht etwa 500 Yards vom Flusse, mitten in einer großen Ebene, die wahrscheinlich früher fruchtbar, nun mit Sand bedeckt ist. Ehe Zeit, Sand und Barbarei ihre Kräfte hier übten, muß die Annäherung zu diesem Tempel zwischen jenen langen Reihen von Androsphynxen wahrhaft prächtig gewesen sein.

Längs der Felsen und Sandberge am Flusse aufwärts bemerkten wir viele tiefe steinigte Thäler, die zum Theil von Sand ausgefüllt waren, den der stürmische Westwind aus der Wüste hineintreibt und der, wenn nicht die Regierung das Ihrige thut, bald das gesammte Pflugland von Nubien überschwemmen wird. Ein Beweis, daß der Anbau sich einstmals viel weiter nach Westen ausdehnte, ward uns hier gegeben; in beträchtlicher Entfernung vom Ufer grub ein Bauer ein großes Loch in den Sand und in der Tiefe von etwa 2½ Fuß traf er auf einen reichen Humus, den er sorgfältig nach seinem Garten führte. Ohne Zweifel ließe sich ein beträchtlicher Theil dieser Striche wiedergewinnen, wenn man mit Hülfe starker Maschinen das Nilwasser bis zu ihrer Höhe erhöbe. In der That bemerkte ich auch diesen Morgen verschiedene große Felder von leichtem Sande, die in Vierecke getheilt und wohl bewässert zum Theil mit schönem jungen Waizen, zum Theil mit dem Stoppel der vorjährigen Durrah bedeckt waren.

Es war der erste Tag des Ramadans, und unser frommer Dolmetsch beschloß, die vorgeschriebenen Fasten streng zu halten und ging demnach ohne Frühstück mit uns; als wir aber in der Hitze zurückkehrten, kam er zu mir und bemerkte, es sei für Personen im Dienste der Europäer unmöglich, die Vorschriften Mohameds zu erfüllen, da man, statt zu schlafen oder still zu sitzen, wie die Türken während des Fastens thäten, in steter Bewegung gehalten werde, weshalb er sogleich nach unserer Rückkehr zu den Booten mit aller schuldigen Ehrfurcht vor dem Propheten sich die Freiheit nehmen werde, sein Frühstück zu verzehren und nicht mehr zu fasten.

Zwischen El Malkeh und Kovosko genossen wir einen Anblick, wie er nur den schönsten Ländern zukommen mag. Der Nil, hier beträchtlich breit, wendet sich plötzlich und scheint dem

Auffahrenden zwischen den fernen Bergen zu verschwinden. Eine Reihe kleiner Inseln, zum Theile hoch und felsig, andere von gelbem Sande, noch andere grün und fruchtbar erheben sich hintereinander in der Mitte des Stromes. Eine derselben, Shemt el Melook, gleicht einem kleinen Paradiese. Berge, bis zu 1000 Fuß scheinbarer Höhe, überhängende Felsen und Bäume umgeben den Strom und zwischen hindurch sieht man, wie zwischen zwei hohen Mauern, in ein sanfteres und ebeneres Land, das von Schönheit und Sonnenschein strahlt. Etwas im Süden von Kovosko landeten wir am andern Tage am östlichen, über 30 Fuß hohen Ufer. Nach einem Befehle des Pascha hat der Reis das Recht, die Arbeiter an den Wasserwerken, wenn ein Boot im öffentlichen Dienste den Fluß hinaufgeht, zum Ziehen desselben zu Hülfe zu nehmen. Unser Pilot machte ähnliche Ansprüche, als er aber zwei Leute weggenommen hatte, verbreitete sich das Gerücht hiervon und wir fanden alle Wasserräder verlassen. Auch die Einwohner der Dörfer verbargen sich und das ganze Land schien wüst. Wir sahen hier mehrere Schuppen, worin Nilwasser in Krügen zum Getränk aufbewahrt wird, so wie viereckigte, weißgepflasterte Korngruben. Was zum unmittelbaren Gebrauche dient, wird in Krüge gethan, welche dies ehrliche Volk außerhalb seiner Thüren aufstellt.

Drei wandernde Derwische begegneten uns hier und waren sehr dankbar für die geforderte Gabe. Es waren junge, hübsche Leute aus Siout und Fouah.

Das Flußthal ist hier beträchtlich breit und man stößt alle 100 Yards auf eine Sakia (Wasserrad). Wir fuhren, zu dem Boot zurückgekehrt, bis Amada zu trecken fort, dessen Ruinen sehr einfach sind.

Die Einwohner von Derr, das wir am Abend erreichten, werden für Abkömmlinge gewisser Bosnischer Krieger angesehen,

welche Sultan Selim nach Nubien sendete, und sie bewahren noch immer in hohem Maße die Züge europäischer Schönheit, wenn gleich nicht ohne Mischung von schwarzem Blute. Kinder, die zur Schule gingen, begegneten uns mit zierlichen Schreibtafeln, auf welche sie mit dem Stengel der Dhurrahpflanze schreiben. Einer dieser Knaben führte uns zu dem Hypogeum von Derr, welches außer den gewöhnlichen Bildwerken noch das des Jom, des ägyptischen Herkules, eine seltsame, rauhe Figur enthält. Die Stadt selbst ist bei Weitem die angenehmste des Nil-Thals, reinlich und wohlgebaut, auch trugen die Einwohner nicht den Schein der Armuth an sich; sie waren wohlgekleidet und die Weiber zierlich geputzt.

Das Thal im Süden von Derr ist fruchtbar und schön, mit Palmen, Waizen, Taback und Baumwolle bepflanzt. Wir landeten zu Wady-Ibrim.

16.

Dorf Ibrim — Wartthürme — Erläuterung zur Bibel — Schloß von Ibrim — Felsentempel von Abusambal — Trümmer von Stadt und Schloß Kalat Addé — ägyptische Capellen — Lavabett — weite Zerklüftung im Felsen — Versteinerungen — nubische Wüste — salpetrige Efflorescenzen — Pflanzen der Wüste — ungeheures Crocodill — Rebhühner — Ankunft zu Wady-Halfa.

Das Dorf Ibrim, nach der Zerstörung der Stadt durch die Mameluken auf ihrem Zuge nach Dongola erbaut, ist nett und reinlich, ein Umstand, der wohl vornämlich von der verhältnißmäßigen Wohlhabenheit der Einwohner herrühren mag, jedoch auch wohl ihrer eigenthümlichen Sitte zu Gute kommt, da die arabischen Aegypter ihnen hierin selbst in den Tagen größerer Macht immer nachstanden. Ringsum ist eine Zahl kleiner Wartthürme errichtet, auf deren Spitze man, wenn das Korn reift, wie in Radschputana einen Mann stellt, um die Vögel hinwegzuscheuchen. Auf ein solches Gebäude spielt die Bibel an in der Stelle: „und er soll öde werden wie ein Wachtthurm in einem Garten.“ Gegen eilf Uhr erreichten wir den Fuß des hohen Hügels, worauf das alte Schloß und die Stadt Ibrim, das Prenmis des Strabo, lagen. Die Höhe gewährt eine fast grenzenlose Aussicht auf die Wüste; die Trümmer dehnen sich über den ganzen Hügel hin, haben jedoch keine architectonische Bedeutung.

Nahe dem Dorfe Auké, 3 Leguas südlich von Ibrim, erheben sich zwei sonderbare Berge inselartig über das Land. Wir passirten Toske und Wady-Ermyné und landeten bei außeror-

deutlich kühler Nachtluft zu Wady-Furgundy. Der Strom läuft hier Westnordwest und wir segelten am andern Tage mit starkem Winde bis Aboosambal, oder wie die Nubier sagen Abasambal (Abacimpolis), deren zwei Tempel in den Felsen ausgehauen sind und viele höchst merkwürdige Sculpturen enthalten.

Von da wendeten wir uns zur Ostküste, indem wir den Strom, der bei dem starken Winde sich wie die See in mächtigen Wellen brach, durchkreuzten, um die kegelförmigen, zerstreuten Hügel auf der Ebene zu untersuchen. Etwas nördlich von unserm Aussteigeplatze liegen die Ruinen von Stadt und Schloß Kalat Addé, die ohne große Mühe würden wieder wohnlich gemacht werden können. Hinter dem Schlosse ist eine große Anzahl zugespitzter Grabhügel aus Thongemäuer, die Nekropolis von Kalat, und etwa eine Meile im Süden unmittelbar am Stromesufer erhebt sich ein kleiner kegelförmiger Hügel, dessen schmale Seite, gegen den Nil gerichtet, zwei ägyptische Capellen oder Nischen mit einer zerbrochenen Statue enthält. Weiterhin zeigten die Berge den sonderbarsten Anblick, indem sie sich fast pyramidenartig darstellten, oder auch die Gestalt schmaler Rücken annahmen, die jählings in schroffen Abstürzen enden. Die Oberfläche der Wüste, die hier bis zum Strome herabsteigt, ist von Gießbachbetten durchfurcht. Eine Stunde weiter südlich erreichten wir das Bett eines Lavastromes, das etwa eine halbe Meile breit war. Das Flußthal ist mit Sand bedeckt; eine ungeheure Felsenspalte scheint durch Erdbeben hervorgebracht zu sein. Wir suchten dieselbe im Innern zu verfolgen, wurden aber oft durch Seitenklüfte aufgehalten. Wir sammelten hier eine Menge schwarzer Lava. An dem Punkte, wo die Zerklüftung der Ebene in die Bergschlucht hineingeht, fanden wir einen versteinerten Baum mit höchst wohlerhaltener Faserung, nebst einer Masse verkohlter, ebenfalls versteinerter Späne. Ein Geologe würde hier reiche Ernte haben können.

Von Faras, wo wir übernachtet hatten, gingen wir, da Windstille eingetreten war, zu Lande weiter und betrachteten mit Erstaunen die eigenthümliche Gestaltung der Wüste. Der Sand, vom Winde hier und da in kleine Hügel erhoben, wird an einzelnen Stellen von der Tamarinde und dem Seidenbaume überragt, deren ganzes Laub jetzt durch die eigenthümliche Beschaffenheit der Atmosphäre mit einer salpeterartigen Efflorescenz überzogen ist, die gleich dem Reife in dünnen, weißen Glöckchen von Zweig und Blatt herabhängt.

Der Canal des Niles wird hier durch mehrere kleine Inseln getheilt, auf deren einer ein Crocodill von wohl 30 Fuß Länge sich sonnte. Auch sahen wir am Ufer jene Art Rebhühner, von denen Burkhardt erzählt, daß sie oft seinem Abendbrote zu willkommener Beigabe gedient hätten. Wir sahen hier auch Seile

aus den Blättern der Dattelpalme drehen; jedoch flohen die Einwohner vor uns, offenbar aus Furcht, für die siegreichen Heere des Paschas eingezogen zu werden. Nachmittags erreichten wir im Boote Wadh-Halfa.

Es war meine Absicht gewesen, über die zweite Cataracte hinaus mit Cameelen bis an die Grenzen von Dongola vorzudringen; aber der Treiber war in seinen Forderungen gegen einen Europäer höchst unverschämt. Wir stiegen an's Land und vernahmen bald das Brausen des Stromfalles. Nach zweistündigem Wandern gelangten wir zu dem einzelnen Felsen von Abousir, der sich etwa 150 Fuß über die Cataracte erhebt. Gegen Süden sieht man den Nil in der Breite einer Meile durch ein Chaos von Felsen hinströmen; nordwärts findet das Auge zwischen unzähligen Inseln von grünem, säulenartigen Porphyr leicht die Stelle, wo der Strom mit ungeheuerm Brausen und reißender Schnelligkeit über einen steilen Abhang in sein Bett herabstürzt. Ein ununterbrochener Donner erfüllt ringsumher das Land, dessen Hauptreiz jedoch in der Einsamkeit und Oede besteht, welche den Gedanken erweckt, daß wir allein hier einen Athem des Lebens aushauchen. Ich hatte nun den südlichsten Punkt meiner Reise erreicht und sollte den Lauf des mächtigen Stromes nun nicht länger verfolgen, den ich mit wachsender Theilnahme mehr als tausend Meilen weit aufwärts befahren hatte. Wenige Wochen würden hingereicht haben, mich bis zu seiner Quelle und in jene sonnigen Gefilde zu führen, wo die Strenge des Winters gänzlich unbekannt ist. Von solchen Gefühlen wandte mich endlich die Erinnerung an Europa ab und ließ mich mit unsäglicher Freude auf den niederfließenden Nil blicken. Wir verweilten hier noch mehrere Stunden, fügten unsere Namen zu der Liste der wenigen Reisenden, die so weit in Nubien vorgedrungen am Fuße des Felsens von Abousir eine Erinnerung an sich hinterlassen haben und begaben uns auf den Rückweg.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

nen und seinen Einfluß dem begonnenen Werke zu sichern. Er benahm sich frei und offen, gleich entfernt von Kriecherei und Trotz. Ich lenkte in den verschiedenen Unterredungen, deren ich viele mit ihm hatte, seine Aufmerksamkeit auf mancherlei Dinge. Ich fragte ihn, ob die Sägemühle am unteren Theil des Roth-Ceder-Flusses noch auf Schippiwa-Boden stände? Ja! Ob sie mit Erlaubniß der Schippiwas erbaut worden? Nein! Sie ist, wie es kam, verstohlener Weise gebaut worden. Ob nachher irgend etwas geschehen sei, ihr Recht an Grund und Boden anzuerkennen? Nein! Die einzige Anerkennung sei, daß sie Taback zu rauchen bekämen, so oft sie die Mühle besuchten; daß die Sius behaupteten, sie läge auf ihrer Seite der Grenzlinie, die Schippiwas aber rechneten ihr Gebiet bis zu einem gewissen Bache jenseits der Mühle." Ich ersuchte ihn, eine Charte vom unteren Theile des Schippiwa mit allen seinen Armen zu entwerfen, und mit Annahme der genauen Grenzlinien, wie dieselben nach ihrer Auffassung des Vertrages von Prairie du Chien feststünden. Darauf bat ich ihn, mir zu sagen, was er von der Ermordung jenes Menomonie und der Veranlassung dazu wisse, und ob er oder jemand von seiner Horde eine Aufforderung Seitens des Agenten oder Commandeurs von Prairie du Chien zur Auslieferung der Mörder erhalten hätte? Das Letztere verneinte er.

Eine Rathsversammlung hielt ich gleich am Tage nach meiner Ankunft. Nienaba und seine Begleiter hörten meinen Bericht und meine Aufforderung zur Theilnahme an den Friedensversuchen aufmerksam an. Die Antwort beschränkte sich auf eine Danksagung, eine Hindeutung auf die bloßgegebene Stellung der Horde an den Grenzen und allgemeine Freundschaftsversicherungen. Er schien in Verlegenheit, als ich ihn aufforderte, die Kriegskeule niederzulegen, auf deren glückliche Füh-

Erinnern wir uns der einstmaligen Ausdehnung spanischer Herrschaft in allen Theilen der Welt, der Menge von Schiffen, welche Spaniens Flagge zur Beherrscherin des Oceans machten, der Stärke und Mannszucht seiner Heere, welche gleich den römischen Legionen für unüberwindlich gehalten wurden, der reich gefüllten Arsenale, der unerschöpflichen Schatzkammern voll Goldes und Silbers — und werfen jetzt einen Blick auf das Land, seiner Colonien beraubt, mit erschöpften Finanzen, zu einer Macht zweiten Ranges in Europa herabgesetzt, so finden wir da eine heilsame Lehre und Warnung für Herrscher und Staatsmänner.

Spaniens Besitzungen breiteten sich einst über Strecken aus, davon drei Viertel noch theilweise unentdecktes Land hatten. Die Sonne ging niemals unter in den Gebieten der Könige von Castilien. Kein Reich ist ihm je an Ausdehnung, Macht und Reichthum gleich gekommen, ausgenommen das heutige Britannien, welches durch seine gewaltige Seemacht seine Eroberungen und Colonien über alle Theile des Erdballs verbreitet hat. Von den drei größten Weltreichen, dem römischen, dem britischen und spanischen, ist das erstere erloschen; das britische, thronend im Ocean, der es einschließt und verwahrt, hat eine Kette von Vorposten um die Erde gezogen, zur Hut seiner Handels-Depots und überseeischen Niederlassungen, trotzt, von seinen Flotten gehoben und beschützt, einer Welt in Waffen, und wird, so lange Freiheitsliebe und Patriotismus in den Herzen seiner Söhne glüht, fest und sicher mitten unter dem Sturz der Nationen und den Trümmern der Reiche stehen; das spanische endlich, welches seinen Scepter über vier Welttheile schwang, in Europa Holland und Belgien und die fruchtbarsten Provinzen Italiens beherrschte, in Afrika die starke Festung Ceuta besaß und an der Küste die canarischen Inseln; in Indien die Philippinen und unter Ferdinand und Isabella was von der

neuen Welt rühmlich entdeckt ward, — dies Spanien ist durch Revolutionen, innere Partheiungen, schlechtes Regiment, durch offene Angriffe und versteckte Intriguen zu Grunde gerichtet worden. Nun hat es aber an seinen Colonien auf dem amerikanischen Festlande nur solche Besitzungen verloren, welche es doch niemals gänzlich anbauen und colonisiren noch auch hinlänglich beschützen konnte, welche durch ein beständiges Aussaugen seiner eigenen Bevölkerung, seine Kraft erschöpften und zuletzt vielleicht gar das Mutterland in Abhängigkeit von seinen Colonien gebracht hätten. Obgleich Spanien nicht die gebieterische und unverwüstliche Stellung Großbritanniens hat, so kann es doch, wie einst das römische Reich, äußerer Gewalt nie gänzlich erliegen. Obgleich es so wenig auf den plötzlichen Stoß, welchen ihm die Empörung seiner Colonien gab, als diese auf ihre Emancipation, vorbereitet war, so ist es doch fähig durch Concentration seiner innern Kräfte und Hülfsquellen eine größere Macht sich zu begründen als es vielleicht zuvor besessen. Es hat die Mittel zur Regeneration und Reaction in sich und kann noch immer einen hohen Standpunkt unter den größten Nationen einnehmen. Wir werfen noch einen Blick auf den bisherigen Lauf der Dinge.

Holland, Flandern, Italien und Portugal wurden eins nach dem andern von der spanischen Krone gerissen. Eifersüchtige Nationen, seine Macht ihm mißgönnend und vor seiner Größe besorgt, stachelten unablässig den Ehrgeiz unruhiger Gemüther und regten den Stolz unterworfener Provinzen auf, das Panier der Empörung gegen eine Macht zu pflanzen, welcher mit offener Gewalt sich nichts anhaben ließ. Spanien gab seinen Widersachern einen Vortheil den sie begierig ergriffen, als es durch die Eroberung Amerikas zwar seine Besitzungen erweiterte, aber seine Macht durch Zersplitterung schwächte. Seine Söhne, unterneh-

mende Geister, von Golddurst getrieben, zu einer Zeit wo man die wahre Quelle des Nationalreichthums nicht wohl kannte, verabsäumten den Ackerbau und durchsuchten nach edeln Metallen die ödesten Striche der neuen Welt. Des Goldes und Silbers wurde die Menge gefunden, aber die Nation verarmte und die Regierung ward schwach mitten unter den Schätzen, welche Mexikos und Perus Bergwerke ausschütteten. Das Seewesen, ohne welches Colonien nicht erhalten werden können, ward vernachlässigt und gerieth in Verfall; daher nahmen Wohlstand und Macht der Nation ab. Holland ward, nach einem blutigen Kampfe, unabhängig. Portugal, ein abgerissener Streifen Spaniens, gestaltete sich zu einer eigenen Monarchie unter den Fürsten von Braganza. Portugal und Gibraltar, Stücke der Halbinsel selbst und einst ihr zugehörig, würden von größerer Wichtigkeit für die spanische Krone sein, als alle ihre einstigen Besitzungen in Amerika, zusammt Holland, Belgien und Italien.

Es war aber nicht der Verlust aller dieser Besitzungen, nicht das Blut und das Geld, welches in den langen und verderblichen Kämpfen zur Wiedergewinnung derselben geopfert ward, wodurch Spanien zuletzt in Unbedeutenheit versank; den empfindlichsten Schlag gab ihm die französische Revolution; denn obgleich die französischen Legionen vergeblich das Land zu unterjochen rangen, so war doch durch die Grundsätze dieser Revolution der Saame der Zwietracht und Partheiung ihm ins Herz gestreut worden, so was Europa, so was Amerika anlangt. Durch französische Lehren aufgebläht stürzte das glücklichste Volk der Erde, welches im Ueberflusse saß und sich der mildesten Regierung erfreute, sich in eine vorzeitige Unabhängigkeit. Die Anstifter dieses thörichten Werkes, ohne Kenntniß oder im Mißverständniß der wahren Interessen jener Provinzen, verwundeten Spanien tief, obgleich nicht unheilbar; aber Süd-Amerika rich-

teten sie zu Grunde, indem sie eingebildeten Vortheilen die wirklichsten zum Opfer gaben.

Man darf nur auf den damaligen Zustand Europas, auf Spaniens hochherziges Verhalten und den üblen Lohn der ihm für seine Aufopferungen ward, einen Blick werfen, um die Politik, durch welche es unterging, würdigen zu können. Als ganz Europa zu den Füßen Napoleons lag, Alles von Lissabon bis St. Petersburg unter dem despotischen Joch gebeugt war, England selbst nicht einen Fuß breit Landes auf dem Continent hatte sein Banner zu entfalten, nicht einen Hafen auswärts seine Kriegsflotten unterzubringen, obgleich es allein von allen europäischen Staaten dem außerordentlichen Menschen, der kühn nach dem Weltscepter griff, nicht huldigte; als alle Hoffnung für den Continent Europas schwand, das Sklavenjoch abzuschütteln, — da that der gewaltige gefürchtete Sieger selber einen Fehlgriff, den alle Stärke seiner ausgebreiteten Macht, alle Kraft seines überwiegenden Genius nicht wieder gut machen konnte, indem er eine Armee über die Pyrenäen sandte. Die spanische Hauptstadt ward zwar durch einen schändlichen Verrath genommen, die königliche Familie gefangen nach Frankreich geführt und ein Usurpator auf den spanischen Thron gesetzt; aber die Stimme des Herolds, welche Joseph Buonaparte in Madrid proklamirte, ging als ein Trauerruf durch alle Städte und Dörfer, alle Berge und Thäler der Halbinsel, weckte in allen Herzen von den Pyrenäen bis zu den Säulen des Herkules den Grimm der Schande und Rachlust, und feuerte das Volk in Masse, Männer, Weiber, Kinder, Greise und Unmündige, an, sich entgegenzustemmen und den schmähligen Flecken aus den Annalen ihrer Geschichte mit Blut zu waschen. Die Sonne, welche am 2. Mai 1808 über das in Sklavenketten geschmiedete Europa aufstieg, sah bei ihrem Sinken das erste Glied der Kette zer-

Längs der Felsen und Sandberge am Flusse aufwärts bemerkten wir viele tiefe steinigte Thäler, die zum Theil von Sand ausgefüllt waren, den der stürmische Westwind aus der Wüste hineintreibt und der, wenn nicht die Regierung das Ihrige thut, bald das gesammte Pflugland von Nubien überschwemmen wird. Ein Beweis, daß der Anbau sich einstmals viel weiter nach Westen ausdehnte, ward uns hier gegeben; in beträchtlicher Entfernung vom Ufer grub ein Bauer ein großes Loch in den Sand und in der Tiefe von etwa 2½ Fuß traf er auf einen reichen Humus, den er sorgfältig nach seinem Garten führte. Ohne Zweifel ließe sich ein beträchtlicher Theil dieser Striche wiedergewinnen, wenn man mit Hülfe starker Maschinen das Nilwasser bis zu ihrer Höhe erhöbe. In der That bemerkte ich auch diesen Morgen verschiedene große Felder von leichtem Sande, die in Vierecke getheilt und wohl bewässert zum Theil mit schönem jungen Waizen, zum Theil mit dem Stoppel der vorjährigen Durrah bedeckt waren.

Es war der erste Tag des Ramadans, und unser frommer Dolmetsch beschloß, die vorgeschriebenen Fasten streng zu halten und ging demnach ohne Frühstück mit uns; als wir aber in der Hitze zurückkehrten, kam er zu mir und bemerkte, es sei für Personen im Dienste der Europäer unmöglich, die Vorschriften Mohameds zu erfüllen, da man, statt zu schlafen oder still zu sitzen, wie die Türken während des Fastens thäten, in steter Bewegung gehalten werde, weshalb er sogleich nach unserer Rückkehr zu den Booten mit aller schuldigen Ehrfurcht vor dem Propheten sich die Freiheit nehmen werde, sein Frühstück zu verzehren und nicht mehr zu fasten.

Zwischen El Malkeh und Kovosko genossen wir einen Anblick, wie er nur den schönsten Ländern zukommen mag. Der Nil, hier beträchtlich breit, wendet sich plötzlich und scheint dem

Auffahrenden zwischen den fernen Bergen zu verschwinden. Eine Reihe kleiner Inseln, zum Theile hoch und felsig, andere von gelbem Sande, noch andere grün und fruchtbar erheben sich hintereinander in der Mitte des Stromes. Eine derselben, Shemt el Melook, gleicht einem kleinen Paradiese. Berge, bis zu 1000 Fuß scheinbarer Höhe, überhängende Felsen und Bäume umgeben den Strom und zwischen hindurch sieht man, wie zwischen zwei hohen Mauern, in ein sanfteres und ebeneres Land, das von Schönheit und Sonnenschein strahlt. Etwas im Süden von Kovosko landeten wir am andern Tage am östlichen, über 30 Fuß hohen Ufer. Nach einem Befehle des Pascha hat der Reis das Recht, die Arbeiter an den Wasserwerken, wenn ein Boot im öffentlichen Dienste den Fluß hinaufgeht, zum Ziehen desselben zu Hülfe zu nehmen. Unser Pilot machte ähnliche Ansprüche, als er aber zwei Leute weggenommen hatte, verbreitete sich das Gerücht hiervon und wir fanden alle Wasserräder verlassen. Auch die Einwohner der Dörfer verbargen sich und das ganze Land schien wüst. Wir sahen hier mehrere Schuppen, worin Nilwasser in Krügen zum Getränk aufbewahrt wird, so wie viereckigte, weißgepflasterte Korngruben. Was zum unmittelbaren Gebrauche dient, wird in Krüge gethan, welche dies ehrliche Volk außerhalb seiner Thüren aufstellt.

Drei wandernde Derwische begegneten uns hier und waren sehr dankbar für die geforderte Gabe. Es waren junge, hübsche Leute aus Siout und Fouah.

Das Flußthal ist hier beträchtlich breit und man stößt alle 100 Yards auf eine Sakia (Wasserrad). Wir fuhren, zu dem Boot zurückgekehrt, bis Amada zu trecken fort, dessen Ruinen sehr einfach sind.

Die Einwohner von Derr, das wir am Abend erreichten, werden für Abkömmlinge gewisser Bosnischer Krieger angesehen,

welche Sultan Selim nach Nubien sendete, und sie bewahren noch immer in hohem Maße die Züge europäischer Schönheit, wenn gleich nicht ohne Mischung von schwarzem Blute. Kinder, die zur Schule gingen, begegneten uns mit zierlichen Schreibtafeln, auf welche sie mit dem Stengel der Dhurrahpflanze schreiben. Einer dieser Knaben führte uns zu dem Hypogeum von Derr, welches außer den gewöhnlichen Bildwerken noch das des Jom, des ägyptischen Herkules, eine seltsame, rauhe Figur enthält. Die Stadt selbst ist bei Weitem die angenehmste des Nil-Thals, reinlich und wohlgebaut, auch trugen die Einwohner nicht den Schein der Armuth an sich; sie waren wohlgekleidet und die Weiber zierlich geputzt.

Das Thal im Süden von Derr ist fruchtbar und schön, mit Palmen, Waizen, Taback und Baumwolle bepflanzt. Wir landeten zu Wady-Ibrim.

16.

Dorf Ibrim — Wartthürme — Erläuterung zur Bibel — Schloß von Ibrim — Felsentempel von Abusambal — Trümmer von Stadt und Schloß Kalat Addé — ägyptische Capellen — Lavabett — weite Zerklüftung im Felsen — Versteinerungen — nubische Wüste — salpetrige Efflorescenzen — Pflanzen der Wüste — ungeheures Crocodill — Rebhühner — Ankunft zu Wady-Halfa.

Das Dorf Ibrim, nach der Zerstörung der Stadt durch die Mameluken auf ihrem Zuge nach Dongola erbaut, ist nett und reinlich, ein Umstand, der wohl vornämlich von der verhältnißmäßigen Wohlhabenheit der Einwohner herrühren mag, jedoch auch wohl ihrer eigenthümlichen Sitte zu Gute kommt, da die arabischen Aegypter ihnen hierin selbst in den Tagen größerer Macht immer nachstanden. Ringsum ist eine Zahl kleiner Wartthürme errichtet, auf deren Spitze man, wenn das Korn reift, wie in Radschputana einen Mann stellt, um die Vögel hinwegzuscheuchen. Auf ein solches Gebäude spielt die Bibel an in der Stelle: „und er soll öde werden wie ein Wachtthurm in einem Garten.“ Gegen eilf Uhr erreichten wir den Fuß des hohen Hügels, worauf das alte Schloß und die Stadt Ibrim, das Premnis des Strabo, lagen. Die Höhe gewährt eine fast grenzenlose Aussicht auf die Wüste; die Trümmer dehnen sich über den ganzen Hügel hin, haben jedoch keine architectonische Bedeutung.

Nahe dem Dorfe Anké, 3 Leguas südlich von Ibrim, erheben sich zwei sonderbare Berge inselartig über das Land. Wir passirten Toske und Wady-Ermyné und landeten bei außeror-

deutlich kühler Nachtluft zu Wady-Furgundy. Der Strom läuft hier Westnordwest und wir segelten am andern Tage mit starkem Winde bis Aboosambal, oder wie die Nubier sagen Abasambal (Abacimpolis), deren zwei Tempel in den Felsen ausgehauen sind und viele höchst merkwürdige Sculpturen enthalten.

Von da wendeten wir uns zur Ostküste, indem wir den Strom, der bei dem starken Winde sich wie die See in mächtigen Wellen brach, durchkreuzten, um die kegelförmigen, zerstreuten Hügel auf der Ebene zu untersuchen. Etwas nördlich von unserm Aussteigeplatze liegen die Ruinen von Stadt und Schloß Kalat Addé, die ohne große Mühe würden wieder wohnlich gemacht werden können. Hinter dem Schlosse ist eine große Anzahl zugespitzter Grabhügel aus Thongemäuer, die Nekropolis von Kalat, und etwa eine Meile im Süden unmittelbar am Stromesufer erhebt sich ein kleiner kegelförmiger Hügel, dessen schmale Seite, gegen den Nil gerichtet, zwei ägyptische Capellen oder Nischen mit einer zerbrochenen Statue enthält. Weiterhin zeigten die Berge den sonderbarsten Anblick, indem sie sich fast pyramidenartig darstellten, oder auch die Gestalt schmaler Rücken annahmen, die jählings in schroffen Abstürzen enden. Die Oberfläche der Wüste, die hier bis zum Strome herabsteigt, ist von Gießbachbetten durchfurcht. Eine Stunde weiter südlich erreichten wir das Bett eines Lavastromes, das etwa eine halbe Meile breit war. Das Flußthal ist mit Sand bedeckt; eine ungeheure Felsenspalte scheint durch Erdbeben hervorgebracht zu sein. Wir suchten dieselbe im Innern zu verfolgen, wurden aber oft durch Seitenklüfte aufgehalten. Wir sammelten hier eine Menge schwarzer Lava. An dem Punkte, wo die Zerklüftung der Ebene in die Bergschlucht hineingeht, fanden wir einen versteinerten Baum mit höchst wohlerhaltener Faserung, nebst einer Masse verkohlter, ebenfalls versteinerter Späne. Ein Geologe würde hier reiche Ernte haben können.

Von Faras, wo wir übernachtet hatten, gingen wir, da Windstille eingetreten war, zu Lande weiter und betrachteten mit Erstaunen die eigenthümliche Gestaltung der Wüste. Der Sand, vom Winde hier und dà in kleine Hügel erhoben, wird an einzelnen Stellen von der Tamarinde und dem Seidenbaume überragt, deren ganzes Laub jetzt durch die eigenthümliche Beschaffenheit der Atmosphäre mit einer salpeterartigen Efflorescenz überzogen ist, die gleich dem Reife in dünnen, weißen Glöckchen von Zweig und Blatt herabhängt.

Der Canal des Niles wird hier durch mehrere kleine Inseln getheilt, auf deren einer ein Crocodill von wohl 30 Fuß Länge sich sonnte. Auch sahen wir am Ufer jene Art Rebhühner, von denen Burkhardt erzählt, daß sie oft seinem Abendbrote zu willkommener Beigabe gedient hätten. Wir sahen hier auch Seile

aus den Blättern der Dattelpalme drehen; jedoch flohen die Einwohner vor uns, offenbar aus Furcht, für die siegreichen Heere des Paschas eingezogen zu werden. Nachmittags erreichten wir im Boote Wady-Halfa.

Es war meine Absicht gewesen, über die zweite Cataracte hinaus mit Cameelen bis an die Grenzen von Dongola vorzudringen; aber der Treiber war in seinen Forderungen gegen einen Europäer höchst unverschämt. Wir stiegen an's Land und vernahmen bald das Brausen des Stromfalles. Nach zweistündigem Wandern gelangten wir zu dem einzelnen Felsen von Abousir, der sich etwa 150 Fuß über die Cataracte erhebt. Gegen Süden sieht man den Nil in der Breite einer Meile durch ein Chaos von Felsen hinströmen; nordwärts findet das Auge zwischen unzähligen Inseln von grünem, säulenartigen Porphyr leicht die Stelle, wo der Strom mit ungeheuerm Brausen und reißender Schnelligkeit über einen steilen Abhang in sein Bett herabstürzt. Ein ununterbrochener Donner erfüllt ringsumher das Land, dessen Hauptreiz jedoch in der Einsamkeit und Oede besteht, welche den Gedanken erweckt, daß wir allein hier einen Athem des Lebens aushauchen. Ich hatte nun den südlichsten Punkt meiner Reise erreicht und sollte den Lauf des mächtigen Stromes nun nicht länger verfolgen, den ich mit wachsender Theilnahme mehr als tausend Meilen weit aufwärts befahren hatte. Wenige Wochen würden hingereicht haben, mich bis zu seiner Quelle und in jene sonnigen Gefilde zu führen, wo die Strenge des Winters gänzlich unbekannt ist. Von solchen Gefühlen wandte mich endlich die Erinnerung an Europa ab und ließ mich mit unsäglicher Freude auf den niederfließenden Nil blicken. Wir verweilten hier noch mehrere Stunden, fügten unsere Namen zu der Liste der wenigen Reisenden, die so weit in Nubien vorgedrungen am Fuße des Felsens von Abousir eine Erinnerung an sich hinterlassen haben und begaben uns auf den Rückweg.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

der Hülfe, welche die Amerikaner von außen erhielten, trotz der feindlichen Stimmung, welche die unkluge Maßregel der Tribunäle durch Confiscation derer die gegen den König Waffen genommen und durch die dabei sich einschleichenden Mißbräuche der Privatrache und Habsucht aufregte, dennoch die spanischen Truppen unter ihren tapferen und einsichtigen Generalen und mit dem Beistande des größeren Theiles der Bevölkerung endlich gesiegt haben, wenn nicht die politischen Angelegenheiten plötzlich eine Wendung genommen hätten, welche Amerika auf immer von der spanischen Krone entriß.

Das spanische Heer in der Nähe von Cadix, welches bestimmt war in die empörten Colonien geschickt zu werden, ward selbst von einem Geist des Aufruhrs ergriffen, welcher der spanischen Regierung eine Constitution aufnöthigte, die damals von den europäischen Mächten ungestört gelassen wurde. Die Officiere und Soldaten waren zuerst getheilt in ihren politischen Ansichten; die republikanische Parthei trug endlich einen Sieg über die Insubordination und den Leichtsinn der Truppen davon, welchen über ihre Mannszucht und Tapferkeit im Felde Feind und Fahr aller Art nicht erringen konnten. Das Heer bot ein Schauspiel gänzlicher Auflösung und Verwilderung dar; ein schrecklicheres Uebel bedrohete das Land als die blutigen Waffen Napoleons, da nicht bloß zur Abtrennung der amerikamischen Besitzungen jetzt die Gelegenheit sich bot, sondern auch im Innern der Same der Zwietracht und des Partheigeistes sich ausstäete.

Spanien verlor so die Herrschaft über den westlichen Continent, welchen es drei Jahrhunderte hindurch nach weisen und menschenfreundlichen Gesetzen regiert hatte, und hat sich dadurch nur in Anarchie und Verfall seines Ackerbaues und Handels

gestürzt; Südamerika ist jetzt unabhängig, doch wenigstens noch für die Hoffnung Raum, daß die Bande der Verwandtschaft, welche es an Spanien knüpfen, noch Bande der Freundschaft bleiben werden. — Zwischen der Befreiung der englischen Colonien in Amerika und der Emancipation der spanischen ist ein großer Unterschied. Die ersteren durch Privatstiftung entstanden, und nur eine Schutzherrlichkeit des Mutterlandes, aus welchem sie vor religiösem oder politischem Zwange entflohen waren, anerkennend, fühlten sich durch eine gesetzgebende Macht, welcher sie gar kein so weit reichendes Recht über sich zugestanden, beeinträchtigt, machten zuerst friedliche Vorstellungen, appellirten an die Gerechtigkeit des Königs von Großbritannien, welchen sie verehrten und an die Weisheit des Parlamentes eines Landes, welches sie liebten, und griffen erst zu den Waffen, als Bitten und Vorstellungen nichts halfen und man ihnen mit Gewalt zu Leibe rückte. Aber die spanischen Colonien, welche auf Kosten und unter der Autorität der Regierung ihres Mutterlandes gegründet waren, keinen zureichenden Grund zur Klage hatten und auch nicht einmal eine Beschwerde vorbrachten, sondern plötzlich rebellirten, griffen das Mutterland zu einer Zeit an, wo dies von dem allgemeinen Kampf für die Freiheit der ganzen Welt in Anspruch genommen war. — Doch ist nun das spanische Amerika emancipirt und seit einer Reihe von Jahren wirklich unabhängig. Spanien besitzt keinen Fuß breit Landes mehr auf diesem Continent, hat keine Truppen mehr dort, seine Ansprüche geltend zu machen, keinen Hafen mehr, den seine Kriegsschiffe beherrschten und kann nicht wohl ernstlich daran denken, je wieder Heere über den atlantischen Ocean zu schicken. Was vermöchte eine Macht wie die 12 Millionen Spanier sie aufbieten könnten, und wenn das Land selbst eine mächtige Flotte hätte und der

Willfährigkeit, ja sogar der Unterstützung von ganz Europa gewiß wäre, gegen einen ungeheuern Continent, dessen nächste Küste durch mehr als 3000 Meilen des Oceans vom Mutterlande getrennt ist, dessen 17 Millionen Einwohner alle Mittel der Vertheidigung in Händen, das Beispiel der Vereinigten Staaten vor Augen und ihren Freiheitsstolz im Herzen haben? Die Natur selbst hat Europa von Amerika scharf genug geschieden und den einstigen Zusammenhang hat eine Reihe unvorhergesehener und durch Menschenmacht und Menschenwitz unabänderlicher Ereignisse zerrissen, um die natürliche Trennung herzustellen, und hat dadurch eine auffallende Veränderung in den politischen und commerciellen Verhältnissen der Welt hervorgebracht. Wäre auch noch möglich, Süd-Amerika wieder zu erobern, so würden doch binnen kurzen dieselben Ursachen gleiche Resultate wie bei der ersten Emancipation erzeugen; Spanien würde nur noch mehr verarmen und sich entvölkern und verderben. Daher ist nicht mehr die Frage, ob Süd-Amerika unabhängig sein solle oder nicht, vielmehr wie nun eine Aussöhnung der Colonien mit dem Mutterlande zu Stande gebracht werden könne. Muß eine solche von den andern Mächten ausgehen, welche zur Scheidung mitgewirkt, oder wird das natürliche Verwandtschaftsgefühl hinreichend sein, um die ersten Schritte anzuregen? Meiner Meinung nach sollte weder Spanien noch Süd-Amerika auf Intervention warten und nach der stets bedenklichen Freundschaft der Fremden ausschauen. Spanien würde in der jetzigen Krisis vielleicht am besten sich selbst berathen, wenn es mit dem Edelmuth einer großen und hochherzigen Nation, durch welchen es sich stets ausgezeichnet hat, zuerst verzeihend und versöhnlich die Hand böte zu einer Ausgleichung, um deren Willen dann auch Amerika gewiß auf halbem Wege entgegen käme; und würde von den Colonien, die nichts eifriger wünschen und nichts haben das

sie freudiger begrüßen möchten, friedliche Zugeständnisse und Vortheile erlangen, welche keine Waffenmacht je ertrotzen wird. Anerkennung der südamerikanischen Freiheit von Seiten Spaniens wünschen, soviel ich glaube, alle aufrichtigen Freunde dieses Reiches, und werden ohne Zweifel die amerikanischen Republiken durch Geld, vielleicht durch Bewilligung von Depots für spanische Schiffe, vielleicht durch Erlaß und Minderung von Zöllen und Abgaben erkaufen wollen. Obgleich die Süd-Amerikaner den Gedanken einer Abhängigkeit oder aufgezwungenen Schuldigkeit verabscheuen, sind sie doch noch erfüllt von Liebe und Anhänglichkeit für ihr Mutterland, denn sie reden dieselbe Sprache, bekennen sich zu demselben Glauben, dienen meist noch denselben Sitten und Gewohnheiten und sind durch feste unauflösliche Bande des Blutes mit demselben verknüpft. Die spanische Regierung sollte von dieser Stimmung bei Zeiten Vortheil ziehen. Aufschub ist Gefahr. Es darf nicht vergessen werden, daß 23 Jahre jetzt vergangen sind, seit die Colonien zuerst die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzten. Die meisten von denen, welche im Anfange dieser Epoche eine Rolle spielten, sind seitdem in der Schlacht gefallen oder auf andere Weise aus dem Leben geschieden. Die neue Generation ist schon im republikanischen Geiste auferzogen, hat neue Sitten durch den freien Verkehr mit anderen Nationen angenommen, und weiß von Spanien nur aus den Erzählungen der Alten oder durch die in allen Theilen des Landes zurückgebliebenen Spuren jenes fürchterlichen Bürgerkrieges.

Halbe Maßregeln und Palliative würden nur zu Reibungen und zu Schwächung der noch verhandenen Anhänglichkeit führen. In Kurzem wird das Volk im spanischen Amerika sich an fremde Sitten und an die Aufnahme fremder Erzeugnisse gewöhnt haben, wird mit der Liebe zum Fremden Haß und Ver-

achtung des Mutterlandes aufnehmen und für die nächste Generation werden Spanier Fremde sein, wo nicht die bittersten Feinde. Daher muß Spanien bei Zeiten den Zusammenhang mit seinen ehemaligen Colonien wiederherstellen. Spanien war einst nur das Mittelglied, durch welches andere gewerbfleißige Völker das Gold und Silber, welches Spanier in Mexiko und Peru gruben, sich aneigneten; das Land entvölkerte sich, während die wahren Quellen des Nationalwohlstandes: Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel, unter Versäumniß und Verachtung versiegten. Nun aber wird, während Amerika unabhängig ist, das von Natur reiche fruchtbare Spanien seine Weine und Oele, seine Tücher und Seiden, sein Blei, sein Kupfer, sein Quecksilber, alle die mannigfaltigen und kostbaren Erzeugnisse seines Bodens der neuen Welt zusenden und das Mutterland wird mit seinen Colonien wieder eine Familie ausmachen.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika geben ein lebendiges Beispiel wie vortheilhaft die Emancipation der Colonien, unter Verhältnissen wie sie auch im spanischen Amerika sich finden, für das Mutterland werden kann. Zur Zeit der Emancipation empfingen die Vereinigten Staaten nur für 3 Millionen Doll. britische Manufaktur-Waaren, während ihre Bevölkerung nicht 3 Millionen Seelen überstieg. Jetzt, wo die Bevölkerung auf mehr als 12 Millionen gewachsen ist, beträgt der Einfuhrwerth britischer Waaren über 6 Millionen Doll. Ist das Resultat der Trennung schon für Nord-Amerika so günstig, wo ein verhältnißmäßig dürrer Boden und ein ungünstiges Clima ist, wie viel schneller wird das spanische Amerika, wenn es nur erst zur Ruhe und Betriebsamkeit gelangt, an Volksmenge und Verbrauch mutterländischer Erzeugnisse zunehmen. Die Ruhe kann aber dem unglücklichen Lande nicht kommen, bevor nicht seine Unabhängigkeit von Spanien aner-

kannt ist; denn Tausende sind in Süd-Amerika so aller europäischen Verhältnisse und der wahren Lage Spaniens unkundig, daß sie in der Hoffnung auf Sukkurs von Spanien aus, unaufhörlich Factionen bilden und gegen die eingesetzte Regierung sich auflehnen; Andere und Böswilligere, von Mißvergnügen, Rachlust oder Noth getrieben, bedienen sich des königlichen Namens, um Aufruhr anzuzetteln. So ist der ganze amerikanische Continent ein weiter Schauplatz der Anarchie und des Blutvergießens.

Leider ist aber in Spanien noch die absolute Ansicht von der Nothwendigkeit des Alleinhandels und der Wiedergewinnung abgefallener Colonien allzusehr herrschend. Wenn auch die Amerikaner, sagen sie, dem Mutterlande die größtmögliche Zollverminderung zulassen, so werden die spanischen Waaren dennoch mit den französischen und englischen, sonderlich mit den französischen Weinen, Branntweinen, Oelen und Früchten und mit den englischen Manufaktur-Waaren nicht konkurriren können. Diese Beurtheiler kennen aber das richtige Sachverhältniß nicht. Die Weine, Branntweine, Oele und Früchte Spaniens sind nicht nur wirklich von besserer Qualität als die französischen, sondern auch den Amerikanern, welche an den Genuß derselben gewöhnt sind, viel lieber als fremde. In Manufaktur-Waaren freilich kann Spanien nicht mit England und Frankreich wetteifern, muß es auch gar nicht wollen; es besitzt andere Ausfuhr-Artikel, worauf es zu halten hat. Das Korn der Vereinigten Staaten ist auf Cuba und Puertorico wohlfeiler als das spanische, unerachtet letzteres nur die halbe Taxe giebt, und der spanische Boden fast doppelt so einträglich und das Arbeitslohn zehnmal wohlfeiler ist. Das macht, die Transportkosten sind für die Amerikaner mittelst ihrer guten Kunststraßen und Canäle sehr gering, während der Transport von den fruchtbaren Ebenen

Castil-

Caſtiliens oder La Manches nach den Seehäfen mehr koſtet als das Getraide werth iſt. Man erkennt hieraus was den Spaniern fehlt und wahrhaft zu erſtreben iſt.

Werth der Berückſichtigung iſt endlich noch, daß die Sicherheit der guten blühenden Inſeln Cuba und Puertorico, welche an ſich ſchon ein Königreich werth ſind, zum großen Theil von einem richtigen politiſchen Verhalten mit den losgeriſſenen Colonien abhängt. Die Weißen von Cuba haben noch nicht revoltirt, weil ſie in dieſem Falle die ſchwarze Bevölkerung der Inſel nicht würden im Zaum halten können, weil nicht 24 Stunden nach der Unabhängigkeits-Erklärung vergehen würden, ohne daß die Wohnhäuſer, die reichen Plantagen, die Niederlagen und Magazine ein Raub der Flammen und alle Weiße eine Beute des Todes geworden wären. Sie haben das Schickſal St. Domingos, einſt der reichſten Colonie auf der ganzen Erde vielleicht, vor Augen. Das wäre eine Peſt, deren weitere Verbreitung auch die Vereinigten Staaten, ſoweit ſie ſchwarze Sklaven halten, ſehr zu fürchten hätten, abgeſehen von dem Schaden, den ihr Handel durch den Ruin Cubas leiden würde. Daß aber andere Mächte ſich Cubas bemeiſtern, werden die Vereinigte Staaten eben ſo wenig dulden wollen, als ihre eigene Beſitznahme der Inſel jenen gefallen würde, weil es für den Fall eines Krieges ein zu wichtiger Punkt, der die Florida-Strömung und Paſſage beherrſcht, ſein würde. Spanien bleibt alſo dem allgemeinen Intereſſe zufolge im Beſitz dieſer Inſel und Puertoricos, und erklärt es nun die amerikaniſchen Continental-Colonien für independent, ſo erſpart es die Koſten ſeiner ungeheuren Kriegsmacht auf den Inſeln, und fördert ſein wie ſeiner Colonien Glück und Wohlſtand ſo aufs beſte.

XVI.

Schoolcraft's Reise am Mississippi.

(Schluß).

Einige Anhänge zu Herrn Schoolcraft's Reise längs des Mississippi.

1. Officieller Bericht an Herrn Elbert Herring, Esq.
Sault Ste. Marie, 21. September 1831.

Gemäß meinen Instructionen zum Versuch einer Aussöhnung der Schippiwas und Sius, verfügte ich mich mit 13 Begleitern in 2 Canots in das Schippiwa-Land. Ich hatte den erforderlichen Proviant und für die Indianer Geschenke mit mir, und unter der Mannschaft befand sich ein Dolmetsch, ein Arzt und ein Fourage-Beamter. Der Commandeur von Fort Brady gab mir eine Eskorte von 10 Mann, die ein Lieutenant befehligte. Ich nahm noch einige Schippiwas in einem Ruderboote zum Transport der Provisionen mit und ließ jedes Canoe mit einer Flagge versehen. Am 25. Juni schiffte ich mich ein und besuchte die Schippiwa-Dörfer zwischen See Superior und dem Mississippi von 44° bis 70° Breite. Am 4. September erreichte ich nach einer Abwesenheit von zweiundsiebenzig Tagen wieder den Ort der Ausfahrt, und hatte inzwischen eine Strecke von etwa 2308 engl. Meilen durchreist.

Nachdem ich die Südgestade des Superior bis zur Spitze Schigoimegon und der anliegenden Inselgruppe passirt hatte, befuhr ich den Fluß Mauvaise bis zu einer Portage, welche zum See Kaginogumac oder „Langwasser" führt. Dieser See hat eine Länge von 8 Meilen und sehr ungleiche Breite. Eine Portage von 280 Yards brachte mich darauf in den Schildkröt-See; eine andere von 1075 Yards in den sogenannten Clary-See, eine dritte von 425 Yards in den See Polygonum und endlich eine von 1050 Yards in den Fluß Namakagon, einen Arm des St. Croix vom oberen Mississippi. Von See Superior bis dahin schätzte ich die Entfernung auf 124 Meilen.

Den Namakagon fuhren wir hinab bis zu dem See Pukwaewa, an welchem ein Schippiwa-Dorf von acht stehenden Wohnungen liegt; daselbst hausen 53 Seelen unter einem Orts-Häuptling Odabossa. Wir sahen sehr wohlbebaute Gärten voll Korn, Kartoffeln und Kürbisse. Wegen des niedrigen Wasserstandes, welcher den Transport erschwerte, ließ ich die Vorräthe unter Aufsicht des Herrn Woolsey an diesem Orte zurück und gab ihm auf, mit einem Theil der Leute und mit Hülfe der Indianer nach dem Ottowa-See sich zu verfügen und mich dort zu erwarten. Ich selbst fuhr in einem leichten Canoe den Namakagon hinüber bis zu seiner Ausmündung in den St. Croix und weiter diesen hinab bis zu einem Handelsposten und Dorf am Gelben Fluß, wohin ich durch Booten eine Indianer-Versammlung beschieden hatte. Der Unter-Agent, Herr Johnson, der als Dolmetsch fungirte und der Dr. Houghton begleiteten mich. Wir erreichten den Gelben Fluß am 1. August und fanden die Indianer versammelt. Nach abgehaltener Berathung schiffte ich mich auf dem St. Croix wieder ein und erreichte das Lager des Herrn Woolsey und des Detachements unter Lieutenant Clary am 5. August.

Der Ottowa-See hat eine Länge von beinahe 12 englischen Meilen und unregelmäßige aber hohe Ufer. Bei seinem Ausflusse liegt ein volkreiches Schippiwa-Dorf und ein Handelsposten. Die indianische Bevölkerung seiner Nachbarschaft ist überhaupt zahlreich. Er liegt in einem Distrikt, welcher an Reis-Seen reich ist, viel jenes durch Brände abgesengten sogenannten Prairie-Landes enthält und außer den kleinen Pelzliefernden Thieren einige Arten Rothwild ernährt. Er hat eine mittlere Lage zwischen den Flüssen St. Croix und Schippiwa, dem See Superior und dem oberen Mississippi, deren Communicationen ihn berühren. Das Clima seiner Gegend ist verhältnißmäßig milde und unterhält, mit Ausnahme einiger dürren Strecken, eine für die meist noch nomadische Bevölkerung hinlängliche Ergiebigkeit des Bodens. Aus dem Ottowa-See führt der Ottowa-Fluß, ein Arm des Schippiwa-Flusses. Diesen hinunter bis zum Hauptarm des Schippiwa, und dann auf einem von zwei möglichen Wegen über Lac du Flambeau nach der Grünen Bucht zu reisen zeigte sich unausführbar, weil der Proviant nicht zugereicht hätte und auch unnütz, weil Nachricht einlief, daß die Indianer vom Lac du Flambeau sich zerstreut hatten und nicht ohne großen Zeitverlust wieder versammelt werden konnten. Ich beschloß daher die Rückfahrt auf dem Mississippi zu machen und zwar über See Schitac.

Dieser See hat eine Länge von etwa 6 Meilen. Auf einer der Inseln in seinem Bette liegt ein kleines Schippiwa-Dorf und ein Handelsposten. Aus ihm vornehmlich entsteht derjenige Zweig des Schippiwa, welcher gewöhnlich Roth-Ceder-Strom und manchmal Folle avoine heißt. Man kommt durch einen Bach in den Wigwos See, dann mittelst einer Portage von 1295 Yards in den Balsam- oder Tannen-See, jenseit dessen der Fluß sich wieder in eine schöne Wasserfläche, den Rothceder-

See und nächstdem noch in eine andere, den bois français oder Reis-See ausbreitet. Dort, etwa 60 Meilen weit vom Ursprung des Flusses sah ich von den stehenden Schippiwa-Dörfern seiner Ufer das letzte; Jagdläger aber waren weiter hinab noch zahlreicher als sonst irgendwo, vermuthlich wegen der Menge von virginischem Rothwild, das sich dort treffen läßt und sich auch uns zeigte, und von Elenthieren, deren frische zahlreiche Spuren wir im Ufersande sahen.

Wilder Reis wird in allen den Seen gefunden. Wildpret, wie es unter dieser Breite vorkommt, ist häufig. Das Prairie-Land erstreckt sich bis in die Nachbarschaft des Reis-Sees, und fast eine Tagereise weit vor der Mündung des Flusses hat das Ufer waldigen Character, und ist eben so fett und fruchtbar als landschaftlich schön. Man kann sich für eine Bevölkerung, welche nach Art der nordwestlichen Indianer lebt, kein passenderes Land denken, und wer es kennt, wird sich nicht wundern, daß Schippiwas und Sius so lange schon darum streiten.

Etwa 60 Meilen unterhalb des Reis-Sees beginnt eine Reihe von Stromschnellen, welche mit kurzen Unterbrechungen 24 Meilen weit reicht. Dann folgt tiefes Wasser von starker Strömung. Die Einmündung in den Schippiwa endlich zeichnet sich durch hohe imposante Ufer und durch so breite prächtige Wasserspiegel aus, daß der Schippiwa keinen von allen Nebenflüssen des oberen Mississippi im Range weicht, die meisten und größeren aber übertrifft. Er theilt sich bei seinem Ausfluß in mehrere Mündungen, aus deren größesten man auf den See Pepin eine Aussicht hat. Dampfböte würden vermuthlich bis zu den Wasserfällen gelangen können. Die Entfernungen betrugen nach Schätzung: auf die ganze Strecke des zurückgelegten Weges vom See Superior bis zur Schippiwa-Mündung 643 Meilen, und wenn man den Seitenweg zum Gelben

Strome mit 138 Meilen abrechnet, 505 Meilen; auf dem Manvaise bis zur Portage 104, auf dem Namakagon, von der Portage an 161, auf dem Roth-Ceder 170, auf dem Schippiwa von der Einmündung des Letztgenannten an, 40. Unsere Schätzung der Entfernungen wurde nach Zeitdauer gemacht, indem wir die Geschwindigkeit der Fahrt auf den Seen bei stillem Wetter als bekannte annahmen und die Stärke der Strömung und des Windes in Rechnung brachten. Die Schätzungen wurden jeden Abend niedergeschrieben und haben auf ziemliche Zuverlässigkeit Anspruch. Der Kurs wurde genau nach einem Canot-Compaß gehalten.

——— An den Ufern des Superior sind verhältnißmäßig nur wenig störende Einwirkungen von der Feindschaft der Sius gefühlt worden. Doch war man mit den streitigen Punkten wohl bekannt und wußte um die Resultate der verschiedenen im Jahre zuvor unternommenen Kriegszüge. Durch Boten setzen sich die Stämme stets in Kenntniß und Verbindung unter einander. Nichts rührt sich innerhalb der Sius-Grenzen, das nicht von den Horden des Sees alsbald erfahren und berathen würde.

Sie schickten Krieger zu dem Kampfe, der sich in Folge des auf dem St. Croix von Sius verübten Mordes entsponnen hatte. Während des letzten Winters hatten sie durch Hunger, weil die Reis-Ernte gänzlich mißrathen war, und durch die am Lac du Flambeau ausgebrochene Seuche schrecklich gelitten. Darauf begründeten sie ihre dringenden Bitten um eine Zufuhr an Lebensmitteln. Sie brachten kein Gesuch irgend einer Art an, ohne dieses hinzuzufügen; es war allezeit ihr erstes und ihr letztes Wort.

Bei Schigoimegon oder la Pointe, dem alten Mittelpunkte der Schippiwa-Macht in dieser Gegend, hielt ich die erste Rathsversammlung mit den Indianern. Diesem Ort, den sie selbst

als Ursitz ihres Stammes betrachten, strömen alle Nachrichten mit der dem Landesverkehr eigenthümlichen Schnelligkeit zu. Ich fand dort auch, wie ich erwartet hatte, Kunde aus allen Gegenden. Mozojid, der größte Häuptling vom Ottowa-See, war kürzlich zur Berathung da gewesen, hatte sich aber auf das Gerücht von einem feindlichen Ueberfall seines Dorfes wieder entfernt.

Die Indianer hörten die Anträge, welche der Präsident ihnen machen ließ, aufmerksam an. Pezickie, der ehrwürdige und angesehene Häuptling des Ortes hielt die Gegenrede. Er sprach sein Bedauern über den Krieg aus und gestand die Schädlichkeit seiner Fortdauer ein, betheuerte aber, daß er nur von freiwilligen Corps junger Leute ohne Zuziehung der alten Häuptlinge und nur als Nothwehr Seitens der Schippiwas geführt würde. Den alten Häuptlingen der Sius traute er aber nicht minder zu, daß sie schuldlos an dem Unheil wären, welches zügellose Jünglinge durch Ausfälle über die Grenzen anrichteten. Er, sagte er, lebe in einer abgeschlossenen Lage ohne Theilnahme an den Unruhen und sei für die Ereignisse außerhalb seiner Grenzen nicht verantwortlich, am wenigsten für das, was um Lac du Flambeau, Ottowa-See und am St. Croix geschehe; er habe seinem Volk anempfohlen, sich ruhig und friedlich zu verhalten und glaube nicht, daß von den jungen Leuten seiner Ortschaft einer sich in die Fehde des vorigen Jahres gemischt habe. Die Regierung, sagte er, werde bei ihm jedwede Unterstützung ihrer friedlichen Absichten finden. Er kam dann auf die 1826 in seiner Nähe etablirte Unter-Agentur zu reden, rühmte deren Nutzen und fragte, weshalb man sie aufgehoben, und ob sie nicht wieder eingerichtet werden sollte. Ferner bemerkte er, daß ehedem, unter der britischen Regierung, den Indianern immer Verhaltungsregeln gegeben worden, und zwar in

sehr bestimmten Ausdrücken; jetzt wären sie gänzlich unberathen; doch hoffe er nach dem, was zu Fond du Lac verhandelt worden und geschehen sei, auf künftigen Schutz und Theilnahme Seitens der amerikanischen Regierung. In den eben fraglichen Angelegenheiten der Schippiwas erbat er sich meinen Rath.

Ich hielt für angemessen, ihm eine recht bestimmte Antwort zu geben. So lange sie unter britischer Oberherrlichkeit gestanden, sagte ich, wären sie gehalten gewesen, den Rathschlägen dieser Regierung Folge zu leisten; mit der Uebergabe des Landes an die Vereinigten Staaten, seien sie diesen in demselben Maaße pflichtig geworden, und die Regierung derselben habe denn auch, als sie ihre Flagge zu Mackinac 1796 aufzog, nicht nur dies erwartet, sondern sich auch ihrerseits zur Gewähr jeder Hülfe und Sorgfalt verbunden geachtet; sie habe jederzeit gestrebt, ihre Obliegenheiten hierin zu erfüllen, und vieler Umstände, welche dies bewiesen, müsse er sich erinnern. Ich führte die Bemühungen an, einen dauernden Frieden zwischen den Schippiwas und Sius zu begründen, sonderlich wie der Präsident einen seiner vornehmsten Diener (ich meinte den Gouverneur Caß) im Jahre 1820 abgesandt habe, der die äußersten nordwestlichsten Ortschaften besuchte, und sie und die Sius bewog, die Friedenspfeife mit einander zu rauchen; wie ferner der Präsident, in Gemäßheit der dazumal erlangten Landeskunde, eine Agentur für ihren Stamm zu Sault Ste. Marie (1822) eingerichtet; wie er endlich 1825 alle uneinigen Stämme vom oberen Mississippi zu Prairie du Chien versammelt, zum Frieden ermuntert und zur Feststellung der Grenzen veranlaßt habe. Jetzt aber, da er demungeachtet die Fortdauer des aufreibenden und unnützen Kampfes sieht, schickt er mich, damit ich euch an diesen Friedensvertrag und diese Grenzbestimmung erinnere, welche ja Du, Peczickie selbst damals genehmigt und in meiner

Gegenwart unterzeichnet hast. Ich bin gekommen, euch zu den Punkten dieses Vertrages zurückzuführen. Habt ihr nicht hierin Proben von Theilnahme und Sorgfalt? Sind es nicht deutliche Beweise seiner Aufmerksamkeit auf die Wohlfahrt der Schippiwas?

Der Häuptling ward durch meine Worte sichtlich betroffen; er sagte in einer kurzen Entgegnung, daß er sich nunmehr „berichtet" wisse, und sich hinführo berichtet wissen werde. Er fügte einige Bemerkungen über die Begründung einer Missionsschule und anderes Unerheblichere hinzu, und schenkte mir zum Zeichen seiner Freundschaft und friedfertigen Gesinnung eine Pfeife mit verziertem Rohr.

Ich bat ihn Leute zu wählen, welche Wampum-Gürtel und Taback nach drei verschiedenen Orten bringen könnten, nämlich nach dem Gelben Flusse, dem Ottowa-See und Lac du Flambeau; mir aber, da das Wasser so niedrig war, zur Auffahrt des Mauvaise behülflich zu sein und Führer für jedes der Canots zum Transport der Soldaten, die ihr Boot da zurücklassen mußten, und die schwierigen Stellen im Flußbette nicht kannten, zu verschaffen. Er übertrug die Gesandtschaften seinem ältesten Sohn (Schi-tschi-gwey-eng) und noch einem anderen Manne, und gab einige junge Schippiwas her, uns auf dem Mauvaise zu führen und unser Gepäck auf der langen Portage zum nächsten westlich gelegenen See zu tragen.

Ich vertheilte Geschenke und verließ darauf Schigoimegon am 18. Juli. Ich traf einen Indianertrupp unterweges, welchen ich ersuchte, mit zum Ottowa-See zukommen, wohin ich den Rest der Expedition beschieden hatte, und uns beim Transport der Lebensmittel und Baggage zu helfen. Sie verstanden sich mit Freuden dazu.

Als ich den unteren Theil des Namakagon hinauffuhr, vernahm ich, daß ein Abgesandter vom See Superior dagewesen sei, und ich fand auch die Indianer schon am Gelben Flusse versammelt. Sie lagerten auf einer Anhöhe Namens Pikogunogun (Hüftbein) und begrüßten uns mit einer Flintensalve. Einige Indianer aus der Nachbarschaft langten bald nach mir an; andere wurden stündlich mit ihren Häuptlingen erwartet. Ich hielt nicht für nöthig, die Verhandlung bis zu ihrer Ankunft aufzuschieben, sondern legte den Anwesenden sogleich den Gegenstand meines Besuches vor, und ermahnte sie, mir zur Sicherung eines Friedens mit den Sius, deren Grenzen wir uns nunmehr nahe befanden, ernstlich beizustehen. Kabamappa, der vornehmste Häuptling, der kein Redner war, ließ einen Anderen, Namens Schänewa-gwenäbi, für sich antworten. Die Sius, sagte dieser, wären treulos, sie weigerten sich nie die Friedenspfeife mit ihnen zu rauchen, und unterließen nie, das feierlich gegebene Versprechen hinterher zu brechen. Er berief sich auf einen Ueberfall, bei welchem sie im vorigen Jahre vier Personen ermordet; es wäre unausgesetzte Wachsamkeit gegen sie nothwendig. Doch könne er betheuern, daß kein Schippiwa-Trupp seit Jahren die Grenze der Sius überschritten hätte; der Mord, dessen er gedacht, sei innerhalb der Schippiwa-Grenzen verübt worden; und unerachtet im Frieden von Prairie du Chien strenge Strafe dem ersten Uebertreter des Grenzvertrages angedroht worden, habe die Regierung das Verbrechen doch ungestraft gelassen, ohne daß die Sius sich deßhalb auch nur vertheidigt oder entschuldigt hätten. Seinen Einfluß, sagte er, habe er zum Besten des Friedens verwendet, habe den Häuptlingen und Kriegern in Bezug darauf Rath gegeben, und sei auch ferner bereit, was vernünftig sei, in der Sache zu thun.

Ich entgegnete ihm, daß die wechselseitigen Beschuldigungen der Partheien hier nicht in Rede kommen könnten; auch sei nicht nöthig zu untersuchen, wer zuerst bundbrüchig geworden. Genug, der Vertrag sei verletzt, die Grenzen seien überschritten, Mordthaten von den Sius und von den Schippiwas begangen worden. Die Kunde von diesen Gräueln sei vor die Ohren des Präsidenten gekommen, und er habe beschlossen, ihnen ein Ziel zu setzen. Ich zöge die friedlichen Gesinnungen der alten Häuptlinge auf beiden Seiten, und sonderlich die seinigen, keineswegs in Zweifel, sondern wisse wohl, daß unbedachte junge Leute die Kriegskeule erhöben, und was nicht öffentlich geschehen dürfte, im Geheimen thäten. Aber dem müsse endlich gesteuert und irgendwo doch der Anfang gemacht werden. Dazu nun scheine dieser Ort und der gegenwärtige Zeitpunkt am geeignetsten. Zu verlieren sei nichts, zu gewinnen viel, und wenn Unterhandlung mit den Sius-Häuptern noch während meiner Anwesenheit angeknüpft würde, so wollte ich durch eine besondere Gesandtschaft an die Häuptlinge und den dortigen Agenten die Sache fördern. Ich empfahl dem Kriegshäuptling Schakoba vom Schlangenflusse und dem Häuptling Kabamappa, Wampums und Taback an Petit Corbeau und Wabischa, die Anführer der Sius am Mississippi zu schicken, und diese unter Versicherung der eigenen aufrichtigen Gesinnung zur Erneuerung des alten Freundschaftsbundes aufzufordern. Zum Schlusse beschenkte ich ihn mit einer Flagge, mit Taback, Wampums und Bändern zum Frommen der Unterhandlung mit den Sius. Nach einiger Ueberlegung versprach er, nicht nur Abgesandte zu schicken, sondern da er jetzt den Schutz einer Flagge für sich hätte, selber mit Schakoba nach Petit Corbeaus Dorf zu gehen. Ich fügte meinerseits Erlaßschreiben an Petit Corbeau und Wabischa und einen Brief an Herrn Taliaferro, den Agenten von St. Peter,

hinzu. Darauf beschloß ich die Versammlung mit Austheilung der Geschenke.

Ich hatte gleich nach meiner Ankunft am Gelben Flusse erfahren, daß Nienaba, ein Kriegsführer vom Roth-Ceder-Arm des Schippiwa, kürzlich den Kriegstanz mit 30 Leuten am Reissee des Gelben Flusses getanzt hatte, um die Jünglinge dieses Platzes zu einem Unternehmen gegen die Sius zu werben. Zugleich erhielt ich die Nachricht, daß meine Botschaft nach dem Ottowa-See durch Nienaba glücklich befördert worden, und ich ward nun begierig, diesen Häuptling zu sprechen. Ohne Zeitverlust fuhr ich zurück über den St. Croix und Namakagon, kaufte noch zwei Indianercanots, um meine Leute besser zu vertheilen und auf leichteren Fahrzeugen die Anfahrt leichter zu vollbringen, und erreichte durch unausgesetzte Bemühung den Ottowa-See schon am 5ten früh Morgens. Nienaba aber war, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, sogleich weiter gereist. Mojozid empfing mich sehr freundlich, und mit ihm Wabischaes, von der Horde des rothen Teufels am südlichen Pukwaewa und Odabossa vom oberen Namakagon. Nach den herkömmlichen Formalitäten bestimmte ich eine Rathsversammlung auf den nämlichen Tag, und erhielt in derselbigen umständlichere Nachrichten über eine unter den Schippiwas der Gegend ausgebrochene Spaltung, von welcher viel Unheil befürchtet wurde. Ich hatte von diesem Vorfalle schon am Sault, und dann mit allerlei Variationen auf dem ganzen Wege gehört. Die Sache war diese: Im Sommer 1827 kam die alte Okunschiwug, die Frau des greisen und erblindeten Kischkimun, des obersten Häuptlings vom Flambeau zur Versammlung von Butte des Morts, und trug ihres Mannes Medaille. Es wurde ihr mit derjenigen Achtung begegnet, welche der Rang, den sie vertrat, erforderte, und man ließ ihr viel Geschenke geben, und darunter einen

schönen Hut. Um diesen bat sie ein junger Menomonie vergeblich. Ihre ehrenvolle Aufnahme hatte überhaupt große Eifersucht erregt, und da ein Haufe Menomonies ihr bis zur Klee-Portage entgegenzog und sie seitdem nicht wieder gesehen wurde, so legten die Schippiwas ihren Tod den Menomonies zur Last. Ihr Mann starb zwar bald darauf, aber ihre vielen mächtigen Verwandten hielten sich berufen, ihre muthmaßliche Ermordung zu rächen. So lautete der Bericht der Schippiwas, mit welchen die Angaben der Handelsleute aus jener Gegend übereinstimmen. Unbezweifelt ist das sonderbare Verschwinden der Frau bei der Klee-Portage, und ob nun die Menomonies sie wirklich über Seite geschafft oder nicht, den Schippiwas gilt das Verbrechen für ausgemacht und sie haben sich dadurch zu Gewaltthaten gegen die Jagdparthieen der Menomonies am unteren Schippiwa reizen lassen. Ein paar Frauen, die zu solchem Jagdtrupp gehörten, wurden im vorigen Jahre von einem begegnenden Kriegshaufen der Schippiwas getödtet; nachher gaben die Mörder vor, es sei aus Versehen geschehen, man habe die Menomonies für Sius gehalten *). Die genauere Nachfrage belehrte mich aber, daß sie Verwandte der Okunschiwug gewesen, und also wahrscheinlich recht gut gewußt hatten, was sie thaten. Der Bruch zwischen den beiden ehemals verbrüderten Stämmen war nun entschieden; die Schippiwas fingen an, alle jagenden Menomonies, welche zur Mündung des Schippiwa kamen, als Grenzverletzer anzusehen. Die mehr als gewöhnliche Freundschaft und, wie es schien, Vereinigung der Menomonies im Kampfe der „Sacke" und „Füchse" und die durch sie gemeinschaftlich verübte Ermordung des Fuchshäuptlings

*) Anhang Nr. 2. enthält Mezobodos Vertheidigungsrede in Bezug auf diesen Vorfall.

Weißhaut und der Seinigen bei einer Rauchversammlung 1830, haben das Mißtrauen in solchem Grade vermehrt, daß man zu Schigoimegon, am Gelben Flusse und am Ottwa-See überall offen es aussprach, die Menomonies hätten auch gegen die Schippiwas mit den Sius ein Bündniß gemacht, und ließen einen Angriff befürchten. Ein Umstand, welcher diese Besorgnisse rege machte, und das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, als ich am Ottowa-See ankam, war die ganz neuliche Ermordung eines Menomonie-Häuptlings durch einen Schippiwa dieser Gegend und die Forderung der Rechtfertigung oder Genugthuung von Seiten des indischen Agenten zu Prairie du Chien, oder nach Anderen, des commandirenden Officiers, welcher die Drohung, Truppen ins Land zu schicken, hinzugefügt haben sollte. Ich erfuhr aber später vom General Street, dem Agenten zu Prairie du Chien, daß weder er noch der Commandeur die gedachte Forderung habe ergehen lassen; vermuthlich rührte die Nachricht aus den Privat-Aeußerungen irgend eines zu einer Holz-Parthie gehörigen Unterbeamten gegen einige nächst der Mündung des Flusses zufällig angetroffene Schippiwas her. Die Wirkung aber war, daß sie sich fürchteten, und eine Aussöhnung mit den Menomonies wünschten. Ich ermunterte sie, ohne Zeitverlust den Menomonies Taback zu schicken und die Differenz beizulegen. Mojozid betheuerte, daß der Mord jenes Menomonie von einer ganz unzurechnungsfähigen Person begangen worden, und daß er und die Seinigen nicht nur ganz ohne Schuld daran wären, sondern auch die wahnsinnige That von Herzen beklagten. Doch war, glaube ich, der Mörder aus seiner Horde; er wünschte aufrichtig eine Aussöhnung. Auch die am Gelben Flusse genommenen Maßregeln zur Friedensstimmung mit den Sius fanden seinen vollen Beifall und er versprach, alles was in seinen Kräften stände, zur Durchführung eines so weisen und für die In-

ihnen zu: „Laßt doch das Götzenbild verderben, das weder euch noch sich selbst retten kann!“ Wir nahmen 4 Mann in das Boot auf und kehrten mit ihnen zu unserem Schiffe zurück. Der Götze ertrank, aber die Leute wurden Alle gerettet. Sobald sie bei uns an Bord waren, fiel der Capitain der Dschunke vor unserem Cargadeur, Herrn A. auf's Knie. Wir ermahnten ihn aber, den wahren Gott anzurufen und ihm für die Rettung zu danken. Als wir aber ihre Kleider und einiges von der Ladung abholten, stieg das Wasser schon auf's Verdeck und wir steckten das Wrack in Brand.

Sobald wir nach mancherlei Mühseligkeiten in den Wusung eingelaufen waren, setzten wir eine Eingabe an den obersten Beamten des Schenghae-Distriktes auf und übergaben die Chinesen, welche Eingeborne der Insel Tsöng-ming waren, seiner Obhut. Der Admiral Kweng, der oberste Marine-Officier dieser Nation erwies sich sehr freundlich, erkundigte sich angelegentlich nach dem Cargadeur des Amherst und bot uns seine Dienste an. Am Wusung und zu Schenghae traf ich vielfältig mit den Leuten wieder zusammen, welche ich sechs Monate zuvor kennen gelernt hatte. Sie schienen fast noch freundlicher als damals. In den Dörfern wurde überall gefragt, ob ich nicht neue Bücher mitgebracht hätte. Sobald ich einige ausgetheilt hatte, nahm die Nachfrage noch zu.

Die Mandarinen widersetzten sich nicht direct meinen Büchervertheilungen und Unterredungen mit den Eingebornen. Nachdem sie zuerst die strengsten Verbote gegen allen Handelsverkehr mit uns erlassen hatten, ließen sie uns nachher thun, was wir nur wollten. Sie sahen, daß die heftigen Edikte nichts ausrichteten und stimmten ihren Ton um; sie lobten uns wegen der den 12 Chinesen erwiesenen Wohlthat, gaben aber dem Volke zugleich den väterlichen Rath, sich mit uns Barbaren

schrak und anhielt; dann aber sich ermuthigend, erst mit Zögern und endlich vertrauensvoll sich näherte. Es waren 8 Canots; 2 Mann saßen in jedem derselben. Sie hatten außer dem Ruderzeug nichts bei sich als Flinten, Kriegskeulen, Messer und Munition. Wir erkannten lauter junge Leute aus der Nachbarschaft des Ottowa-Sees, und ich vermuthete sogleich, daß die Schaar Nienabas aufgebrochen sei. Die jungen Leute erzählten, daß ihrer einige bei der Mühle gewesen und auf Spuren von den Sius gestoßen wären. Ich gab ihnen einige kurze Notizen über die Verhandlungen am Ottowa-See und verwies sie wegen des Ausführlicheren auf ihre Häuptlinge.

Am Reisse fand ich einen Haufen junger rüstiger Schippiwas von sehr kriegerischem Ansehen und in geschlossenem Lager, ganz auf Kampf gefaßt. Sie gaben ihre Salve, da wir anlandeten, mit einer solchen Präcision, welche regulären Truppen Ehre gemacht haben würde. Nienaba war aus, auf die Jagd; aber einer von den älteren Männern zeigte mir einen zum Lager geeigneten Platz, denn ich hatte vor, hier neue Böden in meine Bork-Canots setzen zu lassen. Am Abend kam Nienaba mit 42 Leuten, mich in meinem Lager zu besuchen. Es war ein bloßer Höflichkeitsbesuch, und da es schon spät war, verschob ich alles Weitere bis auf den folgenden Tag. Ich blieb am Orte bis zum 9. August, und hatte nachher Conferenzen mit diesem ausgezeichneten jungen Manne, der seinen ganzen Einfluß sich selber verdankt und mir durch seine körperlichen und geistigen Eigenschaften das Lob im ganzen Maße zu verdienen schien, welches ihm alle Indianer auf meinem Wege geschenkt hatten. Er wohnt zunächst den Grenzen der Sius, und obgleich er nicht in der Reihe der alten Häuptlinge steht, so ist doch die Leitung der Angelegenheiten in diesem Distrikte meist in seinen Händen. Ich hielt daher für wichtig, sein Vertrauen zu gewinnen

nen und seinen Einfluß dem begonnenen Werke zu sichern. Er benahm sich frei und offen, gleich entfernt von Kriecherei und Trotz. Ich lenkte in den verschiedenen Unterredungen, deren ich viele mit ihm hatte, seine Aufmerksamkeit auf mancherlei Dinge. Ich fragte ihn, ob die Sägemühle am unteren Theil des Roth-Ceder-Flusses noch auf Schippiwa-Boden stände? Ja! Ob sie mit Erlaubniß der Schippiwas erbaut worden? Nein! Sie ist, wie es kam, verstohlener Weise gebaut worden. Ob nachher irgend etwas geschehen sei, ihr Recht an Grund und Boden anzuerkennen? Nein! Die einzige Anerkennung sei, daß sie Taback zu rauchen bekämen, so oft sie die Mühle besuchten; daß die Sius behaupteten, sie läge auf ihrer Seite der Grenzlinie, die Schippiwas aber rechneten ihr Gebiet bis zu einem gewissen Bache jenseits der Mühle." Ich ersuchte ihn, eine Charte vom unteren Theile des Schippiwa mit allen seinen Armen zu entwerfen, und mit Annahme der genauen Grenzlinien, wie dieselben nach ihrer Auffassung des Vertrages von Prairie du Chien feststünden. Darauf bat ich ihn, mir zu sagen, was er von der Ermordung jenes Menomonie und der Veranlassung dazu wisse, und ob er oder jemand von seiner Horde eine Aufforderung Seitens des Agenten oder Commandeurs von Prairie du Chien zur Auslieferung der Mörder erhalten hätte? Das Letztere verneinte er.

Eine Rathsversammlung hielt ich gleich am Tage nach meiner Ankunft. Nienaba und seine Begleiter hörten meinen Bericht und meine Aufforderung zur Theilnahme an den Friedensversuchen aufmerksam an. Die Antwort beschränkte sich auf eine Danksagung, eine Hindeutung auf die bloßgegebene Stellung der Horde an den Grenzen und allgemeine Freundschaftsversicherungen. Er schien in Verlegenheit, als ich ihn aufforderte, die Kriegskeule niederzulegen, auf deren glückliche Füh-

rung er seine Popularität baute. Er berief sich auf seine jungen Leute, über welche er keine Macht sich anmaßen zu dürfen vorgab, obwohl sie ihm freulich anhingen. Ich stellte ihm den Hauptgegenstand meiner Sendung von mehreren Seiten dar, und überreichte ihm zum Beschlusse eine Flagge und Medaille, während ich die Geschenke für seine Leute ausbreiten ließ.

Nach einer Pause erhob sich Nienaba und sprach über die in Rede stehende Angelegenheit, indem er mancherlei Betrachtungen einstreute, deren Gegenstand vornehmlich war die Nothwendigkeit gleicher Rechte und der persönlichen Sicherheit, und die Pflicht, Weiber und Kinder zu beschützen. Diese Pflicht war allerdings keine leichte. Im vorigen Jahre hatten die Sius einen Häuptling am anderen Ufer des Sees erschlagen, und zu gleicher Zeit zwei Kinder, die in einem Canoe unter dem Reis umherfuhren, überfallen und getödtet. In Bezug auf die Medaille und Flagge versicherte er, daß es dieser ehrenvollen Pfänder nicht bedürfte, um seine Aufmerksamkeit auf die Forderungen der Amerikanischen Regierung zu lenken, und nachdem er sich gesetzt und was ein Indianer von der anderen Seite des Kreises, ihm mißfällig, bemerkte, angehört, stand er auf und weigerte sich entschieden, sie anzunehmen, bis die jungen Krieger sie ihm im eigentlichsten Sinne aufnöthigten. Alles schien nun in völligem Einklang und die Geschenke wurden durch einen der Indianer schnell vertheilt; aber nicht sobald kam der folgende Tag, und meine Canots waren schon im Wasser, als er mit seiner ganzen Truppe herbeikam, um seinen letzten Entschluß auszusprechen, und die Friedenspfeife darzubieten. Er hatte die Flagge über den einen Arm geschlagen, und hielt mit dem anderen die Kriegskeule erhoben; er nehme die eine an, sagte er, lege aber die andere nicht nieder; wenn er auf die erstere blicke, so wolle er sich der Rathschläge erinnern, in deren Geleit sie ihm gegeben worden; er achte aber zugleich für unerläßlich, die letz-

tere festzuhalten, indeß werde er nur zur Vertheidigung, nicht zum Angriff sie gebrauchen; über die Vorschläge, welche der Präsident den Schippiwas gemacht, habe er nachgedacht, besonders darüber, daß sie still auf ihrem Grund und Boden sitzen möchten; wenn sie das thun sollten, so wünschten sie auch die Gewißheit zu haben, daß ihre Feinde sich zu dem Gleichen verstehen würden. Die Pfeife, welche er darbringe, sei dazu bestimmt, dem Präsidenten überreicht zu werden, mit der Bitte, daß dieser seine Macht verwenden möchte, die Sius von den Grenzen der Schippiwas abzuhalten. Darauf wurde die Pfeife angezündet, umhergereicht und endlich ausgeklopft und förmlich übergeben. Nach der Ceremonie schüttelten wir die Hände mit einander und ich schiffte mich unverzüglich ein.

Zwei Tage darauf landete ich früh um 7 Uhr bei der vielbesprochenen Sägemühle. Herr Wallace, der ihr vorstand, und eben mit 10 Leuten beschäftigt war, einen Damm von einem Arm des Roth-Ceder, welcher letzten Frühling zerstört worden, wiederherzustellen, gab mir die Auskunft, daß die vertragsmäßige Grenze allerdings oberhalb der Mühle vorbeigehe, fügte aber hinzu, er glaube, daß das Land im Umkreise der Mühle ursprünglich den Schippiwas gehört habe; sie sei auch seit 7 Jahren von keinem Siu besucht worden; die Besitzer seien Leute von Prairie du Chien.

—— Das Land längs den Stromschnellen in Roth-Ceder ist von vorzüglicher Beschaffenheit, reich an wildem Reis, Waldung und Wildpret, sehr geeignet zum Anbau, eine Quadratmeile mehr werth, als manche hundert Meilen des Schippiwa-Distriktes auf anderen Punkten.

Die beiden jetzigen Sägemühlen liegen 65 Meilen weit von den Ufern des Mississippi. Sie sind ausschließlich Privateigenthum; die Bretter werden in Flößen stromabwärts bis St. Louis

getrieben und finden dort einen guten Markt. Das Geschäft gilt für einträglich, doch ist bisher für die Freiheit seines Betriebs noch nichts entrichtet worden, weder an die Indianer noch an die Vereinigten Staaten. Die eine Mühle ward schon vor dem Friedensschluß von Prairie du Chien erbaut, nachdem, wie ich höre, einer der ehemaligen Commandanten von dem genannten Orte die Erlaubniß entweder schriftlich oder auch nur mündlich gegeben. Ich flechte diese Bemerkungen ein, weil einer der Besitzer sich bei dem Departement beschwert hat, daß die Schippiwas gedroht hätten, seine Mühle abzubrennen. Mir ist von solcher Drohung nichts zu Ohren gekommen; ich glaube vielmehr daß, nach den Achtungsbeweisen welche die Stämme für die Regierung mir an den Tag gelegt, keine Gewaltthätigkeiten zu befürchten stehen, sondern daß sie ruhig die Feststellung der Grenzlinie abwarten werden.

Diese Stellung ist nothwendig, wenn sich ein dauernder Friede soll hoffen lassen. Die Anzahl der betheiligten Schippiwas beläuft sich nach meiner Rechnung auf 2102, und man kann noch die 911 einiger Horden am Superior dazu rechnen. Der District umfaßt 27 Dörfer und giebt den einflußreichsten Häuptlingen für Krieg und Frieden Wohnsitze. Die Bevölkerung ist unternehmend und kriegerisch, hat verhältnißmäßig reiche Subsistenzmittel und wächst von Jahr zu Jahr. Sie beherrschen eine offene Wasserstraße zum Missisippi hin, und einen offenen Landweg von da zurück. Aus ihren geselligen Verhältnissen ist ihnen die Gewohnheit entsprungen, den Fluß als einen Kriegsschauplatz anzusehen. Dahin wirkt die Erziehung der jungen Leute, denen für ihre Ehrbegier kein anderes Ziel als Auszeichnung im Gefechte gesteckt wird. Sie sind denn auch wie zu den Tagen Cap. Carver's der Schrecken des östlichen Missisippi-Ufers zwischen dem St. Croix und Schippiwa. Kein

Stamm hat seit Menschengedenken in dieser Gegend des Ufers ein Dorf oder sonst festen Wohnort gehabt. Man landet da in Furcht; andere Völkerschaften wagen sich oft nur verstohlen und bei Nacht durch. Das Gemälde ist nicht übertrieben. Die kleinsten Anlässe reizen das junge, unbedächtige Volk, die Kriegskeule zu erheben, den Kriegsgesang zu singen, den Kriegsgang zu gehen. Solche Anlässe zu beseitigen, ihnen die Unvernunft ihres Krieges begreiflich zu machen, sie an die der Regierung und den Sius gegebenen Friedensversprechungen zu erinnern und sie zu einer Erneuerung derselben zu bewegen, waren die Hauptzwecke meiner Sendung. — — Dies ist wenigstens gewiß erreicht, daß mit den Stämmen am St. Croix und Schippiwa das Band enger geknüpft ist. Um aber etwas für die Dauer auszurichten, muß natürlich das System des Rathgebens und Einhaltthuns in den Zwistigkeiten der Schippiwas und der Sius mit Beharrlichkeit fortgesetzt werden. — —

H. A. Schoolcraft.

---

2. Mozobodos Vertheidigungsrede über die Ermordung des Menomonischen Weibes.

Lac du Flambeau, am 28. May 1831.

„Mein Vater am Sault Ste. Marie! Ich habe nicht vergessen was mir gesagt ward zu Prairie du Chien, Fond du Lac und Butte des Morts. Ich habe immer gehalten was ihr mir sagtet, bis zum letzten Sommer. Meine jungen Leute waren thörigt und zogen in Krieg."

„Mein Vater! Die Kriegskeule ward zweimal gesendet vom See Schitac, bevor sie sie annahmen. Sie zogen nicht in Krieg aus eigenem Antrieb. Ich that was ich konnte sie zu verhindern."

„Mein Vater! Sie tödteten unſere Freunde nicht mit Abſicht; ſie glaubten, es wären Feinde und tödteten ſie aus Irrthum.“

„Mein Vater! Dieſe Pfeife ſchicke ich Euch, zum Friedenspfade. Meine jungen Leute werden ſich hinführo ruhig halten.“

„Mein Vater! Ich hoffe, Ihr werdet unſere Handelsleute nicht von uns nehmen. Wenn Ihr's thut, ſo werden Eure Kinder Noth leiden; und nicht allein ſie, wir Alle.

Mozobodo.“

XVII.

Gützlaffs Reiſen längs der chineſiſchen Küſte.

(Schluß).

13.

Delpoert — Lu-tſchu (Loo-Choo) — Napakieng — Mandarinen-Sprache — japaneſiſche Dſchunke — Todtenverehrung — Arzt von Lu-tſchu — Sitten — Rückkehr nach Maſſao.

17. Auguſt. Wir paſſirten mehrere Inſeln. Die ſüdlichſte, Delpoert, iſt ein reizender Ort, wohlbebaut und zu einer Faktorei für den Handel mit Japan, Corea, der Mandſchu-Tartarei und China bequem gelegen. Auch eine Miſſions-Station ließe ſich wohl dort einrichten. Ich weiß nicht, wie viel die coreaniſche Regierung über dieſe Inſel zu ſagen hat, aber ſo gefährdet dürfte die Miſſion daſelbſt nicht leicht ſein als etwa in Neuſeeland oder anfänglich in Labrador und Grönland.

22. Auguſt. Wir kamen geſtern der Schwefelinſel vorüber und ſahen eine große Menge Rauch aufſteigen. Die Inſel

scheint durchgängig vulkanisch und ohne alle Vegetation zu sein. Wir wären gern ans Ufer gegangen, aber der Wind war zu sehr entgegen und die See zu hoch. Wir langten heut, nachdem wir heftige Windstöße ausgehalten, in Sicherheit zu Napakieng, dem vornehmsten Ankerplatz von Groß-Lutschu, an. Diese Insel ist wiederholt von Europäern besucht worden und hat die Aufmerksamkeit der besten Schriftsteller auf sich gezogen.

Bald nachdem wir vor Anker gegangen, landeten wir und besuchten den Tempel Linhae. Wir sahen mehrere japanesische Fahrzeuge im Hafen und auch die zu Futschau angetroffene Dschunke, welche nun auf dem Rückwege war.

Einige Mandarinen nöthigten uns ans Land. Sie redeten die Mandarinensprache mit Geläufigkeit und bewiesen uns jede Höflichkeit, wollten uns aber durchaus nicht über den Strand hinauslassen. Wir sagten ihnen, mitten im Wasser könnten wir nicht mit einander reden und gingen, ohne auf ihre Einwendungen zu hören, nach dem Tempel hin. Von einem großen Haufen umringt, setzten wir uns nieder, tranken Thee und rauchten, und gaben dabei Auskunft, woher wir kämen und in welcher Absicht. Sie zeigten uns eine Karte, welche Capitain Stevens vom „Feldhuhn" im Februar zurückgelassen hatte. Wir fanden auch den Anfang eines englisch-lutschuischen Wörterbuchs, in chinesischen und in den Landes-Charakteren geschrieben. Sie waren in ihrem Benehmen sehr freundlich und höflich; über die Chinesen welche wir an Bord hätten, erkundigten sie sich mit vieler Neugier; als sie aber sahen, daß wir fort wollten, waren sie verdrießlich darüber. Die Insulaner, welche wir sahen, waren klein und hübsch, aber von weibischem Ansehn. Sie trugen kein Bedenken uns zu belügen, wenn es in ihren Kram taugte; aber sie wiederriefen auch mit derselben Leichtigkeit was sie eben gesagt hatten. Der Besuche von Engländern erinnerten sie sich

dunkel. Die Namen der Capitaine Maxwell und Hall waren beinahe vergessen und an Capitain Beechey war nur eine schwache Erinnerung vorhanden. Wir konnten ein gewisses Mißtrauen und eine Zurückhaltung die uns unerklärbar dünkte, an den Leuten bemerken.

23. August. Der Wind ging stark; Niemand kam an Bord. Nachmittags landeten wir da wo während des Aufenthalts der Alceste und Lyra das Observatorium gestanden. Einige Mandarinen führten uns zu dem Tempel, den die menschenfreundlichen Lu-tschuaner dazumal in ein Hospital verwandelt hatten. Die Lage ist schön, obgleich so malerisch nicht, als wir nach der Beschreibung uns vorgestellt hatten. Wir besuchten das Grab des Matrosen der dort beerdigt worden, und übersetzten den Umstehenden zu ihrer großen Freude die Inschrift ins Chinesische.

Anyah, dessen Capitain Beechey so oft gedenkt *), wurde uns heut vorgestellt. Er sprach einiges Chinesisch, besann sich aber bald auf ein Paar englische Phrasen, welche er sehr förmlich hersagte. Auch er war Anfangs zurückhaltend, vergaß aber in Kurzem den Zwang den er sich auferlegt, und ergoß den Strom seiner Gedanken, oft in schlagenden Bemerkungen. Die meisten von ihnen waren höchst verschwenderisch mit höflichen Redensarten und so ausschweifend in Freundschaftsversicherungen, daß wir zuletzt nicht mehr wußten wo wir höfliche Antworten auftreiben sollten.

Ich vertheilte einige Bücher, und sie nahmen dieselben ohne Widerstreben, doch konnte ich wohl bemerken, daß es den vornehmsten Mandarinen nicht lieb war.

24. August. Anyah, Tschi und noch ein ältlicher Mandarin statteten uns an Bord Besuch ab. Wir benutzten die

*) S. Journal der Reisen 1832 Januar S. 42. f. f.

Gelegenheit, Beobachtungen über ihre Sprache zu machen. Der Japaneſiſchen gleicht ſie ſehr, ſo viel wir ſie mit Herrn Medhurſts japaneſiſchem Wörterbuch vergleichen konnten. Das geſchriebene Alphabet iſt auch ähnlich und die Ausſprache der Buchſtaben nur in wenigen Einzelheiten abweichend. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Lu-tſchuanen urſprünglich eine japaneſiſche Colonie ſind. Ihre jetzige Abhängigkeit von China hat aber der Mandarinen-Sprache ein großes Uebergewicht verſchafft, da die Beamten faſt nur dieſe allein gebrauchen. Viele ſagten uns, ſie ſeien in Peking erzogen worden, die Mandarinen-Sprache werde aber auch in Schulen auf der Inſel ſelbſt gelehrt. Die Meiſten im Volke verſtehen die chineſiſchen Schriftzüge, leſen dieſelben aber nach ihrem Landesdialekte, wie auch in ganz Japan geſchieht.

Wir erhielten zum erſtenmal Früchte und andere Lebensmittel. Lu-tſchuaner wiſſen auf ſo liebenswürdige Weiſe zu ſchenken, daß der Werth der Gabe ſich um Vieles dadurch erhöht.

Wir beſuchten heut die japaneſiſche Dſchunke. Das ſtarke Segeltuch, der breite Bau des Schiffsrumpfes, das ungeheure Steuerruder, der unverhältnißmäßig große Hauptmaſt, und die geräumigen Einrichtungen fielen uns auf. Die meiſten Matroſen waren nackt; ſie benahmen ſich freundlich und empfingen unſere chriſtlichen Bücher mit Dank. Wir hätten gern mancherlei Fragen an ſie gerichtet, aber die Mandarinen von Lutſchu, welchen dieſer Beſuch ſehr mißfiel, traten immer dazwiſchen und wendeten alles an, uns von der Dſchunke wieder zu entfernen. Sie ſchilderten uns die Tücke der Japaneſen und die Lebensgefahr in welche wir uns begäben. Dennoch dehnten wir unſern Beſuch ſo viel möglich aus und beſahen jeden Theil der Dſchunken.

Im Tempel von Linhae fanden wir eine große Verſammlung von Mandarinen, welche uns ſehnſüchtig erwarteten. Sie

hatten ein schmackhaftes Mahl in Bereitschaft. In ihrer Unterhaltung verriethen sie mehr Verstand als wir in China gefunden hatten. In ihren Fragen über den Handel mehrerer Nationen zu Canton legten sie manche geographische Kenntniß an den Tag. Sie zeigten im Gespräch über politische Gegenstände viel Gewandtheit und gaben zu verstehen, daß sie auf die Freundschaft Chinas mehr Werth legten als auf die engländische, weil der erstere Staat ihnen näher sei. Sie haben ohne Zweifel Befehl von China erhalten, allen Fremden mit Zurückhaltung und Strenge zu begegnen, waren aber zu gutmüthig, um es zu erwähnen. Sie gedachten häufig ihrer Verbindung mit China und Fu-tschau, wo uns Anyah in diesem Jahre gesehen, wollten aber von keinem Verkehr mit Japan wissen. Die drei Dschunken von Satsuma, sagten sie, welche im Hafen liegen, sind nur hieher verschlagen. Vor ihren eigenen Dschunken lagen viele vor Anker, alle nach chinesischer Art gebaut und denen von Fuhkien besonders ähnlich.

Unsere Wirthe kamen nachher auf religiöse Gegenstände zu sprechen. Als sie vernahmen, daß wir keine Bilder anbeten, sagten sie: „Auch wir verabscheuen diesen Dienst; die, welche Ihr bei uns seht, gehören den Buddhisten, wir aber beugen uns nicht davor.“ So antworteten mir die Mandarinen oft, wenn ich sie über Religion befragte. Sie wollen keine Götzendiener sein, weil ihre Vernunft sich theoretisch dem widersetzt; in der Praxis aber verharren sie doch bei dem abgöttischen Cultus.

25. August. Ich hatte mehrere Kranke an Bord der japanesischen Dschunke gefunden; und wir machten uns früh Morgens auf, um zu versuchen, ob ein freier Verkehr mit ihnen durch Wohlthätigkeit zu erlangen sei. Die Kranken litten fürchterlich in Folge von Ausschweifungen und waren sehr glücklich einige Hülfe zu finden. Die Mandarinen von Lu-tschu waren

aber noch wachſamer als geſtern, und litten nicht, daß ſie uns das Kleinſte gaben, ohne beſondere Erlaubniß. Wir gaben Allen auf der Dſchunke, welche chineſiſch leſen konnten, chriſtliche Bücher, ſo eifrig ſich die Mandarinen auch widerſetzten. Wir mußten leider die Japaneſen in Betrübniß ſehen, daß ſie uns ihre freundliche Geſinnung nicht ganz an den Tag legen durften.

Da wir unſere Geſchäfte bald abzuthun wünſchten, gingen wir wieder ans Ufer, um mit den Mandarinen zu unterhandeln. Sie waren noch nicht da und wir beſtiegen unterdeſſen die Anhöhe eines Tempels. Die dortigen Tempel ſind verhältnißmäßig klein, haben eine breite Veranda umher und große Fenſter. Wir bemerkten nur wenige Götzenbilder, ſie waren gewöhnlich im Hintergrunde in eine enge Klauſe verſchloſſen. Die Prieſter ſind nicht geachtet, ſcheinen aber an Unterhalt und Kleidung keinen Mangel zu haben. Um viel auf Verehrung der Götzen zu geben, iſt das Volk zu verſtändig. Was für einen Grund die Mandarinen haben mochten, ſich der Büchervertheilung zu widerſetzen, konnten wir nicht begreifen; wir beſeitigten aber ihre Bedenklichkeiten, dadurch, daß wir freigebig die Beamten ſo gut wie das Volk damit beſchenkten. Sie nahmen ſie und bedankten ſich. Was wir ihnen im Geheimen ſchenkten, nahmen ſie mit Freuden, und beſonders Bücher; öffentlich aber weigerten ſie ſich das geringſte anzunehmen. Für Alles was ſie erhielten, boten ſie etwas zur Entſchädigung; Nehmen aber und Geben geſchah verſtohlen.

Wir machten heute einen Verſuch in das Dorf zu gehen, und trotz ihrer Bemühungen, uns zu hindern, gelang es. Wir traten in ein Haus, oder vielmehr einen Tempel, an deſſen Wänden Ahnentäfelchen recht hübſch angeordnet hingen. Dann beſahen wir die glänzenden im prächtig chineſiſchen Styl erbauten Maufoleen. Sie haben eine große Verehrung für die Todten,

deren stille Wohnungen sie mit allem schmücken was ein Bild der Traurigkeit zu geben vermag. An den umhergestellten Speisen erkannten wir, daß sie den Manen ihrer Vorfahren eben so verschwenderisch opfern als die Chinesen. Was sie wohl über die Abhandlung von Unsterblichkeit der Seele, welche ich ihnen gab, gedacht haben mögen?

26. August. Sie hielten das gestern gegebene Versprechen, uns Lebensmittel zu schicken, pünktlich. Sie waren freigebig. Wir unsererseits hatten an Se. Majestät den König, oder vielmehr an den Schifu der Insel, eine Menge von Geschenken und darunter drei Bibeln geschickt, welche wohl aufgenommen wurden. Wollte doch das Evangelium in die Herzen dieses liebenswürdigen Volkes Eingang und sie dem Himmel gewinnen!

Ich hatte mehrmals Gelegenheit von meinen medicinischen Kenntnissen Gebrauch zu machen, besonders wider Hautkrankheiten. Die Folge davon war, daß ein Arzt der Insel zu uns geschickt wurde, um sich nach den Medikamenten zu erkundigen, welche so gute Dienste thaten. Ich unterhielt mich lange mit ihm. Er hatte große Begierde unsere Pharmakologie kennen zu lernen und verrieth durch seine Fragen eben so viel Verstand als Kenntniß der chinesischen Pharmakopöe. Nachdem ich seine Wißbegier befriedigt und ihm die nöthigsten Anweisungen schriftlich gegeben hatte, beschenkte ich ihn mit einigen Arzneien. Er wollte sie aber durchaus nicht annehmen, bis ich sie ihm in sein Boot tragen ließ und erklärte, daß ich sie nun nicht zurücknehmen könnte.

Alle meine Patienten waren sehr dankbar für die geleistete Hülfe und nahmen auch die Bücher, welche ich ihnen schenkte, mit Freuden an, da nur wenige Zuschauer in der Cajüte zugegen waren.

Die Mandarinen ertheilten uns heut Antwort auf unsere Frage, ob wohl räthlich sein möchte, beim Könige um Handelsfreiheit schriftlich anzuhalten. Sie erwiederten, ihr Land sei arm und bringe nichts hervor das sich zur Ausfuhr eigne; sie hätten niemals mit den Engländern gehandelt und es wäre eine Neuerung wider die Gesetze; sie hätten von Anfang an eine Abneigung dagegen gehabt, in Handelsbeziehungen mit uns zu gerathen.

Wir speisten in dem Tempel Potseng. Man trug uns die wohlschmeckendsten Gerichte in guter Ordnung und geschmackvoller Zurichtung auf lackirten Tischen auf. Das Getränk welches sie uns vorsetzten, war sehr klar und wohlschmeckend. Wir bewunderten die Pünktlichkeit der Aufwartung, mitten unter einem dichten Gedränge von Zuschauern. Gute Sitten scheinen den Luftschmarotzern angeboren zu sein.

Wir machten nach dem Essen einen langen Spaziergang zwischen den Hügeln und Hainen der anmuthigen Insel. Wir sahen auf den Feldern hier und da Frauen bei anstrengender Arbeit; die Bauern waren ärmlich gekleidet und schienen in dürftiger Lage; sie benahmen sich aber mit einer Höflichkeit wie die gebildetsten Mandarinen. Süße Pataten bedeckten den größten Theil des Bodens; auf ihnen scheint die Subsistenz der Einwohner besonders zu beruhen.

Ich vertheilte, während die Freunde ihren Spaziergang machten, den Leuten, welche im Hofe des Tempels sich versammelten, Bücher, welche sie, da keine Mandarinen zugegen waren, begierig annahmen. Wir verschenkten nachher noch ein Perspektiv und eine Uhr, und reisten dann, zu ihrer Freude, ab; denn es hatte sie beunruhigt, daß wir umher gingen und in die Dörfer kamen, obgleich sie selbst über ihre grundlose Furcht lachten.

Wir nahmen von unsern lieben Wirthen einen herzlichen Abschied. Ihre Höflichkeit und freundliche Gesinnung ist gewiß sehr rühmlich; ganz so unschuldige Seelen aber, als sie auf den ersten Blick scheinen, mögen sie wohl nicht sein. Wir erkundigten uns und hörten, daß bei ihnen dieselben strengen Strafen wie auf Corea üblich wären; ferner, daß sie eine Bewaffnung hätten, aber nicht gern Gebrauch davon machten. Sie haben wenige aber hübsche Manufakturwaaren; ihre Häuser und Kleider halten sie immer sehr rein. Sie sind sehr klein von Natur und alles was sie besitzen oder bauen, ist in kleinem Maßstabe. Während die Japanesen mit Verachtung auf sie, als auf ein weibisches Volk herabsehen, müssen wir doch bekennen, daß wir freundlichere und gastlichere Leute auf unserer ganzen Reise nicht angetroffen haben.

30. August. Nach dreitägiger Fahrt sahen wir Botel Tobago, nördliche Breite 21° 40′. Schwere See und häufige Regenschauer machten den Tag zu einem der düstersten, die wir auf der Reise erlebt haben.

5. September. Ankunft in Kapsing-mun nach einer finstern, stürmischen Nacht. Gott hat uns unter den größten und drängendsten Gefahren gnädig behütet. Gepriesen sei Sein Name in Ewigkeit. Wir gingen, Herr Lindsay und ich, sogleich nach Massao (Macao), wo Dr. Morrison uns sehr gütig in seinem Hause aufnahm.

14.

Dritte Reise in den Jahren 1832 zu 1833.

Empfang — fukinesische Fischer — Aussichten — Forst — Rettung schiffbrüchiger Chinesen — dringendes Verlangen nach Büchern — Beschreibung von Schapu — Verkehr mit den Chinesen — Erziehung — Ophthalmie — Unterredungen mit den Priestern — Besuch eines Buddha-Tempels — die Priesterschaft — ihre Bitte um Bücher — Schi-pu.

Nach einer Berathung mit Anderen und einem Kampf in meiner eigenen Seele schiffte ich mich auf dem wohlbemannten und wohl ausgerüsteten Schnellsegler Sylph, Cap. W., am 20. October 1832, zu Macao ein *). Von dem Augenblicke da wir Macao verließen, hatten wir mit widrigem Wetter und Strömung zu kämpfen. Furchtbare Windstöße und hohe See warfen uns mehrere Tage lang an der Küste hin und her und droheten unserem Fahrzeuge den Untergang. Gott beschützte uns; nur ein Laskare wurde hinweggerissen, dessen Todesgestöhn wir hörten, ohne ihm helfen zu können. Es war finstere, schreckliche Nacht, wir waren ganz durchnäßt und von Grausen umringt. Viele Wellen schlugen über das Verdeck, und diejenigen, welche das Hintertheil unseres Schiffes peitschten, waren ungeheuer.

Am 26. Oktober legten wir uns vor ein doppeltes Tau und liefen dann in die Bucht Kisiek (Ki-schih) an der Ostküste der Provinz Canton ein. Der Hafen hat einen Saum von Felsen, die Küste ist kahl und mit Granit besäet, das innere Land fruchtbar; man sah viele Dörfer und Städte. Bald kamen Fischer zu uns, ein lärmendes, rohes Gesindel. Wir

*) Nur etwa 6 Wochen nach der Rückkehr von der zweiten Reise mit Herrn Lindsay. Gützlaff's Brief an seine europ. Freunde giebt übrigens den 21. Oktober an. Red.

gaben ihnen Reis für ihre Fische; ihre Forderungen waren aber unverschämt. Sobald sie merkten, daß der Handel einträglich sei, brachten sie auch Gemüse und boten sich als Mäkler an. Obgleich der Ort eine kaiserliche See-Station ist, machten sie sich doch nicht das mindeste aus Sr. Majestät Beamten, nahmen unsere Bücher mit Freuden und vielem Danke an, und versprachen, dieselben weit und breit ihren Freunden mitzutheilen. Ich hatte mich für diese Reise mit einem dreimal so großen Vorrathe von Büchern als früher versehen.

Ueber Nacht legte sich der Wind und gönnte uns zum erstenmale Ruhe. Wir besuchten am nächsten Abend Kap-schi (Ka-tsche) ein wenig östlich von Kistek. Daselbst begrüßten mich meine Freunde von der vorigen Reise, nannten mich Landsmann, und bezeigten ihre Freude über meine Rückkehr. Es war viel Nachfrage nach Büchern und die, welche ich vertheilte, wurden mit sichtlicher Freude angenommen.

Das Wetter blieb schön, und wir konnten, obgleich der Wind entgegen war, die Fahrt fortsetzen, wenn auch langsam. Als wir Namäo (Naenaeü) in Fukien passirten, sahen wir hin und wieder große Dörfer und Städte, konnten uns aber nicht aufhalten und mußten in die Bucht Lae-eo (Nae-ae-ü) einlaufen, wo wir einen trefflichen, fast rings vom Land umschlossenen Hafen fanden. Wir gingen früh am nächsten Morgen schon wieder unter Seegel. Die Bewohner der Umgegend, welche nie ein Schiff gesehen hatten, kamen in Böten herbei, hielten sich aber in mißtrauischer Entfernung; da ich sie anrief, wagten sie sich allmählig näher, doch als sie dicht bei uns waren, standen wir eben im Begriff auszulaufen. Ein Mann von verständigen Mienen, dem ich ein Buch anbot, schien zuerst ganz erstaunt über das sonderbare Geschenk, wandte sich aber dann zu seinen Landsleuten und las es laut vor. Ihre

Auf-

Aufmerksamkeit ward sogleich rege; mehrere Anforderungen wurden gemacht, und in wenigen Augenblicken war das ganze Schiff von lauter Lesegierigen umringt. Der Capitain hieß sie sich hinwegmachen und löste die Taue. Sie hingen sich aber an unser Takelwerk und riefen: „Wir müssen diese guten Bücher haben und werden nicht eher weichen!“ So dringendes Verlangen blieb nicht ohne Frucht; ich gab was sie begehrten und sie zogen jubelnd hinweg.

Am 8. November kamen wir in den geräumigen Hafen Pih-kwenn an den Grenzen von Schi-kieng. Mehrere Dschunken, die auf dem Wege nach Schenghae waren, besuchten uns. Die Leute auf denselben weigerten sich, Bücher anzunehmen, indem sie versicherten, daß sie nichts dafür zu geben hätten; sobald sie hörten, daß dieselben umsonst vertheilt würden, machten sie viele Verbeugungen und sagten, sie wollten dieselben geborgt nehmen.

Viele Fahrzeuge der dortigen Landesbewohner sahen wir um uns her, als wir den Emporien Kieng-nen und Schi-kieng uns näherten. Die Küstenbewohner scheinen eine rechte Wassernatur zu haben und das salzige Element den Bequemlichkeiten des Landes vorzuziehen. Von allen chinesischen Fischern, so zahlreich dieser Stand ist, sind die Fukieneser die muthigsten und kühnsten. Sie besuchen fast alle Küsten Chinas, trotzen allen Gefahren um einen kargen Gewinn, und stehen die härtesten Beschwerden aus, um nach der Arbeit eines ganzen Jahres ihren Familien 5 Doll. heimzubringen. Hunger und ungebundener Sinn haben oft Piraten aus ihnen gemacht und jetzt wieder sind sie der Schrecken der ganzen Küste von Schi-kieng.

Wir hatten am 15 Nov. Kieng-nen erreicht; die Winde waren unstät und einen Monat nach unserer Abreise sahen wir das Vorgebirge Schen-toeng und näherten uns der Mandschu-Tar-

tarei. Es war nun ein Jahr seit ich dort gewesen. Wir landeten bei Fung-ming südlich von Kae-schau. Einige von den Emigranten aus Schentoeng, welche den vornehmsten Theil der dortigen Bevölkerung ausmachen, gingen ganz ruhig am Ufer spazieren, als sie die Fremden heraufkommen sahen. Ohne die geringste Verwunderung blicken zu lassen, betrachteten sie uns sehr gravitätisch, fragten nach unserem Herkommen und nahmen dann weiter keine Notiz von uns. Wir verhandelten lange mit einem Hausbesitzer, welcher sich uns gerade in den Weg stellte, um uns nicht in seine Thür einzulassen. Ich hielt es für hohe Zeit ihnen einige Bücher zu geben; als sie inne wurden, daß wir ihnen diese wirklich zum Geschenke machten, stimmten sie einen anderen Ton an, und bewiesen sich freundlich und gastlich.

Wir traten in ihre Behausungen, worin der Ofen den Hauptplatz einnahm, der auch wirklich als Salazimmer, Bett und Küche zugleich zu dienen schien. Dicht nebenbei wohnten ganz behaglich Schweine, Esel und Ziegen. Unser Wirth benutzte zur Feuerung die Stiele der hier sehr verbreiteten Baumwollenstaude. Er hatte eine Menge gesunder Kinder, welche lustig die Fremden umtanzten. Sie alle trugen siebenfache Jacken und Felle und schienen wohlgenährt; das Land bringt auch Lebensmittel in Fülle hervor und Manches, das zur Ausfuhr dient.

Wenige Stunden nachher erreichten wir die Bucht Toeng tsezi-kau, wo wir viele nach den Südprovinzen bestimmte Dschunken vor Anker fanden. Sie führten insgesammt Produkte aus der Mandschu-Tartarei. An Bord der Dschunken waren freimüthige Leute, welche alle Fragen offenherzig beantworteten. Sie riethen uns einstimmig, nicht weiter gegen N. zu fahren, weil wir da auf Eis stoßen würden. Wir besuchten auch die Hügel und Thäler in der Nähe der Bucht. Wir fanden wenig

Spuren von Götzendienst dort in den Häusern und nur einen Tempel, welcher der Himmelskönigin geweiht war. Einige Blinde beaufsichtigten ihn! Das Volk der Gegend verrieth vielen Verstand, that ganz richtige Fragen und las auch unsere Bücher. Nichts setzte sie in größeres Erstaunen, als die Einrichtung einer Uhr. Auch gefiel ihnen das schöne Callico unserer Hemden und das breite Tuch an unseren Röcken ausnehmend; hätten sie nur Geld gehabt, sie hätten viel für diese Dinge gegeben.

Die Thalgründe an der Küste sind angespültes Land. Vielleicht nirgends sonst kommt und weicht die See mit so schnellem Wechsel und so unausgesetzt als zu Liao-töng und Pi-tschi-li. Jedes Jahr fügt dem Lande einige fruchtbare Morgen hinzu und macht die Schiffahrt gefährlicher. Wir gingen längs einer Bucht, welche sich tief ins Land erstreckte. Große Heerden Ziegen weideten von dem Grase, welches der scheidende Herbst noch übrig gelassen. Das Volk war sehr erschreckt, wo wir in die Dörfer kamen; von den Häusern sahen einige äußerst öde und unwohnlich aus. Ich erfuhr zu meinem größten Erstaunen, daß die Leute dort befürchteten, wir kämen, um sie römisch-katholisch zu machen. Ich erklärte ihnen den großen Unterschied zwischen den beiden Religionen, aber sie schüttelten die Köpfe und trauten mir nicht. Die Leute auf den Dschunken aber waren sehr andächtig und nahmen das Evangelium an. Von einer Höhe konnten wir das umliegende Land gut übersehen. Keine von den vorhandenen Karten giebt einen genauen Umriß der Küste. Viele Inseln liegen an derselben. Das Wasser ist überall seicht, selten mehr als 10 Klafter tief.

Am 28. November erreichten wir die Rhede von Kae-schau. Wir fanden es unmöglich, uns der Küste so weit zu nähern, daß wir vor den heftigen Nordstürmen sicher lägen und hielten

daher nach Kin-schau und der großen Mauer. Während wir uns zum Voraus darauf freuten, dies alte Bauwerk zu sehen, liefen wir plötzlich auf eine Sandbank, von welcher wir Alle nichts gewußt hatten.

Wir schalten hier die ausführlichere Erzählung ein, welche der Cargadeur des Sylph im Canton-Register über diese Strandung bekannt gemacht hat.

„Die heftigen Stöße, welche das Schiff erlitt, gaben uns zu erkennen, daß wir fest saßen. Das Wasser war jedoch 2 Faden tief und wir hofften mit der zurückkehrenden Flut noch loszukommen; als aber die Flut eintrat, trieb sie uns nur weiter auf die Sandbank. Alle Anstrengungen uns los zu arbeiten, waren vergeblich; wir fingen an, einen Theil der Ladung sammt dem Segelwerk über Bord zu werfen; das Wasser fiel bis auf 8 Fuß, und da nun die Stöße aufhörten, brachten wir die Nacht zwischen Furcht und Hoffnung zu. Ein heftiger eisiger Nordwind tobte während der Nacht und das Wasser fiel zum Verzweifeln. Unsere Laskaren verloren allen Muth und überließen sich einer wilden Seelenangst. Von Stunde zu Stunde verschlimmerte sich unsere Lage, die Kälte nahm zu, das Schiff war leck und von Eisschollen umdrängt. Da die Küste noch meilenweit entfernt und das Wasser äußerst kalt war, konnten wir durch Schwimmen uns nicht zu retten versuchen, und auch die Fahrt in Böten ward wegen der hohen See bedenklich. Endlich beschlossen wir, das Schiff aufzugeben, und einige Leute ans Land zu schicken, welche Hülfe, wenigstens zur Rettung der unglücklichen Laskaren, herbeischaffen sollten.

Am 29. November daher fuhren wir, nämlich 8 Europäer und 13 kranke Laskaren, nach Kae-schau. Das Thermometer

in der Cajüte zeigte 23° unter 0. Der Wind blies heftig; die schäumende Flut überzog unser Boot mit Eis und durchnäßte unsere Kleider. Das Schmerzensgeschrei der Laskaren zerriß uns das Herz. „Wir sterben!“ jammerten sie, „wir sterben!“ Was konnten wir aber für sie thun? Wir packten sie wenigstens in so viele Kleider ein, als wir nur entbehren konnten. Nach und nach verstummten ihre Klagen, einige lagen bewegungslos, andere in starrer Betäubung. Nach vieler Anstrengung erreichten wir am Nachmittage in einem kläglichen Zustande die Küste. Wir sahen Fischerböte an dem öden Strande und einige Fischerhütten. Als wir gelandet waren, unsere mitgenommenen Lebensmittel und die hülflosen Laskaren mit fortschleppend, stießen wir bald auf die Fischer, welche uns sehr bemitleideten, und unaufgefordert zu unserem Boote liefen, um uns behülflich zu sein. Sie nahmen uns in ihre Hütten auf und gaben uns erwärmte Decken zum Lager. Die Laskaren wurden sogleich eingewickelt, aber ganz erstarrt schrien sie noch immer: „Feuer, mehr Feuer!“ Auch legten die mitleidigen Fischer immer frisches Holz, vielleicht ihr letztes an. Sobald wir es uns in der Hütte bequem gemacht und mit unseren Wirthen ein Gespräch begonnen hatten, erkannten wir, daß sie ganz arme Leute waren, denen es Freude machte, sich leidender Mitmenschen anzunehmen. „Wir sind oft“, sagten sie, „in ähnlicher Lage gewesen und wissen daher eure Noth zu würdigen. Wir stehen euch mit unseren Böten und mit allen unseren Kräften zu Dienste, und wollen, sobald es angeht, mit euch abfahren; zeigt uns nur, wo euer Schiff gestrandet ist!“ Wir gingen mit ihnen auf eine Anhöhe und zeigten ihnen die Stelle. Sie zuckten mitleidig die Achseln und sagten: „Freilich ist das sehr schlimm, doch wollen wir sehen!“ Ein Mann von etwas mehr Ansehen trat zu uns und versicherte uns ebenfalls seine Bereitwilligkeit uns zu dienen, bedauerte aber

daß es ohne Bewilligung der Mandarinen nicht anginge. Diese Worte wirkten wie ein Donnerschlag auf uns. Was von der Menschenliebe chinesischer Mandarinen zu hoffen stand, wußten wir wohl, und überdies war die Stadt Kaeschau noch 10 Meilen entfernt.

Einer von den Laskaren hatte inzwischen den Geist aufgegeben, andere lagen ohne Regung; diejenigen, welche sich wieder erholt hatten, saßen um ein Strohfeuer. Da der Rauch in der Hütte unleidlich war, gingen wir hinaus und suchten in einem Tempel, der auf einer Anhöhe stand, Unterkommen. Ein Priester trat uns mit seinem Koche entgegen und die beiden wollten uns nicht einlassen. Herr Gützlaff sagte mit den Worten des Confucius: „Es sind ja alle Menschen welche zwischen den 4 Meeren wohnen, Brüder, und ein Gast aus der Ferne ist ein willkommener Freund!“ und fügte noch einige andere klassische Sprüche hinzu, welche den Priester gänzlich besänftigten. Er entschuldigte sich wegen seiner Grobheit gegen so unterrichtete Personen und bat uns zu Tische. Wir fanden im Tempel eine Gesellschaft wohlgebildeter Leute aus Schentöng, welche uns insgesammt ihre Theilnahme schenkten und uns Trost zusprachen. Eine Uhr und eine Spieldose betrachteten sie mit Neugierde und Bewunderung und gewannen eine hohe Achtung für unsere kunstreiche Nation. Wir befanden uns ganz wohl und erhielten, unerachtet der Gäste viele zu sein schienen, ein gutes Lager. Am folgenden Tage war heiteres Wetter. Die Kälte blieb streng. Mit Hülfe unserer Fischer zogen wir unser großes Boot in die Bucht, und Dreie von uns gingen nach Kaeschau, um die Mandarinen um Hülfe zu bitten. Unser Führer ging so langsam, als hätte er sich's vorgesetzt, unseren Verdruß über den Zeitverlust und die Angst um unsere unglücklichen Gefährten am Bord des Schiffes recht zu steigern. Wir

gingen durch eine fruchtbare Gegend; die schönen Ländereien und die blühende Bevölkerung erinnerten uns an unsere ferne Heimath. Eine Proclamation, welche in chinesischer und in Mandschu-Sprache überall verbreitet ward, bewies die väterliche Fürsorge der Regierung für das Stammland der Kaiserfamilie, die bekanntlich von mandschurischer Abkunft ist, indem sie dem Volke anempfahl, wüste Gegenden urbar zu machen und Erlaß von drückenden Abgaben den Unternehmern zusicherte. Das Land ist hüglich, von Baumreihen durchzogen und von Canälen bewässert. Der Tag war schön, wir hätten Freude an der Landschaft haben können, wären unsere Sorgen nicht zu groß gewesen. Die Leute, welche uns begegneten, waren sehr erstaunt bei unserm Anblicke und fragten uns nach unserm Vaterlande und unserm Vorhaben, ließen sich aber niemals weiter ein. Nachdem wir durch mehrere Ortschaften gegangen waren, sahen wir endlich die hohen Mauern von Kae-schau vor uns. Die Bevölkerung schien zahlreich und wir sahen schönere Häuser als bisher. Innerhalb der Thore erkannten wir an den Vorübergehenden die tartarische Bildung; auf dem Lande hatten wir zuvor immer nur Colonisten von Schen-töng gesehen.

Kaeschau ist eine große Stadt, das Haupt-Emporium der Tartarei. Unter den niedrigen Häusern sahen wir nirgend ein ausgezeichnetes Gebäude; doch das Gewühl der Kaufleute in den Straßen und die reichen Läden überzeugten uns, daß da der Stapelplatz sei, von welchem über 2000 Dschunken jährlich abgehen.

Unser Führer war uns plötzlich entwischt und wir waren genöthigt uns selbst den Weg zu suchen. Ein Beamte, dem wir begegneten, führte uns nach einem Polizeibüreau und ersuchte uns, unser Verlangen auf einige Papierstreifen, die er uns gab, zu schreiben. Wir baten, uns eine Audienz bei dem ersten Man-

darinen des Distriktes zu verschaffen, konnten aber keine günstige Antwort erlangen. Eine Menge neugierigen Volkes hatte sich versammelt und schwoll mit jedem Augenblicke an.

Es waren im Allgemeinen ziemlich wohlgekleidete Leute. Einige trugen weite Jacken von Tuch. Ihre zudringliche Neugier ward uns zuletzt so lästig, daß wir sie hinwegweisen mußten. Schon fingen wir an zu verzweifeln, daß sich bei den Mandarinen etwas ausrichten ließe, als man uns in ein Zimmer rief und daselbst über unsere Absichten befragte. Wir gaben unsere Antworten schriftlich auf Papierstreifen und suchten streng bei der Hauptsache zu bleiben, erregten aber das Mißfallen der Beamten dadurch, daß wir ihnen nicht die vollständigen Vor- und Zunamen unsers gesammten Schiffsvolkes anzugeben wußten. Wir hatten vielen Besuch, auch von einigen vornehmen Herren, die sehr gebildet schienen. Ein kärgliches Mahl ward uns aufgetragen, und wir mußten einiges genießen, so ungern wirs thaten. Wir merkten bald, daß den Mandarinen von der Gefahr, worin unser Schiff sich befand, keine Vorstellung zu geben war, und daß sie sich nicht darauf einlassen würden etwas für uns zu thun. Um noch einen letzten Versuch zu machen, ließen wir ein großes Gefäß voll Wasser bringen und ließen eine Schale darauf schwimmen; als diese zufällig zu Boden fiel, machten wir ihnen an diesem Beispiel unsere Lage deutlich, und gaben ihnen durch starkes Anstoßen der Schale gegen das Gefäß zu verstehen, wie unser Schiff unfehlbar zerscheitern müßte. Sie gaben uns darauf einen Zettel, worauf geschrieben stand: Wir begreifen Eure Noth und wollen Euch helfen. Bald nachher kam ein mandschurischer Militair-Mandarin, dem zwei Civil-Mandarinen folgten. Auf die Frage, ob unsere Nation zu bestimmten Zeiten einen Tribut-Träger nach Peking abschickte, antworteten wir: Nein, doch einen Gesandten haben wir dahin

geschickt. Das kommt auf eins hinaus, erwiederte der Mandarin. Wir wollen Euch sogleich fortschaffen. Man packte uns auf zwei Karren und fuhr uns unter militairischer Bedeckung nach Maetau, dem Hafen von Kae-schau. Wir fanden dort viele Leute aus Fuhkien, welche Herrn Gützlaff als alten Bekannten und wie einen Landsmann bewillkommneten. Sie sagten: „Wie gern stünden wir Euch bei! An unserer Anstrengung sollte es nicht fehlen; wenn Ihr uns nur die Erlaubniß verschafftet!“ Die Hauptschiffe waren in dieser Jahreszeit auf's Ufer gezogen und hatten schon ganz mit Eis bedeckt gelegen, doch hatte der Südwind, welcher diesen Tag wehete, das Eis geschmolzen und so Aussicht dazu gemacht, sie in die See zu bringen. Während wir noch darüber rathschlagten wurden zwei Fuhkieneser, welche die Eigenthümer dieser Dschunken waren, vor den obersten Mandarin gerufen und erhielten Befehl, augenblicklich in See zu stechen. Sie zögerten Anfangs und baten fußfällig ihnen Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, aber der Mandarin drohete so harte Strafen, daß sie sich bereit erklärten, trotz der Gefahr hinauszusegeln. Wir wollten eben, über diesen Erfolg erfreut, von den Mandarinen Abschied nehmen, als sie plötzlich ihre Gesinnung änderten. Es war ihnen eingefallen, daß sie doch erst Erlaubniß von ihren Oberen haben müßten, bevor sie uns beistehen könnten. „Wie?“ sagten wir, „was wollt Ihr thun, wenn alle unsere Freunde unterdeß umkommen? Ihr seid für das Leben von 80 Menschen verantwortlich. Wenn sie zu Grunde gehen, so wird der große Kaiser, welcher auch für die Fremden Mitleid hegt, Rechenschaft von Euch fordern.“ Ohne uns hierauf zu antworten, entfernten sie sich. Wir mußten wieder auf unsere Karren steigen und wurden mit noch größerer Eskorte nach dem Tempel eskortirt, in welchem unsere Freunde

warteten. Diese hatten sich unterdeß Wasser verschafft, um es an Bord zu schicken. Sie hatten den ganzen Tag in Angst zugebracht und kamen uns mit freudiger Hoffnung entgegen. Wie schlug es sie nieder, als sie unsere Schicksale erfuhren. Denselben Abend wurde noch ein Brief an den obersten Mandarin von Kaeschau abgeschickt, welchen Herr Gützlaff abgefaßt hatte und welcher lautete: „Der engländische Capitain Lo und seine ehrenwerthen Begleiter zeigen den ersten Staatsbeamten von Kaeschau an, daß ihr Schiff auf eine Sandbank gerathen ist, von welcher es nicht wieder loskommen kann. Wir befürchten, daß das Schiff, falls es noch nicht zertrümmert ist, doch bald vernichtet sein wird, wie schon im vorläufigen Berichte gemeldet. Wir haben aufs Dringendste gebeten, die Leuchtschiffe von Fuhkien zur Rettung unseres Schiffsvolks abzuschicken, aber Ewr. Excellenz hat die Erlaubniß dazu verweigert, und sich so verantwortlich gemacht für das Leben jener Leute. Die Bewohner des Reiches der Mitte sind mitleidig; der große Kaiser erbarmt sich der Fremdlinge aus der Ferne und läßt sie nicht wie Thiere behandeln. Wir hoffen, Ewr. Excellenz wird diesem Beispiele folgen. Wenn aber Dieselben das Leben von 80 Menschen geringachten und diese umkommen, so werden Sie es zu verantworten haben. Unsere Regierung wird nach ihnen genau forschen. Wir hoffen daher devotest, daß Ewr. Excellenz die Sache untersuchen und unsere Bitte gewähren werden. Im 12. Jahre von Tao-kwang, am 9ten Tage des 10ten Monats.“

Unser menschenfreundlicher Priester mußte bittere Vorwürfe von den Mandarinen hören, daß er uns in den Tempel aufgenommen. „Tödtet ihr“, erwiederte er, „wenn alles menschliche Gefühl in Eurer Brust erstorben ist, die armen Fremdlinge durch Eure grausame Härte, ich meinerseits kann und will ihnen die

Gastfreundschaft, die mir Pflicht ist, nicht versagen." Diese kühne Antwort machte sie verstummen und sie gingen hinweg. Unsere Zimmer waren voll mandschurischer Soldaten und Fremden, die sich den Tag über herzugedrängt hatten.

Als der nächste Morgen kam, schrieben wir einen Brief an den Capitain unseres Schiffes, worin wir ihn aufforderten, noch die letzten Anstrengungen zu wagen, um das Schiff aus seiner schlimmen Lage zu befreien, und es nur aufzugeben, wenn es etwa so leck würde, daß man auf jede Ausbesserung und Wiederherstellung desselben zur Rückreise verzichten müsse. Zwei von uns blieben, während die Uebrigen den Brief zu bestellen eilten, noch zurück, um bei den Mandarinen eine letzte Bitte zu versuchen. Eben unterhandelten wir mit einem Mandarinen über eine Lieferung von Lebensmitteln, als plötzlich einer unserer Gefährten mit dem Freudengeschrei: „Das Schiff ist gerettet, liegt vor Anker, wir haben's vom Hügel gesehen!" zurückgeeilt kam. So groß unsere Freude war, so groß war die Bestürzung der Mandarinen bei dieser Nachricht. Derselbe Mann, welcher uns eben noch mit der abscheulichsten Grobheit begegnete, ward auf einmal überaus höflich, machte Entschuldigungen und bat uns um Verzeihung wegen der zugefügten Beleidigungen. Unserem gastfreundlichen Wirthe wollten wir die Lebensmittel bezahlen, womit er uns ausgehalten, aber der Mandarin bestand darauf, daß wir sie als Geschenk von demselben annehmen sollten. Wir waren aufgebracht über dies ungeziemende Benehmen, sagten ihm tüchtig die Wahrheit und gaben ihm zuletzt die von ihm erstandenen Sachen zurück. Darauf begaben wir uns auf das Schiff, ließen aber die Laskaren noch am Lande. Am Bord des Schiffes erfuhren wir, daß ein günstiger Südwind das Wasser so angeschwellt hatte, daß der günstige Ausgang unseres Abentheuers dadurch herbeigeführt ward.

Am 2. Dezember begaben wir uns wieder an die Küste, um unsere Laskaren abzuholen. Der Wind kam aus Süden; ein schwüler Regen fiel. Das von der Küste losgerissene Eis trieb in großen Stücken umher. Gegen Abend erreichten wir unsern ersten Landungsplatz. Unsere Fischer waren außer sich vor Freude über unsere unerwartete Rettung, und überhäuften uns mit Glückwünschen. Lebensmittel aber konnten wir nicht erhalten und wollten eben uns wieder einschiffen, als wir eine große Menge Soldaten den Hügel herunterkommen sahen. Der Officier, welcher sie befehligte, wollte unserer Aufforderung, daß sie sich zurückziehen möchten und unserer Drohung, daß wir sonst zu den Waffen greifen würden, nicht gleich Gehör geben; als sie aber einen Matrosen mit einem Paar Pistolen in der Tasche sahen, liefen sie in großer Eile fort und ließen sich nicht weiter blicken. Ihr Chef aber kam bald in einem kleinen Wagen zurück und faßte Posto auf einem Hügel, von wo er unsere Operationen gut beobachten konnte. Er schickte zwei Officiere an uns ab, welche sehr höflich baten, zu ihrem Befehlshaber, einem ausgezeichneten Mann und Verwandten des Kaisers, hinaufzugehen. Wir fanden in ihm einen alten welken Tartaren mit einer Pfauenfeder, der gebrochen chinesisch sprach und einen Dolmetsch bei sich hatte. Wir schilderten ihm mit lebhaften aber wenigen eindringlichen Worten die Härte der Regierung zu Kaeschau, welche uns in der größten Gefahr und Noth jede Hülfe versagte. Er versprach, es dem Kaiser zu melden. Er sagte, indem wir Abschied nahmen, zu wiederholten Malen: „Der erhabene Himmel hat euch gesegnet; ich wünsche euch schnelle glückliche Reise!“

„Nach herzlichem Abschiede von den Fischern und dem Priester machten wir uns in unserem Boote auf und bestanden noch eine nicht geringe Gefahr durch das stürmische Wetter,

bevor wir das Schiff erreichen konnten. Die Laskaren litten dabei wieder sehr von der Kälte.

Am 3. Dezember verließen wir die Unglücksgegend. Das Schiff war von außen und innen fest mit Eise überzogen. Wir hatten schlimme Fahrt unter Schneegestöber und Nebel; liegen bleiben konnten wir aber auch nicht, aus Furcht einzufrieren. Die Folgen der strengen Kälte waren für die Laskaren so schlimm, daß wir ohne europäische Matrosen das Schiff nicht hätten regieren können."

Herr Gützlaff fährt fort in seinem Bericht:

Nach mehrstündiger Arbeit gelang es uns, die Anker aufzuziehen und wir nahmen einen schnellen Abschied von der Unglücksgegend. Als wir die Bucht Töng-tsziekau wieder erreichten, sahen wir eine große Menge Dschunken vor Anker. Die freundlichen Eingebornen bewillkommneten uns und verschafften uns Lebensmittel und Brennholz, was die Mandarinen zwar versprochen aber nicht besorgt hatten. Die Abwesenheit ihrer Oberen machte sie zutraulich und sie thaten, was nur in ihren Kräften stand, um uns nützlich zu sein. Die Eingebornen dieser Gegend verrathen viel gesunden Verstand und sind nicht von so schmählichem Aberglauben umstrickt, als die südlichen Asiaten, obgleich alle Haine und Höhen voller Bilder und Tempel sind. Sie gleichen in Sitten und Gewohnheiten sehr unseren Bauern. Wir sahen viele gut bewirthschaftete Meiereien und überall herrschte Fülle. Die Stadt Kae-schau, welche etwa 10 Meilen landeinwärts liegt, ist mit einer hohen Mauer umgeben und stark bevölkert. Die Häuser sind niedrig und schlecht gebaut, doch wird ein ausgebreiteter Handel getrieben. Die chinesischen Colonisten, welche den zahlreichsten Theil der Bevölkerung aus-

machen, sind sehr gewerbfleißig, während die Tartären in Bequemlichkeit und auf Kosten des Staates leben.

Da wir unmöglich länger in diesen nördlichen Breiten verweilen konnten, so steuerten wir gen Schentöng, und weil wir auch dort strenge Kälte fanden, weiter südlich nach Scheng-hae in der Provinz Kjengsu. Obgleich wir uns etwa 80 Meilen von der Küste von Kieng-nen entfernt hielten, liefen wir doch beinah auf eine Sandbank des Gelben Flusses. Am 11. December näherten wir uns der Einfahrt in den Canal, welcher zwischen Bänken und Sandflächen in den Fluß Wusung führt, an dessen Ufer Schenghae liegt. Hier hielten uns widrige Winde 3 Tage lang auf. Der Himmel war finster und Stürme wütheten Tag und Nacht. Das Schiff wurde stark geschaukelt und auf der Wetterseite von den Wellen heftig gepeitscht. Als die dichten Wolken sich endlich zerstreuten und die Sonne hell hervortrat, sahen wir, während die See noch hoch ging, eine Dschunke sehr in Noth. Sie hatte ihre beiden Maste und Anker verloren und trieb als ein Wrack auf dem weiten Ocean. Einige chinesische Fahrzeuge waren in der Nähe, aber nur eines fuhr hinzu und nahm von der verunglückten Dschunke einen einzigen Matrosen mit. Wir hatten hier eine gute Gelegenheit von der christlichen Liebe ein Zeugniß abzulegen, denn wir konnten helfen, da zuvor Niemand uns in unserer Noth beigestanden. Wir setzten ein Boot aus und diesem gelang es, sich an die Dschunke anzulegen, obgleich die See es mehrmals zu verschlingen drohete. Die Leute von der Dschunke, 12 an der Zahl, streckten ihre Arme nach Rettung aus und gaben durch ein klägliches Geschrei ihre unglückliche Lage zu erkennen. Das erste was sie uns ins Boot reichten, war ein Bild der Himmelskönigin, welche in China Patronin der Schifffahrt ist. Ungeduldig, da wir keinen Augenblick zu verlieren hatten, schrie ich

ihnen zu: „Laßt doch das Götzenbild verderben, das weder euch noch sich selbst retten kann!“ Wir nahmen 4 Mann in das Boot auf und kehrten mit ihnen zu unserem Schiffe zurück. Der Götze ertrank, aber die Leute wurden Alle gerettet. Sobald sie bei uns an Bord waren, fiel der Capitain der Dschunke vor unserem Cargadeur, Herrn A. auf's Knie. Wir ermahnten ihn aber, den wahren Gott anzurufen und ihm für die Rettung zu danken. Als wir aber ihre Kleider und einiges von der Ladung abholten, stieg das Wasser schon auf's Verdeck und wir steckten das Wrack in Brand.

Sobald wir nach mancherlei Mühseligkeiten in den Wusung eingelaufen waren, setzten wir eine Eingabe an den obersten Beamten des Schenghae-Distriktes auf und übergaben die Chinesen, welche Eingeborne der Insel Tsöng-ming waren, seiner Obhut. Der Admiral Kweng, der oberste Marine-Officier dieser Nation erwies sich sehr freundlich, erkundigte sich angelegentlich nach dem Cargadeur des Amherst und bot uns seine Dienste an. Am Wusung und zu Schenghae traf ich vielfältig mit den Leuten wieder zusammen, welche ich sechs Monate zuvor kennen gelernt hatte. Sie schienen fast noch freundlicher als damals. In den Dörfern wurde überall gefragt, ob ich nicht neue Bücher mitgebracht hätte. Sobald ich einige ausgetheilt hatte, nahm die Nachfrage noch zu.

Die Mandarinen widersetzten sich nicht direct meinen Büchervertheilungen und Unterredungen mit den Eingebornen. Nachdem sie zuerst die strengsten Verbote gegen allen Handelsverkehr mit uns erlassen hatten, ließen sie uns nachher thun, was wir nur wollten. Sie sahen, daß die heftigen Edikte nichts ausrichteten und stimmten ihren Ton um; sie lobten uns wegen der den 12 Chinesen erwiesenen Wohlthat, gaben aber dem Volke zugleich den väterlichen Rath, sich mit uns Barbaren

nichts zu schaffen zu machen. Es kam unterdeß ein kaiserliches Mandat an, worin den Beamten befohlen war, uns mit Theilnahme zu begegnen, uns aber nicht mit Reis oder Wasser zu versehen. Sie schickten uns demungeachtet große Quantitäten Lebensmittel, Mehl u. dgl. an Bord und machten nur die Bedingung, daß wir nichts bezahlen sollten. Da wir an Proviant knapp waren, so nahmen wir ihr Geschenk an.

Dieser mittlere Theil Chinas ist sehr fruchtbar; er besteht aus einer Ebene von schwarzem Lehmboden, bewässert durch unzählige Gräben und Canäle. Die Bevölkerung ist ungeheuer zahlreich, und wenn wir nach der Menge der Kinder, welche wir sahen, urtheilen dürfen, noch im Wachsen. Schenghae scheint der größte Stapelplatz des Reiches zu sein. Wir fanden mehr als 1000 Dschunken der Stadt gegenüber vor Anker liegend, und noch immer neue kamen mit jedem günstigen Wetter; es ist die Pforte von Mittel-Asien und besonders von Mittel-China zu nennen. Während der Zeit, daß wir da waren (vom 25. December 1832 bis zum 5. Januar 1833), war im Ganzen kaltes Wetter, das Thermometer stand selten über 33°.

Am 5. Januar nahmen wir unseren Lauf nach Schaepu, einem Hafen an der Nordküste von Schikieng. Die ganze Küste vom Gelben Fluß an bis zu diesem Hafen war sehr flach und kaum sichtbar, auch wenn das Schiff nahe am Lande segelte. Die See weicht überall vom Lande zurück, so daß Striche, welche bei niedrigem Wasser trocken liegen, die ganze Küste säumen, und nach und nach einen pflügbaren Boden geben. Wir suchten einige Meilen nördlich von Schaepu zu landen, liefen aber selbst mit unserem kleinsten Boote auf den Grund und hätten über eine Meile weit durch den Schlamm waten müssen, um die Küste zu erreichen. Von Schaepu an wurde das Land hüglig und blieb dann so eine große Strecke weit.

Schaepu

Schäpu hat vom Kaiser die Alleinberechtigung zum Handel mit Japan. Der Hafen ist ziemlich gut. Ebbe und Flut ist so stark, daß auch die kleinern Dschunken beim Fall des Wassers trocken gelegt werden. Die Stadt hat etwa 5 Meilen im Umfang, ist im Viereck erbaut und von zahllosen Canälen, welche mit dem Heng-schau-Flusse zusammenhängen, durchschnitten. Die umliegende Gegend ist unübertrefflich reich an malerischer Schönheit. Sie ist, so weit das Auge reicht, wie eine einzige fortlaufende Ortschaft, aus welcher hohe Pagoden, romantische Mausoleen und stattliche Tempel hervorragen. Das Land umher wird das chinesische Arkadien genannt und verdient auch solche Benennung. Die Eingebornen sind stolz auf ihre Gegend. Sie haben die Natur zu verbessern getrachtet und durch ihre Canäle, ihre reinlichen Straßen, ihre Anpflanzungen und ihre ansehnlichen Gebäude die Landschaft verschönert. Nirgends fanden wir ein so offnes Benehmen und so freundliche Gesinnung, als an dieser Küste. Sie waren unerschöpflich in ganz verständigen Fragen über unser Land und schienen unserer Gesellschaft nicht genug haben zu können.

Als wir zuerst landeten, stellten sich Truppen am Ufer auf. Die Soldaten hatten Luntengewehre und die brennenden Lunten in Bereitschaft. Ein tartarischer General hatte in einem Tempel Platz genommen, um von dort die Operationen zu leiten. Da wir das Feuer der Chinesen, welches niemals Schaden thut, schon kannten, so zogen wir still an ihrer Schlachtreihe vorüber. Darauf gingen die Soldaten zurück, und da eine große Volksmenge sich hinter ihnen gesammelt hatte, so wurde diese in das Lager gedrängt und warf die Zelte über den Haufen. Weiter ereignete sich kein Unfall; wir hatten volle Freiheit überall umherzugehen und mit dem Volke zu reden, und nur die lärmende Zudringlichkeit einiger Officiere ward uns von Zeit zu Zeit lästig.

Mit einem Abgeordneten aber vom Gouverneur zu Heng-schan, einem sehr einsichtsvollen und höflichem Officier, und mit einigen anderen Mandarinen gelang es uns, in einer Unterredung uns zu verständigen.

Am 14. Januar gingen wir bei einer Insel vor Anker. Die Leute verriethen hier mehr Neugierde, unser Schiff zu sehen, als an dem vorigen Ankerplatze, und da die Mandarinen nicht im Wege waren, so konnten wir mit Muße der Unterredungen mit dem Volke pflegen. Auf der Insel stand ein Tempel, der sehr geräumig war und eine Art Labyrinth bildete. Die ganze Insel ist malerisch und scheint deshalb ausdrücklich erlesen zu sein. Wir sahen ein Edikt angeschlagen, welches den Besitz von Waffen verbot, bei Strafe der Enthauptung. Die Priester hatten schon lange gewünscht, christliche Bücher zu besitzen und weinten fast vor Verdruß, da ich ihnen keine geben konnte; am anderen Ufer, wo ich zuerst gelandet war, hatten die Leute nicht geruht, bis sie mir das letzte Buch aus der Hand gerissen. Wenige waren, die nicht lesen konnten, und wir waren viel in Gesellschaft der Eingebornen. Sie benahmen sich eben so herzlich als verständig und gaben uns, wo sie konnten, Proben von freundschaftlicher Gesinnung.

Obgleich der Winter und die Kälte oft strenge war, hatte doch das Land gegen Südwest eine Menge von reizenden Aussichten. Wir pflegten von einem Tempel, welcher kaiserlich war und ein vergoldetes Dach hatte, die umliegenden Thäler zu beschauen. Mit dem Priester, einem verschlagenen Patron und einem Muster chinesischer Höflichkeit, hatte ich eine lange Unterredung über Religion; auf Gegenstände, welche die jenseitige Welt betrafen, ließ er sich gar nicht ein und schien ein großer Freigeist zu sein.

Am 17. Januar segelten wir nach der Insel Kin-teng, welche wir schon mit dem Amherst besucht hatten. Da die Kälte überaus streng war, so starben vom Schiffsvolk einige. Die Mandarinen hatten von dem inneren Hafen schon Besitz genommen und wir hielten für das Beste, uns mit ihren Dschunken nichts zu schaffen zu machen; die Eingebornen, welche hier unter den Augen ihrer Obern waren, zeigten sich scheu, erkannten mich aber wieder und brachten viele Kranke zur Heilung. Die Lage der Armen im Volke und überhaupt der unteren Stände ist im Winter sehr traurig. Sie haben kein Brennholz; jedes Sträuchlein wird abgehauen, jede Wurzel ausgegraben und die Höhen, welche anderswo Waldung tragen, sind ganz kahl oder nur mit wenigen Tannen besetzt. Um sich einigermaßen zu erwärmen, tragen sie Kohlenbecken mit sich umher. Sie ziehen fünf bis sechs dicke Jacken an, die mit Baumwolle wattirt und mit vielen aufgenähten Flicken noch verdoppelt sind. Die Chinesen sind gemeinlich schmutzig in ihrer ganzen Lebensart; und aus ihrer Unsauberkeit und dem übermäßigen Einhüllen des Körpers entstehen sehr viele und wenn sie einwurzeln, oft gar böse Hautkrankheiten. Ein Missionair in diesen Gegenden thut daher gut, sich mit Schwefel und Merkurialsalbe gehörig zu versehen. Der Kranken waren so viele, daß ich ungeachtet alles guten Willens doch nur dem kleinsten Theil derselben Hülfe leisten konnte. Besonders wären Augenkrankheiten sehr häufig. Es ist oft der Wunsch in mir aufgestiegen, ein Hospital im Mittelpunkte des Reiches, an einem zur See wie zu Lande leicht zugänglichen Orte errichtet zu sehen.

Wir besuchten auch die südlicheren Theile der Insel und ich breitete die christliche Schriften überall aus. Wir kamen über viele Hügel und passirten zahllose Thäler und fanden für unsere Bücher allerwärts eifrige Leser. Alle Thüren öffneten

sich uns, und wo wir uns einzutreten weigerten, brachten die Leute uns Thee heraus und nöthigten uns zu trinken.

Unser nächster Ankerplatz war bei Kitau, einer Spitze des Festlandes. Wir fanden dort viele Thee-Plantagen und sahen zum erstenmale diese Pflanze wild wachsen. Nur die Thäler dieses Distriktes sind angebaut, auf den Bergen sind gute Weiden, doch halten die Chinesen nicht mehr Vieh als sie zur Bestellung ihrer Landes unumgänglich nöthig haben. Die Leute der Gegend verachteten unsere Bücher Anfangs als Werke der Barbaren; ich widerlegte sie nicht, sondern begnügte mich, einem armen, fast blinden Mann Hülfe zu leisten. Dies rührte ihn. „Nach Euren Handlungen zu urtheilen", sagte er, „müssen Eure heiligen Bücher sehr gut sein; gebt mir doch einige davon! Zwar kann ich nicht lesen, aber ich habe Kinder die es verstehen." Nachher ward die Nachfrage nach Büchern so groß, daß wir kein Dorf passirten wo ich nicht mit Gesuchen darum überhäuft wurde. Jeder, der ein Buch erhielt, achtete es für eine hohe Gunst und nahm seinen Schatz heim, um ihn mit Freunden und Verwandten zu genießen.

Nach sieben Tagen fuhren wir ab und erreichten am 4. Februar die Insel Pu-tu. Sie sah von weitem öde und unbewohnbar aus. Als wir aber näher kamen, bemerkten wir sehr hohe Gebäude und große glänzende Kuppeln. Auf einem vorspringenden Felsen, dessen Fuß das Meer bespülte, stand ein Tempel. Wir waren eben noch in Betrachtung eines andern ausgezeichneten Gebäudes, das sich in einem Haine befand, versunken, als wir einige Buddhapriester an der Küste gehen sahen, welche der neue Anblick eines Schiffes herbeigezogen hatte. Kaum stiegen wir ans Land, so schritt ein anderer Haufe Priester, grob und schmutzig gekleidet, unter Gesang auf uns zu. Als ihnen Bücher angeboten wurden, riefen sie aus: „Gelobt sei

Buddha", und nahmen alles was ich hatte mit Begierde an. Wir stiegen sodann zu einem großen Tempel hinauf, der von Bäumen und Bambusrohr umgeben war. Durch ein prächtiges Thor gelangten wir in einen geräumigen Hof, den eine lange Reihe barackenartiger Gebäude — die Wohnungen der Priester — umgab. Im Innern sahen wir die Riesenbilder Buddhas, der Göttin der Barmherzigkeit, Kwen-yin und anderer mißgestalter Götzen in den weiten, reichverzierten Hallen. Auch ward ich an den Altar der unbekannten Gottheit, den Paulus zu Athen fand, lebhaft erinnert, da in einer kleinen Halle ein weißbehängter Altar zu gleichem Zwecke diente. Ich redete die Priester an, welche uns schaarenweise folgten, denn mehrere Hundert gehören zu diesem Tempel; aber viele schenkten unsern Kleidern viel mehr Aufmerksamkeit als meinen Worten; während zu meiner Freude die meisten und verständigeren unter ihnen so eifrig in unsern Büchern lasen, daß sie für uns selbst kaum einen Blick hatten. Die Schrift, welche ihnen am meisten gefiel, war ein Gespräch zwischen Scheng, einem Christen und Yuen, einem unwissenden Heiden. Dies Werk des verstorbenen vielbeklagten Dr. Milne enthält auch sehr scharfe und richtige Bemerkungen und ist unter chinesischen Lesern immer ein Lieblingsbuch gewesen.

Der Oberpriester wünschte uns zu sehen. Er war ein alter tauber Mann, der wenig Autorität zu besitzen schien; auch war alles, was er sagte, ganz unbedeutend. Die Furcht des Volks bei unserm ersten Anblicke hatte sich nach und nach gelegt, und als ich unser Schiff endlich auf der Rhede vor Anker gehen sah, holte ich frischen und größeren Büchervorrath herbei. Die Nachfrage war nun auch größer, ich ward fast erdrückt von den Schaaren der Priester, welche herabgelaufen kamen, um wenigstens ein kurzes Traktätchen zu erlangen.

Als wir eine gepflasterte Straße verfolgten, sahen wir noch einige kleinere Tempel und kamen dann zu großen Felsen, in welche Inschriften in ungeheuren Schriftzügen eingehauen waren. Eine derselben belehrte uns, daß es in China Weise gäbe. In den Felshöhlen waren kleine vergoldete Götzen und Ueberschriften angebracht. Endlich fiel uns ein noch größerer Tempel plötzlich in die Augen, welchen wir an seiner gelben Verdachung für einen kaiserlichen erkannten. Eine sehr geschmackvoll erbaute Brücke über einen kleinen Teich führte zu einem mit viereckigen Steinen gepflasterten Platze. Die Architektur des Gebäudes hatte denselben Styl wie an den kleineren Tempeln, doch war sie ausgeführter und geschmackvoller. Die Götzen waren ebenfalls dieselben; die Bilder waren aber zahlreicher. Der Tempel war der größeste den ich noch in China gesehen, und mit allen Arten von Productionen der chinesischen Kunst ausgeschmückt.

Die ungeheuren Götzenbilder waren aus Thon gemacht und ziemlich reich vergoldet. Es gab große Trommeln und beträchtliche Glocken in dem Tempel. Die Priester sangen in unserer Gegenwart eine Art Vesperhymne in der Pali-Sprache. Der Gottesdienst war dem der römischen Kirche nicht unähnlich. Sie hielten ihre Rosenkränze in beiden über der Brust gefalteten Händen. Einer hatte ein Glöckchen mittelst dessen er die Ceremonie leitete. Von Zeit zu Zeit schlugen sie die Trommel oder läuteten mit einer großen Glocke, um Buddhas Aufmerksamkeit auf ihre Gebete zu lenken. Sie wiederholten zu hundertmalen dieselben Worte. Niemand war übrigens mit seinem Geiste bei der Sache; während einige die Gebete murmelten, sahen die Uebrigen sich um, lachten und spaßten. Einiges anwesende Volk kümmerte sich um die feierliche Handlung gar nicht, sondern sah nur uns an. Wir standen zwar in einer dunkeln Halle und

vor dem größten Buddhabilde; dennoch hatte der Gottesdienst nichts Erhebendes; selbst unsere Matrosen empfanden nur Widerwillen dabei. Obgleich die Regierung manchmal den Buddhismus als eine gefährliche Lehre verdammt, so sahen wir hier doch wieder Anschläge, die vom Kaiser selbst ausgegangen waren und das Volk ermahnten, zu diesem Tempel zu wallen, um vom Himmel einen gesegneten Frühling zu erflehen. Der Tempel ist schon vor Jahrhunderten (um 550 v. Chr. etwa) unter der Lieng-Dynastie erbaut, nachher oft reparirt und von den Kaisern der vorigen und jetzigen Dynastie sehr begünstigt worden. Er war zu Ehren der thatenreichen Göttin der Barmherzigkeit erbaut, welche diesen Ort durch ihre Gegenwart verherrlicht haben sollte. Es sind auf der Insel 2 große und 6 kleine Tempel, alle in einerlei Styl erbaut; und das Bild Kwen-yins genießt daselbst vorzüglicher Verehrung. Man sagte uns, daß 2000 Priester auf der Insel, welche nicht über 12 □ Meilen groß zu sein schien, wohnten; Frauen wurden gar nicht geduldet, auch von Laien Niemand als die Dienerschaft der Priester. Da zum Unterhalt einer so großen Schaar von Müßiggängern das ihnen zur Bestellung angewiesene Land nicht zulangt, so durchstreifen sie mit dem Bettelsack die umliegenden Provinzen und gehen selbst bis Siam. Viele Einkünfte entstehen auch für die Priester daraus, daß der Tempel ein Wallfahrtsort ist. Oft legen reiche Leute und glückliche Schiffs-Capitaine ihre Dankbarkeit in Gold auf seine Altäre nieder. Deshalb unterhalten die Priester geräumige und wohlversehene Hallen für Gäste, während sie selbst sehr spärlich leben. Wir sahen viele junge hübsche Kinder welche zu dem Tempel gebracht waren, um früh in den Buddhadienst eingeweiht zu werden. Die Priester klagten sehr über den Verfall ihres Instituts und baten um Geschenke. Wer die Insel zum ersten Mal sieht, muß sich in ein Feenland versetzt glauben;

so überraschend ist der Eindruck den die malerische Landschaft macht mit ihren hohen Felsgipfeln, und dazu die vielen Tempel, die kolossalen Inschriften und vor allem das große Mausoleum der Priester. Ich vertheilte zu Putu Tausende von Büchern und Traktaten, welche zum Theil in die Provinzen gingen, denn einige Personen nahmen sie ausdrücklich zur weiteren Vertheilung.

Wir besuchten noch einige sehr bevölkerte Inseln der Chusan-Gruppe. Englische Schiffe sind im vorigen Jahrhundert bisweilen dorthin gekommen, aber kein europäischer Schiffer hat die Gegend sorgfältig aufgenommen, daher wir uns, soweit die Umstände erlaubten, dieser Mühe unterzogen.

Die große Insel Chusan hat beträchtliche Höhen und äußerst fruchtbare Thäler. Die Zahl ihrer Bewohner beläuft sich vielleicht auf eine Million. Unter anderen Ortschaften besuchten wir an ihrer Küste das Fischerdorf Schin-kiae-mun, das einen guten vor allen Winden gesicherten Hafen hat, aber ein ganz gottloses Nest ist. Die Eingebornen verlangten stürmisch Bücher und wollten sie bezahlen, um nur welche zu erhalten. Als ich ans Land stieg, mußte ich Matrosen zu meiner Sicherheit mitnehmen, denn das Volk hätte mich schier erdrückt. Wir liefen eine ganze Strecke, um ihrer Zudringlichkeit zu entgehen. Doch holten sie uns ein, und ich ward buchstäblich ausgeplündert. Diejenigen, welche Bücher davon trugen, erhoben ein Freudengeschrei; die Uebrigen schalten mich, daß ich mich nicht reichlich genug versehen hätte. Tage lang wurde ich bestürmt, konnte aber ihren Anforderungen nicht genügen. Ich versprach mit größerem Vorrathe einmal wiederzukommen, und hoffe, daß Gott mir dies zulassen wird.

Nachdem wir uns ziemlich lange an der Küste von Siengschen (auf dem Festlande) aufgehalten, segelten wir nach Schipu, und kamen daselbst am 1. April an. Wir fanden einen schönen

Ort und sehr guten Hafen. Das Wetter war bisher stürmisch und kalt gewesen. Wochen lang hatten wir vor dickem Nebel die Sonne nicht gesehen. Jetzt aber war der Frühling nahe, die Weizenfelder grünten, die Pfirsichbäume bedeckten sich mit ihren duftenden Blüthen. Die Mandarinen haben endlich aufgehört, uns aus bloßer Eifersucht zu belästigen und werden sich uns vielleicht gar nicht mehr in den Weg stellen. Sie haben gesehen, wie fruchtlos ihre Versuche waren, unsern Verkehr mit dem Volke zu hemmen.

Wir blieben einige Zeit an der Küste von Fuhkien. Es herrschte großer Mangel. Die Korn-Dschunken von Formosa waren wegen des dortigen Aufstandes ausgeblieben. Manche arme Bauern lebten von den Aehren des grünen Weizens, welche sie wie Reis röfteten und kochten. Die Noth hat zu Piraterei und Wegelagerung geführt. Wir brachten einige Zeit in einem von Piraten bewohnten Dorfe zu, erlitten aber keinen Schaden.

Auf unsern Excursionen besuchten wir die große Insel Kinmun, nördlich vom Hafen Amoi. Ungeheure Felsblöcke sahen wir da, wie von Menschenhänden aufeinander gethürmt. Die Insel ist sehr unfruchtbar, hat aber doch 50,000 Einwohner, unternehmende Kaufleute und kühne Schiffer. Einige bedeutende Orte haben wir gewissermaßen entdeckt, denn kein Europäer, wenn wir die Jesuiten ausnehmen, hat sie je besucht.

Nach einer Reise von 6 Monaten und 9 Tagen erreichten wir Lintin, in der Nähe von Macao, am 29. April. Gelobt sei Gott für alle Huld und Rettung die wir auf einer so gefährlichen Fahrt erfahren haben.

auf einer Anhöhe und sahen wohl eine Wasserfläche, aber kein stürzendes (oder, wie der Tatar es nannte, fliegendes) Wasser vor uns. Eine Aufschrift am Pfahle wies uns den Weg zum Imatra. Kaum bogen wir rechts ab, als wir auch schon da waren. Hier konnte ich mich zuerst des Lachens nicht enthalten, so sehr glaubte ich mich in meinen Erwartungen getäuscht. Mein vorsichtiger Reisegefährte aber ließ sich, als ruhiger Niederländer, nicht aus der Fassung bringen; wir wollen erst sehen, sagte er — und — er hatte Recht. Unter uns, oder vielmehr vor uns, schäumte ein schmaler Streif brausenden Wassers, der sich rauschend durch die Felsen drängt über einen nicht bedeutenden Abhang. Jenseit des Wassers sahen wir ein einladendes Lusthaus und einen durch weiße Geländer geschützten gut unterhaltenen Spazierweg. Wir machten also, daß wir fortkamen; fuhren, gegen 4 Werst weit, die aus dem Saima-See dem Ladoga zufließende Wuoxa hinauf, welche hier sich bedeutend erweitert, bestellten uns Lachsforellen im Wirthshause und setzten dann über den Strom. Links und rechts, über und unter uns, sahen wir Wasser sich über Fels-Schwellen drängen und schäumend sich fortbewegen. Es gehörte die ganze Kraft eines schwachen finnischen Mädchens dazu, um uns hinüber zu setzen *); nur von Zeit zu Zeit griff auch ihr Mitarbeiter, ein junger Finne, zum Ruder und wir waren mit Pferden, Mann und Wagen an dem jenseitigen Ufer der Wuoxa. Hier fuhren wir ein Paar Werst den Fluß wieder hinab und gingen dann bis

*) Solche in noch unreifem Alter stattfindende Verrichtungen angestrengter Arbeiten könnten vielleicht mit Schuld daran sein, daß man hier manchem vor der Zeit gealtertem weiblichen Individuum begegnet. Selbst die durch ihre Einfachheit so interessanten hier gebräuchlichen Handmühlen, die doch wohl meist von Frauenzimmern in Bewegung gesetzt werden, dürften dem unvollkommen ausgebildeten Mädchen wohl schaden.

kauft werden kann. Man findet sie zwischen mehr und weniger die ganze Halbinsel entlang. Allenthalben dient sie dem gemeinen Volke zur Erquickung. In Städten wird sie auch schnittenweise verkauft und zu solchem Behufe auf quer, über Schubkarren ruhenden Brettern in den Straßen umhergeführt; und zwar selbst bei Nacht, wo dann auf den Brettern Papierlampen befestigt stehen. Jedoch ist die Frucht auch dem Vermöglichen im hohen Sommer eine nicht minder willkommene Erfrischung. Ihr Saft kühlt mehr als alles Eiswasser und dergleichen den von der Tageshitze abgematteten Körper. Wohlthätig belebt er wieder alle abgespannten Lebensgeister; man erwacht zu sich selbst, bekömmt wieder Ideen deren man sonst während der Hitze rein unfähig wird. Alles dieß ist keine Einbildung; man muß erfahren haben, was wochenlange, unausgesetzte Hitze sey; wie ohne solche Mittel selbst der Abend keine Linderung gewährt; wo erst alles Gemäuer umher die eingesogene Tageshitze von sich giebt, und sich eine bange dumpfe Schwüle verbreitet.

Während der Taglöhner an solchen Abenden oft am Marmorthore des Palastes eines Reichen gelehnt, zufrieden die Hälfte einer Wasser-Melone in der Hand, aus der Schale die Schüssel, aus dem Inhalte die Speise macht, diesen mit dem Löffel heraus schält, den labenden Saft gierig herausschlürft, thut der Reiche oben in seinem Palaste ein Gleiches, nur mit mehr Verfeinerung. Schon haben sich die wenigen Geladenen hiezu eingefunden. Der Hausgeistliche, ein älterer, und ein jüngerer Mann. Beide letztere ledig; die Tochter vom Hause, ein reiches hübsches Mädchen, nicht ungerne sehend; mit der Familie verwandt genug, um durch ihren Besuch keinen Anlaß zu Gerede zu geben, und doch nicht so nahe, um das Mädchen nicht allenfalls ehelichen zu können. Mit der Initiative, welche sich in allen Ländern gleicht, d. i. mit wechselseitigen Erkundigungen

über das Befinden, mit Klagen über Wetter und Hitze, beginnt das Gespräch. Denen, welchen das Leben im Ganzen zu kurz vorkömmt, mag die Zeit in solchen Augenblicken gewiß lang genug sein. In der Provinz ist man in dieser Art von Langeweile bedeutend weiter vorgeschritten. Dort weiß der Hausgeistliche einige kleine Stadtvorfälle zu erzählen, die gehörig durchbesprochen werden, obschon die heutigen den gestrigen auf ein Haar gleichen. Auch wird ein und der andere Bekannte beiläufig in's Lächerliche gezogen, worin die Damen mit anmuthig grausamer Eloquenz nicht zurück bleiben. Der ältere Herr hatte sich neben die Tochter des Hauses zu setzen gewußt, während diese, selbst jung und hübsch, lieber den jüngeren Gast, gleichfalls jung und hübsch, neben sich hätte. Unter dem Vorwande, im Saale sei es allzu dunkel, weiß sie listig den Fensterladen etwas zu öffnen, so daß ein grell leuchtender Sonnenstrahl gerade auf ihren älteren Nachbar falle. Allsogleich zog sich dieser unter dem Vorwande zurück, das Sonnenlicht blende ihn zu sehr; eigentlich aber weil er bei seinen noch stets hartnäckigen Ansprüchen auf Jugend, seine zahlreichen grauen Haare keiner unangenehmen Beleuchtung aussetzen wollte; wie Bulwers Ultram gerne ein gewisses schräges Licht mied, welches die häufigen Falten seines Gesichtes mehr in Evidenz brachte. Wirklich hatten auch die weißen Haare jenes nichts weniger als jungen Gastes angefangen, in gräßlicher Glorie zu blitzen, zu nicht geringer Freude des Mädchens und des wohlgelittenen jüngeren Gastes. Dieser hatte nichts zu fürchten und rückte demnach schnell an die leer gewordene Stelle, ohne daß die Mutter des Mädchens füglich etwas dagegen einwenden konnte, so sehr sie auch den ältern Herrn, wegen seines großen Vermögens, als Eidam wünschte, und der Tochter angenehm zu machen suchte.

Allein Liebe frägt nicht nach Reichthum, wie Reichthum oft nach Liebe. Ganz natürlich war dem Mädchen daher der jüngere obgleich wenig Bemittelte lieber als der ältere Crösus! — Inzwischen waren die zum Genusse bestimmten zwei Wasser-Melonen aus dem frischen Brunnen heraufgezogen, worin sie drei volle Tage hingen, um den möglichsten Grad natürlicher Kälte zu erlangen.

Bald erscheinen sie auf runden Mahagoni-Brettern von den Bedienten getragen, im Saale. Die kleineren Kinder des Hauses tanzen jubelnd davor einher, singend in freudiger Begierde nach dem Genusse; Melonen-Ranken in den Händen, so daß das Ganze einem kleinen Bachanten-Zuge glich, dem nur noch Panther, Tieger und Ceres fehlen! In die eine der beiden Melonen, für die Männer bestimmt, wird früher durch eine eingebrachte Oeffnung Liqueur eingelassen, worauf die Frucht einen Augenblick stehen bleibt, damit das Melonen-Fleisch den Geist einsauge. Inzwischen wird das andere Stück ohne Liqueur, für die Damen und Kinder gehörig, sorgfältig zerschnitten, was bald nachher auch mit der zweiten Melone geschieht. Es rauchen die Schnitten förmlich vor Kälte in der warmen Luft. So währt es nicht 5 Minuten, daß ein Jeder aus der Gesellschaft, schon betheilt, in aller Arbeit vor seinem Teller sitzt; sogar die Wärterin mit dem kleinsten der Kinder vom Hause, welche sich unterdessen eingefunden.

Essen und Trinken ist ein Grundbedürfniß der Menschheit! Dies wird wohl kein Skeptiker in Abrede stellen. Nicht uninteressant ist es aber zu beobachten, wie der Mensch überall und zu allen Zeiten auch die Freuden der Geselligkeit für Lebensverschönerung daran zu knüpfen sucht. Die Symposien der Alten, die Bankette der Mitter, die Fruchttafel der Großen, wie das festliche, und freundschaftliche Mahl und das Diner im heutigen

Als wir eine gepflasterte Straße verfolgten, sahen wir noch einige kleinere Tempel und kamen dann zu großen Felsen, in welche Inschriften in ungeheuren Schriftzügen eingehauen waren. Eine derselben belehrte uns, daß es in China Weise gäbe. In den Felshöhlen waren kleine vergoldete Götzen und Ueberschriften angebracht. Endlich fiel uns ein noch größerer Tempel plötzlich in die Augen, welchen wir an seiner gelben Verdachung für einen kaiserlichen erkannten. Eine sehr geschmackvoll erbaute Brücke über einen kleinen Teich führte zu einem mit viereckigen Steinen gepflasterten Platze. Die Architektur des Gebäudes hatte denselben Styl wie an den kleineren Tempeln, doch war sie ausgeführter und geschmackvoller. Die Götzen waren ebenfalls dieselben; die Bilder waren aber zahlreicher. Der Tempel war der größeste den ich noch in China gesehen, und mit allen Arten von Productionen der chinesischen Kunst ausgeschmückt.

Die ungeheuren Götzenbilder waren aus Thon gemacht und ziemlich reich vergoldet. Es gab große Trommeln und beträchtliche Glocken in dem Tempel. Die Priester sangen in unserer Gegenwart eine Art Vesperhymne in der Pali-Sprache. Der Gottesdienst war dem der römischen Kirche nicht unähnlich. Sie hielten ihre Rosenkränze in beiden über der Brust gefalteten Händen. Einer hatte ein Glöckchen mittelst dessen er die Ceremonie leitete. Von Zeit zu Zeit schlugen sie die Trommel oder läuteten mit einer großen Glocke, um Buddhas Aufmerksamkeit auf ihre Gebete zu lenken. Sie wiederholten zu hundertmalen dieselben Worte. Niemand war übrigens mit seinem Geiste bei der Sache; während einige die Gebete murmelten, sahen die Uebrigen sich um, lachten und spaßten. Einiges anwesende Volk kümmerte sich um die feierliche Handlung gar nicht, sondern sah nur uns an. Wir standen zwar in einer dunkeln Halle und

vor dem größten Buddhabilde; dennoch hatte der Gottesdienst nichts Erhebendes; selbst unsere Matrosen empfanden nur Widerwillen dabei. Obgleich die Regierung manchmal den Buddhismus als eine gefährliche Lehre verdammt, so sahen wir hier doch wieder Anschläge, die vom Kaiser selbst ausgegangen waren und das Volk ermahnten, zu diesem Tempel zu wallen, um vom Himmel einen gesegneten Frühling zu erflehen. Der Tempel ist schon vor Jahrhunderten (um 550 v. Chr. etwa) unter der Lieng-Dynastie erbaut, nachher oft reparirt und von den Kaisern der vorigen und jetzigen Dynastie sehr begünstigt worden. Er war zu Ehren der thatenreichen Göttin der Barmherzigkeit erbaut, welche diesen Ort durch ihre Gegenwart verherrlicht haben sollte. Es sind auf der Insel 2 große und 6 kleine Tempel, alle in einerlei Styl erbaut; und das Bild Kwen-yins genießt daselbst vorzüglicher Verehrung. Man sagte uns, daß 2000 Priester auf der Insel, welche nicht über 12 □ Meilen groß zu sein schien, wohnten; Frauen wurden gar nicht geduldet, auch von Laien Niemand als die Dienerschaft der Priester. Da zum Unterhalt einer so großen Schaar von Müßiggängern das ihnen zur Bestellung angewiesene Land nicht zulangt, so durchstreifen sie mit dem Bettelsack die umliegenden Provinzen und gehen selbst bis Siam. Viele Einkünfte entstehen auch für die Priester daraus, daß der Tempel ein Wallfahrtsort ist. Oft legen reiche Leute und glückliche Schiffs-Capitaine ihre Dankbarkeit in Gold auf seine Altäre nieder. Deshalb unterhalten die Priester geräumige und wohlversehene Hallen für Gäste, während sie selbst sehr spärlich leben. Wir sahen viele junge hübsche Kinder welche zu dem Tempel gebracht waren, um früh in den Buddhadienst eingeweiht zu werden. Die Priester klagten sehr über den Verfall ihres Instituts und baten um Geschenke. Wer die Insel zum ersten Mal sieht, muß sich in ein Feenland versetzt glauben;